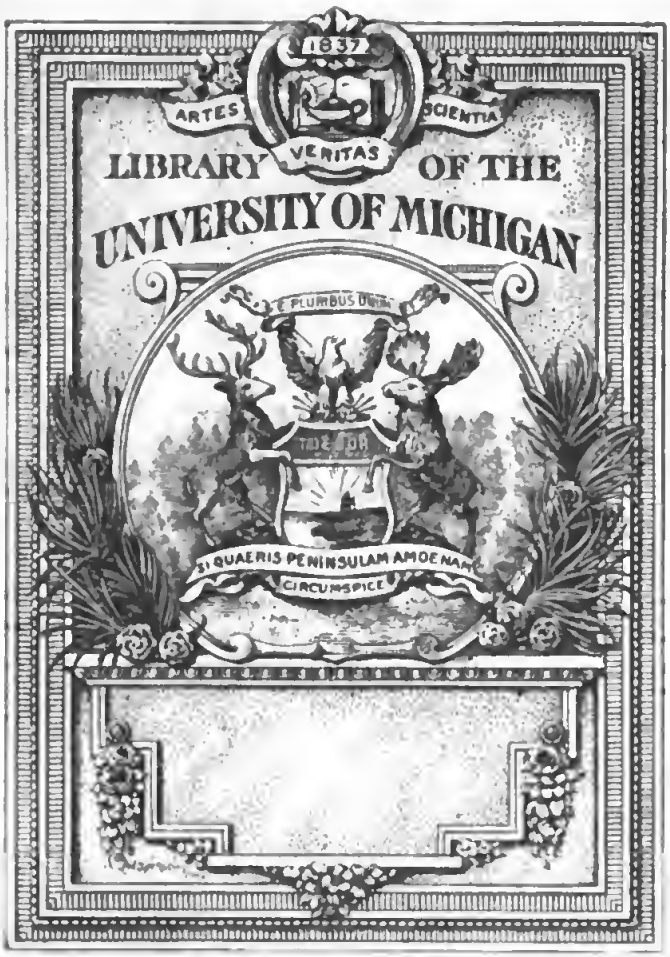
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



THE GIFT OF

Dr. H. L. Obetz

820.6B58

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Balduin Möllhausens Romane:

Der Spion.
3 Bände broschiert 10 Mk.

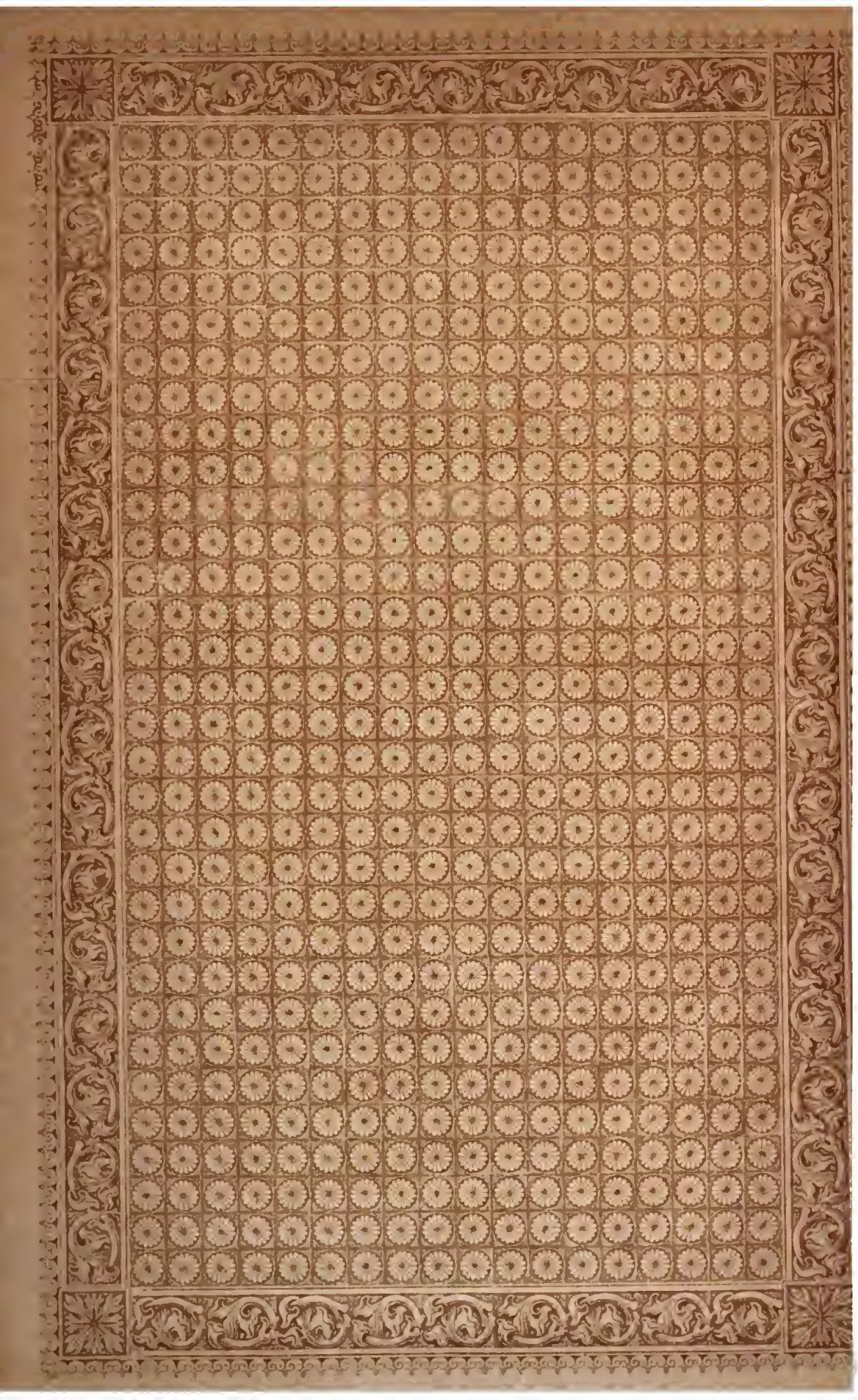
Die Söldlinge.
3 Bände broschiert 10 Mk.

Die beiden Nachten.
3 Bände broschiert 10 Mk.

Der Fährmann am Kanadian.
3 Bände broschiert 10 Mk.

Die längst bekannten Vorzüge des Verfassers, die packende, äußerst spannende Handlung, die farbenprächtigen Schilderungen kommen in diesen Romanen in einer Weise zur Geltung, welche uns das hervorragende Erzählertalent **Balduin Möllhausens** auf's Neue beweist.

In den meisten Buchhandlungen zu haben.

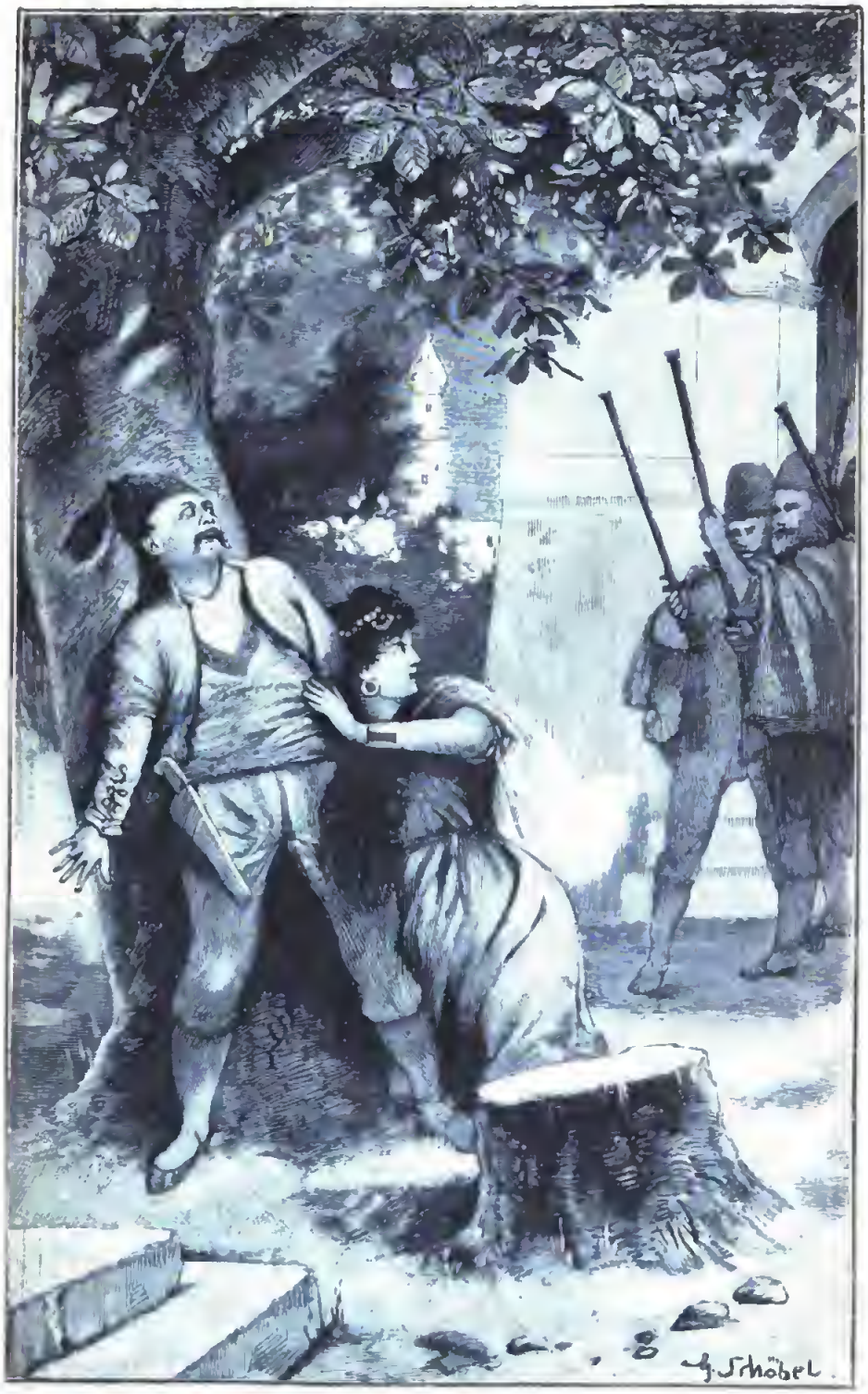


Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Digitized by Google



Zu der Erzählung „Mustapha's Teppich" von Vinko Zorić. (S. 99)
Originalzeichnung von G. Schöbel.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1895.

Siebenter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Welche von Beiden? Roman von Balduin Möllhausen (Fortsetzung) 7

Mustapha's Teppich. Erzählung aus Bosnien. Von Vinko Zorič 76

Mit Illustrationen von G. Schöbel.

Eine Jugendsünde. Novelle von Carl Ed. Klopfer . 101

Deutschland an der Sklavenküste. Bilder aus dem Togogebiet. Von W. Kersten 171

Mit 11 Illustrationen.

Ein weiblicher Dragoner. Biographische Skizze von Ernst Montanus 191

Ein Spaziergang durch London. Reiseskizze von J. G. Weiß 204

Mit 10 Illustrationen.

Moderne Glasmalerei. Kunstgewerbliche Plauderei von Ulr. Myers 224

Mit 10 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Eine sonderbare Parade 237

Peter der Große ꝛc. 238

Seite

Das Weinen der Thiere 238
General Seidlitz 239
Ein Kolossalkreuz 239
Kurzer Prozeß 240
Sonderbare Lückenbüßer 240
Aufklärung 240

Welche von Beiden?

Roman

von

Balduin Möllhauſen.

(Fortſetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Vierzehntes Kapitel.

Die Briſe war vollſtändig eingeſchlummert. Wie um ſich zur Nachtruhe einzurichten, ebnete der Huron ſeine leicht gekräuſelte Oberfläche. Feierliche Ruhe ſchwebte über den Wipfeln des Waldes. Roſiger Duft, die letzte Erinnerung an die zur Rüſte gegangene Sonne, hing in der Atmoſphäre und erhöhte den Eindruck des Träumeriſchen. Am Horizont zog einer der dortigen Rieſendampfer vorüber. Hinter ſich ſchleppte er anſcheinend eine träge zum Himmel ſteigende ſchwarze Rauchwolke. Langſam ruderten die indianiſchen Fiſcher in ihren Rindenkanoes landwärts. Sonſt war weit und breit kein Leben ſichtbar. Entzückt ließ Edward die Blicke in die Ferne ſchweifen; doch wohin er ſich wenden mochte: immer wieder verkörperten ſich in ſeiner Phantaſie zwei märchenhafte Schweſtergeſtalten. Schwarzes Gelock umwogte die ſchönen Häupter. Grüßend ſuchten ihn tiefe dunkle Augen.

Blackwell's kurze Thonpfeife qualmte, wie um es den

beiden Schornsteinen des Dampfers zuvor zu thun. Sein Gesicht hatte unter dem Einfluß großen Behagens, nach dem Muster des Sees, ein Drittel seiner Runzeln und Fältchen geglättet. Forschend betrachtete er seinen Gast, der plötzlich schweigsam geworden war. Endlich stieß er mit dem eigenen Grogglas an das Edward's und hob an:

„Kapitän, wenn eine Ankerwinde knarrt, wird sie geölt. Umgekehrt ist's mit 'nem gesunden Christen, der durch 'nen festen Trunk zum Knarren gebracht wird." Sie tranken, worauf Blackwell, das eine Auge zukneifend und mit dem anderen listig blinzelnd fortfuhr: „Sie sind ein Gentleman erster Klasse, dem wohl zuzutrauen, daß der Anblick eines ordentlichen Gewässers, mag es immerhin nicht viel mehr als ein Entenpfuhl sein, ihn zum Nachdenken treibt. Aber ich müßte mich irren, wie nur je ein grüner Deckjunge, der statt des Tabakknotens ein Stück Pech zwischen die Zähne schob, hätte 'ne feine Aussicht allein Sie hierher gebracht."

Freundlich kehrte Edward sich ihm zu und versetzte bereitwillig: „Sie irren in der That nicht. Hielt ich aber noch mit meinem Anliegen zurück, so geschah es, weil ich nicht recht einig mit mir, wo anzufangen."

„Recht so, Kapitän. Ein gutes Garn will bedachtsam abgewickelt werden, wie die Loggleine vom Haspel, oder das richtige Verständniß geht über Bord. Also herunter von Ihrem Gewissen mit der Angelegenheit, und gleichviel, um was es sich handelt: ich bin der Mann, Ihnen Rede zu stehen."

„Wohlan denn," begann Edward, indem er einen vergilbten Brief aus seiner Brieftasche nahm und vor sich auf dem Tisch ausbreitete, „im Begriff, Dinge zu Ihrer Kenntniß zu bringen, die nicht für Jedermanns Ohren sind, schicke ich die Erklärung voraus, wie ich hierher gelangte und worauf mein offenes Vertrauen zu Ihnen sich begründet.

Hier ist ein Brief, der vor etwa vierzehn Jahren geschrieben wurde. Was er enthält, ist offenbar mit Bedacht in unbestimmter Form gehalten, so daß es für jeden Uneingeweihten unverständlich bleibt. Klar ausgedrückt ist nur Folgendes." Und lesend fuhr er fort: „‚Sollte Jemand sterben, so ist es von unberechenbarer Wichtigkeit für mich, aber auch für Sie, es sobald wie möglich zu erfahren. Ein gewisser Blount, dem ich zu einer Farm verhalf, wäre wohl am geeignetsten gewesen, die Weiterbeförderung eines Briefes an meine Adresse zu vermitteln; allein da er weder des Lesens noch des Schreibens kundig, mußte ich meine Zuflucht zu seinem Nachbar nehmen. Dieser heißt Blackwell, ist Leuchtthurmwächter an der Mündung der Saginawbai im Staate Michigan. Wohin ich mich wende, weiß ich noch nicht, werde aber Blackwell zu seiner Zeit darüber unterrichten.' Unterschrift fehlt," fügte er hinzu, indem er das Schreiben in die Brieftasche zurückschob, „ist vorläufig auch nicht von Belang. In erster Reihe würde es sich darum handeln, ob Sie sich des Verkehrs mit jenem Unbekannten entsinnen."

„Dunkel, Kapitän; aber was mir noch erinnerlich, das sollen Sie erfahren. Eines Tages erschien also ein Herr hier, der händigte mir fünfhundert Dollars gegen Quittung ein, die sollte ich dem Blount, sobald er hier zugezogen, übergeben und dafür einen Empfangsschein zurückfordern. Wenn ich recht verstand, hatte er das Farmland im Auftrage Blount's angekauft, da sollte das übrige Geld zur ersten Einrichtung eines Gehöftes dienen. Pünktlich erfüllte ich seinen Wunsch, und das war das erste und letzte Mal, daß ich mit Blount in Geschäftsverkehr trat."

„Sie fanden aber Gelegenheit, den angekündigten Briefwechsel zu vermitteln?" fragte Edward gespannt.

„Kein einziges Mal, Kapitän. Ich empfing weder Briefe an den Herrn, noch setzte dieser mich davon

in Kenntniß, wohin ich ſolche Briefe zu ſchicken gehabt hätte."

„Aber ſeinen Namen erfuhren Sie?"

„Natürlich, Kapitän, wie hätte ich ſonſt die ihm nachzuſendenden Schriften herauserkennen ſollen? Der Sicherheit halber ſchrieb er ihn auf. Der Zettel muß noch da ſein. Vaughan nannte er ſich."

„Vaughan, Vaughan," wiederholte Edward beſtürzt. Dann lehnte er ſich, wie erſchöpft, zurück, „unglaublich — und dennoch —"

„Und dennoch Vaughan," beſtätigte Blackwell verwundert.

Schweigend ſtarrte Edward vor ſich nieder. Seine Gedanken ſchweiften in die Vergangenheit. Die Erlebniſſe am Red River ſich vergegenwärtigend, ſchwanden ſeine letzten Bedenken. Ueberwältigend ſtürmte das Bewußtſein auf ihn ein, daß es damals nur eines Wortes, einer Andeutung bedurft hätte, um weiteren Erklärungen Bahn zu brechen und demnächſt Gewißheit über Ringlet's Perſönlichkeit zu erlangen. Er war ſo verſtört, ſo faſſungslos, daß er den ehrlichen alten Gaſtfreund vergeſſen zu haben ſchien, bis dieſer endlich in die Worte ausbrach:

„Ich rechne, der Name kam Ihnen, wie 'n Gewitterſturm in den Paſſaten."

„Ueberraſchend, doppelt überraſchend, weil ich jetzt weiß, daß er jenem Herrn nicht gebührte. Aber Anderes iſt es noch, was mich in dieſem Augenblick bewegt: meine liebliche junge Führerin — es kann kein Zweifel darüber walten — iſt daſſelbe Mädchen, dem meine Reiſe hierher galt."

Erſtaunt ſah Blackwell auf den Kapitän. Seine Runzeln vervielfachten ſich, und die brennende Pfeife ſeitwärts in der Schwebe haltend, bemerkte er nachdenklich: „Sie meinen unſere Feu follet, die Tochter meines Nachbarn Blount?"

„Harriet Blount, wie sie bisher unberechtigter Weise genannt wurde, die aber grade so wenig Blount's Tochter, wie die Ihre, guter Freund," versetzte Edward. Er zögerte, bis er den Eindruck beobachtet hatte, den diese zuversichtlich ertheilte Kunde auf den Alten ausübte, und knüpfte wieder an: „Ich hoffe, mit meiner Offenbarung bei Ihnen keinem Unglauben zu begegnen; und mehr noch: daß Sie mir behilflich sind, das Geheimniß aufzuklären, welches sich um das liebe Kind webt."

„Keinem Unglauben, wenn die Nachricht aus dem Munde eines Gentleman von Ihrer Sorte kommt," bestätigte Blackwell. Er grübelte ein Weilchen angestrengt, um plötzlich sichtbar erleichtert fortzufahren: „Bei Gott, Kapitän, es ging mir schon von jeher im Kopf herum, daß Feu follet zu ihren Eltern passe, wie ein vergoldetes Gallion auf einen niederträchtigen Seelenverkäufer von schmierigem Häringsschooner."

„Das Mädchen selber weiß nichts über sein Herkommen?"

„Nichts. Dagegen will es mir beinah erscheinen, als ob seit einiger Zeit Zweifel in seinem klugen Kopf umgehen."

„Sie sind voraussichtlich in der Lage, Auskunft darüber zu ertheilen, wie, wann und woher das Kind einst hier auftauchte; denn geboren kann es hier unmöglich sein."

„Ich vermag nur zu verrathen, was ich mit meinen eigenen Augen ausmachte. Denn mit dem Blount freundschaftlich zu verkehren und ihn über seine Familienangelegenheiten auszuholen, ist mir natürlich niemals in den Sinn gekommen."

„Wie traurig, wie sehr traurig!"

„Traurig, Kapitän? Verdammt! Sie sind der Erste, der ein mitleidiges Wort für den Schurken hat."

„Meine Worte bezogen ſich auf das Mädchen; und ſicher iſt es tief zu beklagen, daß es dazu auserſehen wurde, in einer derartigen Geſellſchaft heranzureifen.“

„Wobei es indeſſen nicht die geringſte Havarie an ſeinem goldenen Herzchen erlitt, dafür bürge ich mit meiner Seele Seligkeit. Mag ſie immerhin wie ein Sankt Elmsfeuer in der ganzen Nachbarſchaft umherflackern, ſo gereichte das noch zu ihrem Glück; denn ſie lernte andere rechtſchaffene Menſchen kennen, nach denen ſie ſich richtete, und daher einen großen Widerwillen gegen das elterliche Haus und die Rowdiemanieren und gemeine Redeweiſe ihrer Angehörigen faßte. Sogar 'ne Kleinigkeit Gelehrſamkeit verſtaute ich heimlich in ihrem ſcharfen Kopf, oder ſie wäre aufgewachſen wie die lichtſcheuen Ratten in einem verpeſteten Kielraum.

Alſo vierzehn oder fünfzehn Jahre mag es her ſein, als Blount eines Tages hier auftauchte, um den Beſitz ſeines Grundes und Bodens anzutreten, und ſein Geld von mir in Empfang nahm. Nur ſein zehn- oder zwölfjähriger Sohn begleitete ihn, nebenbei eine Kraft, der ſchon damals der Galgen auf dem tückiſchen Angeſicht geſchrieben ſtand. Sechs Wochen ſpäter, als Blount mit dem Herſtellen eines Obdachs fertig geworden war, folgte ſeine Frau mit dem zweiten Jungen, einem Bürſchchen, das trotz ſeiner vielleicht fünf Jahre wie 'n junger Hai in die Welt hinauslugte. Zugleich ging die Rede, daß ſie ihr Töchterchen, das plötzlich erkrankte, in Kanada zurückgelaſſen habe. Ich kalkulirte noch, daß einer Mutter ſchwer werden müſſe, ſich auf längere Zeit von ihrem obenein kranken Kinde zu trennen; dann vergaß ich die Angelegenheit, die mich überhaupt nicht mehr kümmerte, als die Aſche in 'ner ausgebrannten Pfeife. Wiederum gingen einige Wochen dahin, und ich ſaß auf dieſer ſelbigen Stelle, als drüben, zwei gute Kabellängen vom Strande, ein Paſſagierdampfer

ſtoppte, und der war von Mackinaw herunter gekommen. Das erſchien mir verwunderlich, zumal er nicht nach Brennholz ſignaliſirte. Ich griff alſo zum Fernrohr, betrachtete ihn aufmerkſam und machte aus, daß ein Boot zu Waſſer gelaſſen wurde. Nachdem vier Mann mit ihren Riemen auf den Ruderbänken Platz genommen hatten, folgten vier andere Menſchen nach, nämlich der Vaughan, den ich ſofort an ſeinem ſchwarzen Bart erkannte, und eine Niggerhexe, der man zwei kleine Kinder zureichte. Von da ab ließ ich das Boot nicht mehr aus den Augen. Es hielt auf die Stelle zu, wo heute Robin's Kutter ankert — Sie ſehen ihn von hier aus — und da legte es an. Durch mein Glas beobachtete ich darauf Alles ſo genau, als wäre ich mitten d'runter geweſen. Zunächſt erkannte ich meinen neuen Nachbar, den Blount und ſeine Frau. Die ſtanden nämlich auf der Brücke. Was ſie mit dem Vaughan redeten, mag Gott wiſſen; viel war es ſicher nicht. Denn das Niggerweib reichte ihnen das eine Kind zu, worauf, nach den Bewegungen zu ſchließen, eine heftige Auseinanderſetzung folgte. Die ſchloß damit ab, daß Vaughan ſich in's Mittel legte und die ſchwarze Hexe das Kind zurücknahm und das andere nach oben gab. Wie das erſte, wehrte auch das zweite ſich aus Leibeskräften — was mir freilich ungehörig erſchien — und hantirte mit Armen und Beinen, wie die Telegraphenflügel auf 'nem Wachtſchiff. Ich meinte indeſſen, daß wohl kein großer Unterſchied zwiſchen den kleinen Dingern geweſen ſein müſſe, und ein Niggerweib ſich ebenſo gut irren könne, wie 'ne andere chriſtliche Menſchenſeele. Daß die Sache jetzt ſtimmte, ging daraus hervor, daß die Blount das auf ihrem Arm befindliche Kind beſchwichtigte und küßte und ihre Noth hatte, mit ihm fertig zu werden. Das Ende wartete das Boot nicht ab. Die Jungens warfen es herum, und dahin fuhr Vaughan mit der ſchwarzen Hexe und dem anderen Kinde,

ohne ſich nur einmal noch nach den Blounts umzuſehen. Doch auch die hatten's eilig mit ihrem Kinde und gelangten bald aus Sicht, und als ich einige Wochen ſpäter meine Augen auf das kleine Ding legte, da erſtaunte ich über ſeine Schönheit, und daß in einem Galgenneſt ein ſo wunderliebliches Singvögelchen ausgebrütet worden, und das war der Anfang meiner großen Freundſchaft mit unſerer herzensguten Feu follet."

„Alſo zwei Kinder waren es in der That?" fragte Edward, der den Mittheilungen des Alten mit fieberhafter Spannung gefolgt war.

„Zwei, ſage ich Ihnen, Kapitän, und ich hätte ja blind ſein müſſen, wie 'ne gemalte Stückpforte, um das nicht auszumachen. Ihrer zwei, bei Gott, und von gleichem Alter obenein, oder die farbige Hexe hätte nicht auf jedem Arm eins getragen, als wären es ein paar Bündel Kalfaterhanf geweſen."

„Wenn man nur ausfindig machen könnte, welches von ihnen das von mir geſuchte geweſen," bemerkte Edward wie im Selbſtgeſpräch.

„Ich rechne, das wiſſen die Blounts ſelber nicht," meinte Blackwell, „und iſt Feu follet wirklich nicht ihre Tochter, ſo mag im Grunde das eine ſo viel werth ſein, wie das andere."

„Nein, nein, alter Freund. Ein Unglück wäre es, der Mutter eine Tochter zuzuführen, ohne zugleich Sicherheit dafür zu bieten, daß ſie ihre leibliche."

„Alſo zur Mutter ſoll ſie gebracht werden?"

„Das iſt meine Aufgabe, an deren Löſung ich das Leben ſetzen möchte, und von Ihnen erwarte ich, daß Sie mir die Hand dazu bieten, zunächſt Ihren Schützling in Sicherheit zu bringen."

„Das geſchieht, bei Gott, ſo weit es in meinen Kräften ſteht, mag es immerhin ein harter Trick ſein."

„Sie glauben, es würde Mühe kosten, die Blounts zum Sprechen zu bewegen?"

„Die?" erwiederte Blackwell spöttisch, und die wachsende Zahl seiner Runzeln verrieth heftige Erregung, „denen ziehen keine drei Schleppdampfer ein Wort über die Zähne, wenn es ihnen nicht in den Kram paßt. Noch weniger würden sie das Mädchen von sich thun, das bis an's Ende als ihr eigenes gelten zu lassen, sie vielleicht sich verpflichteten. Ich möchte heut wenigstens d'rauf schwören, daß es sich so verhält."

„So müßte man die Gerichtsbarkeit anrufen."

„Nein, nein, Kapitän, bei den Blounts richten Sie weder mit Gewalt noch mit Güte etwas aus. Denn die brauchen nur zu ahnen, woher der Wind pfeift, und sie treffen ihre Maßregeln, daß Feu follet uns nicht mehr vor Augen kommt."

„Wenn man es mit List versuchte?"

„Die einzige Möglichkeit, Kapitän, aber auch damit müssen Sie zu Werke gehen, wie mit dem Zünder eines Sprenggeschosses, oder sie wittern Unrath. Denn der Blount und seine Jungens sind von einer Sorte, die aus Niedertracht, Argwohn und Spitzbüberei zusammengeschweißt ist."

Edward versank in Nachdenken. Erst nach einer Pause, die Blackwell dazu benutzte, seinen Kalkstummel frisch zu füllen, begann er wieder:

„So bliebe mir vorläufig kein anderer Ausweg, als den Zweck meines Hierseins zu verheimlichen und den Schein zu erwecken, als ob das seltsame Mädchen die Letzte wäre, an die ich dächte."

„Das ist der Weg, Kapitän," pflichtete Blackwell eifrig bei, „und zu derselben Zeit die Augen offen zu halten und die Ohren zu spitzen wie die Mäuse. Aber wie lange gedenken Sie zu bleiben?"

„So lange, bis Feu follet ſich unter meinem Schutz befindet, und dauerte es Monate."

„Und ich ſage Ihnen, was Sie innerhalb zweier Wochen nicht ſchaffen, leiſten Sie überhaupt niemals. Denn ich will des Henkers ſein, wenn Sie, nachdem Sie erſt bekannter hier herum geworden, noch 'nen einzigen Schritt thun, ohne beobachtet zu werden."

„Wenn ich Gelegenheit ſuchte, Feu follet über ihre Lage aufzuklären?"

„Auch das iſt nicht rathſam, bevor die richtige Zeit dazu gekommen. Denn die iſt pfiffig, wie 'ne Robbe im Waſſer, und traut nicht jedem Fremden auf's erſte Wort. Dagegen möchte ich ſelber in guter Stunde ein vernünftiges Garn mit ihr abſpinnen, aber auch erſt dann, nachdem ſie Ihnen gegenüber etwas zutraulich geworden."

„So lege ich die ganze Angelegenheit in Ihre Hände, verpflichte mich ſogar, keinen Schritt zu thun, ohne mich zuvor mit Ihnen verſtändigt zu haben."

„Das laſſe ich gelten, Kapitän," verſetzte Blackwell aus vollem Herzen, fügte aber nachdenklich hinzu, indem er einen Blick nach der ſtrahlenden Kuppel hinauf ſandte: „mir ſelber wäre damit freilich nicht gedient, müßte ich meinen getreuen Maat, und das iſt das liebe Ding, d'ran geben. Wird mir doch ſein, als würde ein Stück von meinem alten Herzen losgeriſſen. Aber immerhin, um den Preis ſollte es mich nicht gereuen, wenn Feu follet endlich in die richtigen Hände geriethe, und in die der eigenen Mutter obenein."

Edward reichte dem Alten die Hand, die von dieſem kräftig geſchüttelt wurde.

„Wir ſind alſo einig," ſprach er, und in ſeiner Stimme verrieth ſich unverkennbare Achtung.

„Einig wie Spanten und Außenhaut, die zuſammenhalten, bis es kieloberſt nach unten geht," hieß es treu-

herzig zurück, „und was wir heut und morgen nicht klar legen, das bringen vielleicht die folgenden Tage.“

Edward gab ſich wieder ſeinen Beobachtungen hin. Vor ſeinem Geiſte ſchwebte Feu follet, das liebliche Kind mit ihren Eigenthümlichkeiten. Hand in Hand mit ihr ging Ringlet, in ihrer milden überlegenden Ruhe einen holden Gegenſatz zu dem ſeltſam bezaubernden raſtloſen Irrlicht bildend. „Welche von Beiden?“ fragte er ſich immer wieder zweifelnd, ohne zugleich einen beſtimmten Wunſch zu beleben. Er verſetzte ſich in die Lage Bianka's, wenn er mit den gleich anmuthigen jungen Weſen vor ſie hintrat und in ihren Augen die bange Frage las: „Welche von Beiden?“

Seine Blicke ruhten auf einer Stelle im Oſten, wo zunehmende Helligkeit das Aufgehen des Mondes verkündete. Noch einige Minuten, und es leuchtete feurig, wo der obere Rand der noch nicht voll abgerundeten Scheibe die Linie des Horizontes durchbrach. Höher und höher ſtieg ſie, bis ſie als glühend rother Ball auf dem Waſſer zu ſchwimmen ſchien. Wie ſeine, war auch des alten Seefahrers Aufmerkſamkeit dem wunderbaren Naturſchauſpiel zugewendet, das in ſeiner regelmäßigen Wiederholung ihm immer neu blieb. Und höher und höher ſtieg der Mond, eine glänzende Lichtbahn erzeugend, die von ihm über den breiten Waſſerſpiegel unterhalb des Thurmes bis zur Küſte reichte. Sein ſchiefes Geſicht ſah, durch die davor lagernden Dünſte bedingt, ganz roth aus. Er ſchien das eine Auge zu ſchließen und mit dem anderen, gleichſam zielend, der Lichtbahn nachzuſchauen. Es war ein zauberiſcher Abend, doppelt zauberiſch bei der den Leuchtthurm umringenden geheimnißvollen Stille. —

Und zwei Paar andere Augen betrachteten zu derſelben Zeit von einem höher gelegenen Punkte der Küſte aus den nachdenklich zu ihnen herüberſehenden Mond.

Es hatte zu dämmern begonnen, als Feu follet von einem Hügelabhange aus ihre Nähe verkündete und Robin durch ein Zeichen darüber verständigte, wo er ſie zu ſuchen habe. Dann war ſie hinter dem Buſchwerk verſchwunden und nach dem äußerſten Rande der Küſtenhöhe hinüber gewandelt, wo ſie, im Rücken durch Bäume und Buſchwerk geſchützt, auf raſiger Fläche ſeiner Ankunft ſehnſüchtig harrte. Und als er dann endlich aus der verdichteten Dämmerung vor ihr auftauchte, wo blieben da die letzten Spuren des fürchterlichen Zerwürfniſſes, welches ſich mit ihrem erſten Wiederſehen einte?

An ſeinem Halſe hing ſie, ſich einneſtelnd in ſeine Arme, ihn herzend und küſſend, abwechſelnd mit bitteren Vorwürfen für ſeine Eiferſucht überhäufend und ihm wieder die ſüßeſten Koſenamen beilegend, daß ihm kaum Zeit blieb, Beſſerung zu geloben, ſo ſchnell fühlte er den Mund durch zwei warme Lippen geſchloſſen. Dann aber ſaßen ſie nebeneinander Hand in Hand, und noch manches innige Wort wechſelten ſie, bevor Robin ſie daran erinnerte, daß ſie ihm habe Wichtiges mittheilen wollen.

Feu follet wurde plötzlich ernſt, und gedämpft ſprach ſie zu ihm, als ob ſie die Zeugenſchaft der ſie umringenden Sträucher und des ſie beſchirmenden hundertjährigen Baumwipfels gefürchtet habe. Und die waren doch ſo verſchwiegen, ebenſo verſchwiegen wie der Mond, der neugierig zuerſt mit dem einen Auge, dann mit beiden über den See ſpähte. Hätte er nur reden, ihnen zu verſtehen geben können, was er, indem er ſeine zitternden Strahlen zwiſchen Zweigen und Blättern hindurch ſandte, außer ihnen noch entdeckte. Sie würden entſetzt geweſen ſein, zu erfahren, daß nur wenige Schritte hinter ihnen Toby zwiſchen Kraut und Geſtrüpp ſicher verborgen lag und mit angehaltenem Athem auf die zwiſchen ihnen gewechſelten Worte lauſchte. Ja, Toby ſelber mit kochendem Blut und glühendem Haß.

Er hatte kaum gehört, daß Robin's Kutter eingelaufen ſei, als er ſich auf den Weg begab, um ſich zu überzeugen, wie weit die allbekannte Freundſchaft zwiſchen Feu follet und Robin Blair reiche. Und ſo war er früh genug auf dem Thalrande eingetroffen, um aus ſicherem Hinterhalt zu ſehen, wie Feu follet, noch athemlos nach der ſchnellen Wanderung, mit Robin Zeichen wechſelte und dann ging. In ihren Spuren aber folgte er, und behutſam, wie eine Katze in ihren Sammetſchuhen einherſchleichend, gelangte er ſo dicht heran, daß er ihre Geſtalt vor dem ſich erhellenden Oſten zwiſchen dem Geſtrüpp hindurch deutlich zu unterſcheiden vermochte, ſogar ihren Athem zu hören glaubte. Doch lange blieb ſie ja nicht allein; als Robin aber endlich neben ihr ſaß und ſie dringlich zu ihm ſprach, da war es, als ob jedes einzelne zärtliche Wort wie glühendes Eiſen in der Bruſt des tückiſchen Verräthers gebrannt, wilder Rachedurſt ſeinen Geiſt umnachtet habe.

„Ja, Robin, ſehr Wichtiges," antwortete Feu follet auf ſeine Frage, „ein Geheimniß ſo ſchrecklich groß, daß ich kaum wage, es Dir anzuvertrauen. Denn Du biſt eine ungeſtüme Natur und wirſt leicht hitzig; dann aber könnte ich nicht weiter ſprechen vor Angſt und müßte davon laufen."

Sie ſchöpfte tief Athem, und weiter hieß es: „Nunmehr weiß ich es ganz gewiß: ich bin nicht die Tochter des böſen Blount, nicht die Schweſter Toby's und Simeon's, vor denen ich jetzt in Furcht und Sorgen lebe."

„Das Wort ſoll Dir geſegnet ſein, wenn nicht dennoch ein Irrthum waltet," verſetzte Robin erſtaunt, jedoch offenbar befriedigt, „wollte es mir doch ſchon immer erſcheinen, als ob Du nicht unter dieſe Menſchen gehörteſt. Jetzt weiter, Feu follet; erzähle, wie Du hinter das Geheimniß kamſt und was daraus werden ſoll."

„Ein großer Zufall belehrte mich. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit öffnete ein Fremder mir die Augen —"

„Kapitän Evandale?" fuhr Robin erbittert auf. „Derselbe hinterlistige Bursche, der sich anmaßte, Dich als Führerin durch den Wald zu benutzen?"

„Fährst Du so fort," erklärte Feu follet streng, „so erlebst Du, daß ich von Deiner Seite verschwinde. Denn soll ich mehr sagen, darf ich nicht unterbrochen werden. Der Herr aber, dem ich die kleine Gefälligkeit erwies, wäre der Letzte gewesen, mich auf solche Dinge anzureden. Und was kümmert es ihn, wessen Tochter und Schwester ich bin? Nein, der nicht, sondern ein ganz anderer Mann —"

„Also doch ein Mann."

„Ja, aber ein Mann, der — wäre ich wirklich wie die Waldblumen, die jedem Schmetterling oder Kolibri erlauben, den besten Honig bei ihnen zu suchen — alt und widerwärtig genug ist, um Dir nicht gefährlich zu werden. Also ein Mann, der von meiner rechten Mutter abgeschickt wurde, mich von hier fort zu nehmen."

„Wer ist Deine Mutter?"

„Eine schöne, vornehme Dame —"

„Die in den vielen Jahren weder Zeit noch Lust hatte, sich um ihr Kind zu kümmern," schaltete Robin ungeduldig ein.

„Du redest unbesonnen; Dich aber über alle Verhältnisse aufzuklären, wäre zu Großes von mir verlangt, und viel weiß ich selber nicht. Ich würde Dich aber mit dem Manne bekannt machen, allein der ist nach kurzem Aufenthalt wieder abgereist, um erst zur geeigneten Stunde zu kommen und mich heimlich abzuholen. Ja, ganz heimlich, weil von den Blounts zu befürchten steht, daß sie dazwischen treten."

„Du willſt in der That mit ihm gehen?“ preßte Robin zwiſchen den feſt aufeinander ruhenden Zähnen hervor.

„Selbſtverſtändlich; oder gönnſt Du mir nicht, nachdem ich, ſo lange ich lebe, nie kennen lernte, was es bedeutet, eine liebe, gütige und ſchöne Mutter zu beſitzen, eine ſichere Zufluchtsſtätte bei ihr zu finden? Und hier ertrage ich es nicht länger. Wo ich gehe und ſtehe, ängſtige ich mich faſt zu Tode. Denn ich bin nicht die Einzige, die um der alten Blounts Geheimniß weiß, ſondern auch der Toby, und vor dem konnte es nicht verborgen bleiben, weil er ſchon ziemlich herangewachſen war, als ich in's Haus ſchneite, wenn ich auch nicht ahne, wie. Der Toby aber hat es ſich in den Kopf geſetzt und grauenhaft beſchworen, daß ich ſeine Frau werden ſolle, und da kann es Dich nicht wundern, wenn ich die erſte Gelegenheit benutze, zu flüchten.“

„Um mich bei Seite zu werfen, wie einen abgetragenen Schuh, und mich zu vergeſſen,“ wendete Robin, ſeiner Erregung kaum noch Herr, ingrimmig ein.

„Dich vergeſſen?“ fragte Feu follet im Vorwurf, „Dich, meinen ſtarken, verwegenen und getreuen Robin? Schon um dies Wort allein verdienteſt Du, daß ich Dir den Rücken kehrte und in den Wald liefe, da ſollte es Dir ſchwer werden mich aufzufinden. Nein, Robin, Dich vergeſſe ich nie; und bin ich erſt bei meiner Mutter, ſo iſt mein Erſtes, ſie zu bitten, Dich herbeizurufen. Das verweigert ſie mir nicht, wenn ich ſage, daß ich ohne Dich nicht leben kann; denn das Unglück ihrer Tochter wird ſie ſicher nicht wollen.“

„Das lautet Alles gut genug,“ verſetzte Robin, noch unter dem vollen Eindruck des Vernommenen, „allein wer bürgt dafür, daß jener Unbekannte kein Verräther, der nur gekommen, um Dich in ſein Netz zu locken? Iſt Deiner Mutter an Dir gelegen, ſo erſcheint ſie ſelber, um Dich

zu holen, und dann können wir weiter darüber reden. Du wirſt alſo ruhig noch ein Jährchen ausharren, und an dem Onkel Well beſitzeſt Du doch Jemand, der Dir ſeinen Schutz nicht verſagt. Bis dahin iſt der Krieg zu Ende, und mir gelingt es dann leichter, in gutes Brod zu kommen und eine Lady aus Dir zu machen. Willſt Du dann Deine Mutter kennen lernen, ſo führe ich Dich ſelber zu ihr. Du biſt noch zu jung; gedulde Dich alſo —"

„Um unabläſſig in Todesangſt vor dem Toby zu leben," fiel Fen ſollet klagend ein, „ſogar vor den Leuten zu verheimlichen, daß er mich argliſtig mit ſeinen widerwärtigen Anträgen verfolgt?"

„Dem Toby breche ich das Genick, ſofern er nicht aufhört, Dich zu beläſtigen."

„Geſchähe ihm damit nach Gebühr, ſo möchte ich dergleichen doch vermieden wiſſen. Denn er iſt ein tückiſcher, rachſüchtiger Böſewicht, der ebenſo leicht Dir ſelber Schaden bringen könnte. Daher ſage ich: je eher fort aus dieſer Gegend, um ſo beſſer für uns Alle."

„Und ich mag Dich ſuchen bis an's Ende der Welt, ohne Dich zu finden," wendete Robin erbittert ein, „und vergeſſen iſt bald Jemand, den man nicht von Zeit zu Zeit wiederſieht."

„So mag es mit Dir ſein, Du ungerathener Junge. Ich für meine Perſon denke anders, gleichviel, wohin ich verſchlagen werde. Brauchſt mich nicht einmal zu ſuchen, denn ich rufe Dich oder eile zu Dir."

„Und dennoch wirſt Du bleiben. Wenn die Hölle Dir zu heiß gemacht wird, flüchteſt Du zum Onkel Well."

„Und ich erkläre Dir, guter Robin, daß wenn ich mich entſchloſſen habe, die erſte Gelegenheit zur Flucht zu meiner Mutter mir nicht entſchlüpfen zu laſſen, ſo geſchieht es, ohne daß mich irgend Einer daran hindern könnte."

„Zu Deiner vornehmen Mutter, wo elende Laffen

meinen Schatz umſchwärmen und ihm ſo lange ſüße Dinge vorſchwatzen werden, bis er darauf anbeißt, und dann: Farewell, Robin, mit Deinen —"

Feu follet ſprang auf.

„Dächte ich halb ſo gewiſſenlos von Dir, wie Du von mir, ſo wäre es jetzt vorbei mit uns. Aber ich halte es Dir zu Gute, um der Liebe willen, die ich zu Dir hege. Und jetzt komm. Begleite mich eine Strecke; da wollen wir noch Dieſes und Jenes berathen, auch ob wir uns hier oder beim Onkel Well wiederſehen; dem brauch' ich nur ein Wort zu ſagen, und er ſtellt ſich auf unſere Seite."

Robin erhob ſich. Der Gedanke, daß Feu follet ſeinem Geſichtskreiſe entrückt werden könne, war ihm zu unerträglich, um ihn ſeine fröhliche Laune leicht zurück gewinnen zu laſſen. Wie ſchlaftrunken duldete er, daß Feu follet ihren Arm um ihn legte und ihn mit fortzog. Es war, als hätte mit dem Geſtändniß des lieblichen jungen Geſchöpfes eine Ahnung drohenden Unheils ſich auf ſein Gemüth gewälzt.

Sie waren längſt aus ſeiner Hörweite getreten, da lag Toby noch immer, wie mit dem Erdboden verwachſen, auf ſeiner alten Stelle. Die Arme waren nach vorn ausgeſtreckt, ſeine Finger in das Erdreich eingekrallt, als hätten ſie den Hals eines Todfeindes umklammert. Das Geſicht hatte er auf den Raſen gepreßt, um das wiederholte unwillkürliche Zähneknirſchen nicht zum Verräther an ſich werden zu laſſen.

Endlich trat er aus dem Dickicht und dahin, wo die beiden jungen Leuten kurz zuvor geſeſſen hatten. Finſter betrachtete er den niedergedrückten Raſen. Dann ſah er in den Mond, der ſtill ſeine Bahn immer höher nach dem Himmel hinauf verfolgte. Sein Geſicht leuchtete förmlich, ſo fahl war es. Indem er, die Zähne feſter aufeinander

legend, den Unterkiefer über den oberen hinausschob, daß die kleinen Augen unterhalb der gesträubten weißlichen Borsten fast verschwanden, erhielt es den unheimlichen Ausdruck eines von Tollwuth befallenen Wolfes. So stand er längere Zeit. Nichts regte sich an ihm. Er schien von dem stillen Gesicht des Mondes ablesen zu wollen, was er zuvor von seinem Versteck aus nur unvollkommen beobachtete, sich jedes Schmeichelwort zu vergegenwärtigen, das verständlich zu seinen Ohren drang. Plötzlich streckte er, wie um ihn zu packen, die Fäuste nach ihm aus, und von wildem Haß entsendet, flüsterten seine breiten Lippen: „Dem Toby breche ich das Genick — Es geschähe ihm nach Gebühr — Er ist ein tückischer, rachsüchtiger Bösewicht" — Heiseres Lachen folgte. Es klang wie von einem Teufel ausgestoßen. Er kehrte sich ab, und in das Gebüsch eindringend, schritt er in der Richtung nach der väterlichen Farm davon. Anstatt dort einzukehren, schlich er um sie herum, und eine halbe Stunde später saß er im Schein des Feuers vor der Hütte, die den Holzschlägern zum Aufenthalt diente. Diese hatten sich bereits auf ihre Heuschütte zurückgezogen. Er selbst empfand keine Neigung zum Ruhen. Das Feuer zeitweise schürend und von dem zur Hand liegenden Holz Scheiter auf die Gluth werfend, starrte er wie geistesabwesend in die Flammen. Infolge der ihm entgegen strömenden Hitze und der furchtbaren Erregung hatte sein Gesicht eine tiefrothe Farbe angenommen. Was hinter demselben arbeitete, hätte sich errathen lassen.

Die Dämonen der Wuth, des Hasses und Rachedurstes hatten Besitz von ihm ergriffen und beherrschten ihn vollständig. Erst folgenden Morgens in der Frühe kehrte er nach der heimathlichen Farm zurück. Sein Gesicht war das eines Erkrankten. Auf sein Befinden schob er es auch seinen Angehörigen gegenüber, daß er die aufgetragenen

Speisen kaum berührte. Trotzdem sprach er ruhig, sogar auf seine Art freundlich zu Jedem, der sich an ihn wendete. Als Feu follet, die ihn fortgesetzt mit heimlicher Scheu beobachtete, endlich ihren Vormittagsgang nach dem Leuchtthurm antrat, fragte er, ob es ihr gefalle, wenn er sie eine Strecke begleite. Es liege ihm schwer in den Gliedern, daß er nicht arbeiten möge, und doch wolle er sich etwas Bewegung verschaffen.

Feu follet, zum Mitleid geneigt, sagte freundlich zu. Peinlich, wie seine Begleitung ihr sein mochte, hoffte sie doch, durch gefälliges Entgegenkommen seinen guten Willen zu erkaufen, und Seite an Seite begaben sie sich auf den Weg. Sie glaubte sogar, von dem kurzen ungestörten Verkehr mit ihm eine günstige Wirkung auf seine Stimmung erwarten zu dürfen. Und der Himmel war ja so blau und die Luft voll Sonnenschein. Es zwitscherten und sangen die Vögel ringsum, als hätten sie den Menschen mit gutem Beispiel voraugehen wollen.

Fünfzehntes Kapitel.

„Ich fühle mich in der That nicht sonderlich," eröffnete Toby das Gespräch, sobald die Farm hinter ihnen lag, „aber es bohrt mehr im Kopf, als in den Gliedern. Zunächst bereue ich, Dir jüngst rauh begegnet zu sein. Und doch konnte ich nicht anders, weil ich fest glaubte, daß Du zu mir gehörtest auf ewige Zeiten, und das ist jetzt vorbei. Schwer, sehr schwer wird es mir, das zu bekennen; aber ich habe mir die Sache überlegt und bin zu der Einsicht gekommen, daß wir Beide doch nicht zu einander passen, Dir ein besseres Loos gebührt, als das einer hart arbeitenden Farmersfrau. Vor Allem jedoch bedrückt mich, daß wir scheiden müssen, um nie wieder einander zu begegnen, was aber vielleicht für mich das Beste ist."

Mit heimlicher Furcht und Unglauben ſah Feu follet auf den vierſchrötigen Gefährten, der mit gebeugtem Nacken neben ihr einherſchritt. Die Augen hatte er vor ſich auf den Weg gerichtet. Er ſchien ihre Blicke nicht ertragen zu können. Zugleich entdeckte ſie, daß ſeine Naſenflügel hin und wieder ſich erweiterten und leiſe zitterten. Dieſe Merkmale aufrichtiger Trauer zuſchreibend, erwiederte ſie tröſtend:

„Iſt die Trennung beſchloſſen, ſo werde ich Deiner hinfort als eines Bruders gedenken, dem ich mehr war, als ich um ihn verdiente. Doch das Scheiden iſt ja überhaupt noch nicht feſt beſtimmt, noch weniger die Stunde abſehbar, in der ich von dannen ziehe."

„Sie ſteht nahe bevor," verſetzte Toby tief aufathmend, und wiederum zitterte es ſeltſam um den breiten Mund, „und was noch mehr iſt: ich ſelber will einen großen Beweis meiner treuen Anhänglichkeit an Dich liefern, indem ich die Hand dazu biete, daß Deine Abreiſe — Flucht ſollte ich wohl ſagen — ungeſtört von Statten geht. Das koſtet freilich Künſte, weil die beiden Alten es nicht früher erfahren dürfen, als bis Du in Sicherheit biſt. Wie mir das gegen die Natur geht, brauche ich Dir nicht zu ſagen. Die ganze Nacht habe ich gegrübelt und gekämpft, bevor ich mit dem Entſchluß fertig war, Dir den letzten brüderlichen Dienſt zu erweiſen und Denjenigen, der Dich Deiner Mutter zuführen will, in ſeinem Unternehmen gewiſſenhaft zu unterſtützen."

„Du ſprichſt, als ob Jemand Dich zum Mitwiſſer eines Geheimniſſes gemacht habe," erwiederte Feu follet vorſichtig.

„Ja, derſelbe Mann, der in voriger Woche den Vater aufſuchte und ihn bat, Dich frei zu geben. Windhook heißt er. Woher hätte ich es ſonſt wiſſen ſollen? Das mag Dir als Beweis dienen, daß keine Falſchheit im Spiel iſt."

„Aber er verschwand schon folgenden Tages, und bis jetzt sah und hörte man nichts mehr von ihm," wendete Feu follet klopfenden Herzens ein.

„Er hält sich verborgen in der Nachbarschaft, um im letzten Augenblick erst Dir zu Diensten zu sein. Er meinte nämlich, den Landweg einzuschlagen sei gefährlich wegen des Nachsetzens und Einholens. Würdest Du aber zurückgebracht, ließ der Vater Dich Tag und Nacht nicht aus den Fingern. Und so bat er mich, für Geld — das verschmähte ich aber — Dich und ihn nach den Manitouinseln hinüber zu segeln, wo er mit Dir an Bord des ersten nach Chicago oder Detroit bestimmten Dampfers zu gehen gedenke."

„Das ist großmüthig von Dir, Toby. Aber Furcht beschleicht mich bei dem Gedanken, mich in die Gewalt Jemandes zu geben, den ich kaum zweimal sah."

„Ich halte ihn für durchaus rechtschaffen," versetzte Toby, und tiefer neigte er das Haupt, „und wenn ich das sage, der ich Dich nur schweren Herzens in die Fremde ziehen lasse, so kannst Du fest auf seine Gewissenhaftigkeit bauen. Hast Du noch Zweifel, so steht es jederzeit bei Dir, zurückzutreten und mit ihm zu verabreden, wie die Zusammenkunft mit Deiner Mutter vielleicht später zu bewirken."

„Wo und wann werde ich ihn sehen?" fragte Feu follet, noch immer zu Mißtrauen geneigt.

„Heute Abend auf dem Holzplatz. Du begreifst, daß er sich vor den Leuten nicht zeigen darf. Denn nur ein Blick des Vaters auf ihn, und Alles wäre verloren. Der Kutter ist befrachtet, so daß Du und Windhook nur an Bord zu gehen braucht. Wird es Dir aber im letzten Augenblick noch leid, so bin ich der Mann, den Willen meiner guten Schwester als den meinigen gelten zu lassen."

„So bald?" fragte Feu follet träumerisch, und jetzt, da

das Scheiden aus der heimathlichen Gegend faſt unmittelbar bevorſtand, fühlte ſie plötzlich Bedenken in ſich aufſteigen.

„Daſſelbe ſagte ich zu Windhook," entgegnete Toby anſcheinend zerknirſcht, „allein da meinte er, da es doch einmal beſchloſſen, ſei es am beſten, ſo ſchnell wie möglich ein Ende damit zu machen. Er habe Deiner Mutter ſein Wort verpfändet, und das wolle er redlich einlöſen. Du kannſt Dir die Sache ja noch bis zum Abend überlegen. Dagegen rathe ich wohlmeinend, keinen Anderen, nicht einmal den Onkel Well in das Geheimniß zu ziehen." Er blieb ſtehen. „Ich will umkehren," fuhr er fort, und wie ſein Geſicht, hatten auch die Augen ſich geröthet, „biſt Du entſchloſſen — ich ſelber rathe Dir zu nichts — ſo beſprechen wir das Weitere heute Abend."

Feu follet gab keine Antwort mehr. Ihr junger Geiſt war zu ſehr erfüllt von dem, was ihrer in nächſter Zukunft harrte. Und dennoch konnte ſie der ſich vor ihr eröffnenden goldenen Zukunft nicht froh werden. Sie gedachte Robin's, von dem ſie wußte, daß er ihr Vorhaben mit allen Mitteln bekämpfen würde, jedoch ohne ſchwankend zu werden.

Während Toby ſich wieder nach dem Holzplatz begab, ſetzte Feu follet ihre Wanderung nach dem Leuchtthurm fort, und eine Stunde ſpäter, da glänzten und blitzten die Reflektoren in der Kuppel, als hätten ſie aus gediegenem Golde beſtanden. Dann blieb ſie nicht länger. Der Zwang, unter dem ſie im Verkehr mit den beiden Alten lebte, bedrückte ſie zu ſchwer. Heiter verabſchiedete ſie ſich. Sobald ſie aber um den Thurm herumgebogen war, entſtürzten Thränen ihren Augen. Sie konnte nicht faſſen, daß ſie auch ihre beſten und treueſten Freunde nicht wiederſehen ſollte, die Flammen in der Kuppel hinfort von einer anderen Hand, als der ihrigen, in's Leben gerufen werden würden. —

Der Mond ſäumte noch, dem vorausgeſendeten Lichthof

zu folgen, als Toby und Feu follet hinter dem Farmgehöft zuſammentrafen und die Wanderung nach dem Holzplatz antraten. Schweigend bewegten ſich ſich einher. Toby, vorausſchreitend, glaubte, daß vor den in ihm raſenden Leidenſchaften der Kopf ihm zerſpringen müſſe, wogegen Feu follet traumverloren in ſeinen Spuren folgte. Wo ſollte ſie morgen um dieſelbe Zeit ſein, und welche Aufnahme hatte ſie von der unbekannten Mutter zu gewärtigen? So fragte ſie ſich, während die befreundeten Geſtalten, die ihr bisher einen gewiſſen Rückhalt boten, immer weiter in den Hintergrund zurücktraten.

Nur Robin ſchwebte ihr in der ganzen Friſche ſeiner kühnen Mannhaftigkeit vor. Ihm nicht Lebewohl geſagt zu haben, bereute ſie nicht. Im Gegentheil, es gewährte ihr eine gewiſſe Genugthuung, daß ſie ihm die Gelegenheit vorenthielt, ſeinen Einfluß auf ſie geltend zu machen, von dem in letzter Stunde noch eine Erſchütterung ihres verzweifelt erkämpften Entſchluſſes zu befürchten geweſen wäre.

Sie erreichten den Rand des Thales, auf deſſen anderer Seite matter Feuerſchein ihr nahes Ziel bezeichnete. Toby war ſtehen geblieben. Indem er ſich nach Feu follet umkehrte, traf das Mondlicht ſein Geſicht. Es ſchimmerte wieder fahl, daß es an das eines Todten erinnerte. Feu follet, obwohl urſprünglich beherzt bis zur Verwegenheit, graute vor ihm. Hätte ſie ſich der Farm näher befunden, möchte ſie umgekehrt ſein. Ihre Furcht ſteigerte ſich, als er ſie ſchweigend betrachtete. Um ihn zum Sprechen zu bewegen, redete ſie ihn mit den Worten an:

„Was iſt mit Dir vorgegangen? Du ſiehſt aus, als wäreſt Du eben aus dem Grabe aufgeſtanden.“

„Das iſt nichts,“ antwortete Toby eigenthümlich ausdruckslos, „das geht vorüber in vierundzwanzig Stunden. Es iſt ja natürlich, daß mir Dein Scheiden auf Nimmerwiederſehen Kummer bereitet.“

Es klang ſo ſeltſam, daß Feu follet zur Eile trieb. Sie fürchtete ſich, länger mit ihm allein zu ſein.

„Da drüben wartet Windhook wohl ſchon auf uns," fügte ſie hinzu, „auch ſehne ich mich, ein Weilchen vor dem Feuer zu ſitzen, bevor es auf den See hinausgeht; da muß es jetzt kühl und feucht ſein. Sieh nur, wie die Nebelſtreifen das Thal entlang ſchleichen, um in's Freie hinaus zu kommen."

„Die können den Mondſchein nicht vertragen. Gelangen ſie aus dem Schatten auf den See, ſo zerrinnen ſie, wie der Rauch von 'ner brennenden Tabakspfeife," erklärte Toby wie geiſtesabweſend. Haſtig kehrte er ſich um und begann abwärts zu ſteigen.

Als ſie vor dem lodernden Feuer eintrafen, ſah Feu follet nur in bekannte Geſichter. Simeon ſaß da mit den drei Holzfällern.

„Iſt Alles vorbereitet, daß wir losmachen können?" fragte Toby.

„Alles fertig," lautete die Antwort. „Wir haben keine Eile. Bis zum Aufſpringen der Morgenbriſe dauert es noch Stunden."

„Darauf brauchen wir nicht zu warten," verſetzte Toby ungeduldig, „beſſer, wir gehen gleich an Bord. Auf den Kanälen hilft der feinſte Wind nicht viel. Gebrauchen wir die Stoßhaken, ſo ſind wir draußen, wenn die Briſe aufwacht. Iſt Windhook hier geweſen?"

„Bis jetzt nicht."

„Dann kommt er nicht mehr. Er wollte ſich von einem Schippewä in 'nem Kanoe bis in die Nachbarſchaft der Mündung rudern laſſen. Er behauptete, da gelange er mit ſeinen ſteifen Knochen viel leichter an Bord und brauche ſich nicht zu übereilen."

Die Männer erhoben ſich. Nur einer blieb als Wache zurück. Schweigend ordnete ſich der Zug. Schweigend

folgte er dem nach dem Schilffelde führenden gewundenen Pfade nach. Voraus ging Toby. Hinter ihm ſchritt Feu follet. Beängſtigte ſie ſein unſtetes Weſen, ſo erklärte ſie es auf die einzige ihr denkbare Weiſe. Weitere Beruhigung gewährte ihr die Anweſenheit Simeon's, dem ſie ja noch immer als Schweſter galt. Und was hätte ſie überhaupt in der Geſellſchaft von Leuten fürchten ſollen, die zwar roh waren, deren freundliche Geſinnungen für ſie zu bezweifeln ſie dagegen nie Urſache gefunden hatte?

Vorſichtig half Toby ihr an Bord und in den engen Kajütenraum hinein. Sie äußerte den Wunſch, im Freien zu bleiben, gab aber nach, als Toby ihr vorſtellte, daß ſie die Männer in ihren Bewegungen hindern würde. Aber ein Licht ſtellte er auf den kleinen Tiſch und auf eine Anhäufung von Decken weiſend, rieth er ihr, ſich niederzulegen, wenn ſie Müdigkeit verſpüre.

Feu follet lehnte es ab. Eine eigenthümliche Unruhe hatte in dem beſchränkten Raume ſich ihrer bemächtigt. Sie ſehnte mit allen Faſern ihres Gemüthes das Ende eines Abenteuers herbei, auf deſſen anderer Seite ein neues Leben des Glücks und der Freude ihrer harrte. Die Thür des Kämmerchens lag ihr zu Häupten. Deren Verſchluß beſtand aus einer Klappe, die zur Zeit ſchweren Wetters darüber hingelegt und mittelſt Krampen befeſtigt wurde. Jetzt war ſie offen, ſo daß Feu follet auf einer kurzen, treppenartigen Leiter ſtehend, mit dem Oberkörper über die Bedachung hinausragte und um ſich zu ſehen vermochte.

Trotz des höher ſteigenden Mondes reichten ihre Blicke vorläufig nicht weit; es beengte ihren Geſichtskreis die milchweiße Dunſtſchicht, die bei der gänzlichen Windſtille regungslos über dem Moor lagerte. Nur die vier Männer ſah und beobachtete ſie, wie ſie vom Hinterſchiff nach vorn ſchritten, ihre Stangen einſetzten, aus Leibeskräften ſchiebend

zurückkehrten und ſo den Kutter in langſamer Bewegung erhielten. Hin und wieder trat einer an's Steuer, um das Herumbiegen um die kurzen Windungen des ſchmalen, von hohen Schilf- und Binſendickichten begrenzten Fahrwaſſers zu erleichtern.

Es war eine ſchwere Arbeit, die gelegentliches Raſten erforderte. Geſprochen wurde wenig, und dann beſchränkte die Unterhaltung ſich auf kurze Bemerkungen, die das Schiff und ſeine Bewegung betrafen. Im Uebrigen herrſchte weit und breit tiefe Stille, nur ſelten unterbrochen durch das plätſchernde Aufflattern einer geſtörten Entenfamilie, den dumpfen Ruf einer Rohrdommel oder den heiſeren Schrei eines geſcheuchten Reihers, der ein geſtrandetes Stück Treibholz zum Nachtquartier gewählt hatte, ſich mit eigenthümlich geräuſchloſem Flügelſchlage erhob und über die Schilfwaldung hinſtrich.

So verrannen Stunden, die Fey ſollet geduldig auf der Leiter verbrachte. Zum erſten Mal befand ſie ſich auf dem in Fahrt begriffenen Kutter. Hätte ſie mit ihrer raſtloſen Phantaſie nicht unter dem Druck banger Erwartung gelebt, möchte ſie ſich an dem regelmäßigen Auf- und Abſchreiten der Männer und dem trägen Einherſchleichen des nicht übermäßig belaſteten Fahrzeuges ergötzt, von Neugierde getrieben heitere Fragen an die ſchweigſame Geſellſchaft gerichtet haben. Sie beſchränkte ſich daher auf das ſcharfe Beobachten alles deſſen, was um ſie her vorging.

Ueber die Nebelſchicht hinaus machte ſich im Oſten ein matter falber Schein bemerkbar, und der Kanal hatte ſchon erheblich an Breite gewonnen, als die Arbeit des Stoßens eingeſtellt wurde und alle Hände ſich regten, die Segel beizuſetzen. Eine ſtetige Luftſtrömung fehlte zwar, nur hin und wieder polterten die ſchlaffen Leinwandflächen dumpf, wenn ein ſtärkerer Hauch ſie traf; aber man wollte

vorbereitet ſein, wenn die erwartete Briſe endlich erwachte. Und ſie ſäumte nicht über die gewohnte Zeit hinaus, erwies ſich aber ſo matt, daß der Kutter, der allmälig mehr Spielraum gewann, ſich erſt Zoll um Zoll nach vorn ſchob, und es tagte bereits, als die Schilffelder ſchließlich im Nebel verſanken. Erſt nach Ablauf einer weiteren Stunde, als der Kutter vielleicht tauſend Schritte weit von der Küſte entfernt war, reichte der Wind aus, die Segel zu füllen und eine ſehr gemäßigte Schnelligkeit der Fahrt zu erzeugen.

Die eben aufgegangene Sonne hatte unterdeſſen den Nebel zertheilt. In vollſter Pracht beſtrahlte ſie die ſchroffe gelbe Küſte, die ſie krönende Waldung und den abwärts emporragenden Leuchtthurm. Sinnend betrachtete Feu follet das ſchlanke Bauwerk, von dem ſie wähnte, daß es ihr ein letztes Lebewohl nachgeſendet habe. Sie wollte ſich eben ihrem Gefängniß entziehen, als Toby, der dichtbei neben dem Steuerrad ſtand, ihr mit einem Ausdruck wehrte, der ſie vollſtändig einſchüchterte.

„Ich habe es übernommen, Dich wohlbehalten nach den Manitouinſeln hinüber zu ſchaffen," erklärte er, „und das iſt nur möglich, wenn Du Dich pünktlich in meine Anordnungen fügſt."

Feu follet ſah ſtarr zu ihm auf. Ein erkältendes Gefühl durchrieſelte ſie. Sie mußte ſich ſammeln, bevor ſie mit einer Anwandlung von Trotz fragte:

„Wo bleibt Windhook? Er ſollte in der Mündung des Fluſſes zu uns ſtoßen, allein ſo weit meine Augen reichen, entdecke ich weder Kanoe noch Schippewäs."

„Durchaus nicht verwunderlich," erklärte Toby mit unſicherer Stimme, „denn Windhook ſprach von der Möglichkeit, der Sicherheit halber eine Dampfergelegenheit zu benutzen und Dich auf der Manitou-Landing zu erwarten."

Feu follet ſah ihn durchdringend an. Sie wußte, daß

in der letzten Zeit überhaupt keine Dampfergelegenheit geboten gewesen war. Der sagenhafte Schlangenzauber schien ihren dunklen Augen zu entströmen, daß Toby seine Blicke nicht von ihnen abzuziehen vermochte und sein Gesicht die Farbe wechselte.

„Toby," hob sie wieder an, und jene bannende Zauberkraft ging in helles Glühen über, „wenn Du mich hintergangen hättest — es wäre furchtbar. Ich kann es Dir nicht zutrauen." Sie entdeckte scharfsinnig, daß auf seinen Zügen verhaltene Schadenfreude flüchtig aufloderte, und rief entrüstet aus: „Toby, Du hast mich belogen! Glaube aber nicht, daß Du leichtes Spiel mit mir hast. Lebendig gerathe ich nicht in Deine Gewalt, so lange der See noch tief genug, mir Schutz zu gewähren!"

Mit dem letzten Wort wollte sie sich nach der Bedachung hinaufschwingen. Ebenso schnell jedoch stand Toby vor ihr, packte sie an den Schultern und drängte sie zurück. Gleich darauf befand er sich unten bei ihr. Sein Gesicht war wieder das eines heißhungrigen Wolfes. Röchelnd entwanden die Worte sich seiner Brust, indem er anhob:

„Ich sage es abermals: was ich einmal gelobte, das muß in Erfüllung gehen, gleichviel ob es gilt, Dich dem Windhook zu überantworten, oder mein Anrecht an Dich zu behaupten. Und über Bord gehen möchtest Du? Da müßte ein lumpiger Baumeister den Kutter zusammen geschlagen haben, gelänge es Dir, die Planken zu durchbrechen. Brauchst Dich übrigens nicht zu ängstigen," fügte er weniger feindselig hinzu, „denn daß Dir kein Leid widerfährt, dafür sorge ich. Um aber vorzubeugen, daß Du in Deinem Unverstand eine Dummheit begehst, muß ich Dich hier einschließen, wo es Dir nebenbei an nichts fehlen soll. Also beruhige Dich. Das Weitere besprechen wir, nachdem wir landeten."

Feu follet war auf die Bank gesunken, erhob sich aber

sofort wieder. Die Farbe des Todes hatte sich über ihr liebliches Antlitz ausgebreitet. Ihre Augen vergrößerten sich in bangem Erstaunen. Sie vermochte nicht zu fassen, daß sie in der That der Spielball eines arglistigen Schurken geworden, von dem sie jetzt wußte, daß er vor keinem Verbrechen zurückschrecken würde, um an irgend ein ihm vorschwebendes Ziel zu gelangen.

Plötzlich nahm sie eine herausfordernde Haltung an. Es sprühten ihre Augen, indem sie anhub: „Ich hielt Dich immer für schlecht; aber einen derartigen verworfenen Bösewicht hätte ich nimmermehr in Dir gesucht. Das ist mein letztes Wort an Dich. Jetzt wollen wir sehen, wer stärker ist, Du mit dem Gewissen eines Verbrechers, oder ich, die ich mein Recht und meine Freiheit bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen weiß."

Toby lachte häßlich. Die Erwiederung aber stockte auf seiner Zunge, als er Feu follet gleichsam kampfgerüstet vor sich stehen sah, sie in Haltung und Wesen eine Kraft und Zuversicht offenbarte, die ihn staunen machte.

Eine Minute stand er wie gebannt. Als hätte er sie mit den Augen verschlingen wollen, starrte er auf das arme Opfer seiner Verrätherei. Und je länger er auf sie hinsah, um so abschreckender verzerrten sich seine Züge; und doch besaß er nicht den Muth, die nach ihr ausgestreckte Hand an sie zu legen.

„Mir — mir gehörst Du dennoch," keuchte er in seiner zügellosen Erregung, und wie über seine eigenen Worte entsetzt, stieg er hastig nach oben. Krachend warf er die Klappe über die Luke, worauf er sie doppelt befestigte.

Gleichzeitig klirrte es unten, indem Feu follet die einander gegenüberliegenden, nur aus einer kleinen dicken Glasscheibe bestehenden Fenster zertrümmerte. Frische Luft wollte sie wenigstens zu sich hereinströmen lassen, sich zu einem Hilferuf bereit halten, im Falle ein anderes Fahrzeug vor-

über kommen ſollte. Doch ſoweit ihre Blicke reichten, nirgends entdeckte ſie Dampfer oder Segel. Die Entfernung bis zur Küſte aber war bereits ſo gewachſen, daß ihre Stimme nicht mehr nach dem Leuchtthurm hinauf gedrungen wäre.

Simeon ſtand hinter dem Steuerrad und ſah verwundert auf ſeinen Bruder. Nur gedämpft und unverſtändlich waren die unten gewechſelten Worte zu ihm heraufgedrungen.

„Eine wilde Katze," beantwortete Toby die ſtumme Frage ingrimmig, „da werde ich beauftragt, ſie zu guten Leuten zu führen, wo ſie ihr Glück findet, und jetzt weigert ſie ſich, darauf einzugehen. Verdammt! Wäre ſie nicht unſere Schweſter, ſollte es mich gereuen, nur noch 'nen einzigen Schritt für ſie zu thun. Ich glaube, ſie wäre wirklich im Stande, über Bord zu ſpringen." —

Um dieſelbe Zeit ſaß Onkel Well auf ſeiner gewohnten Stelle unter dem Hickorybaum. Bei ihm befand ſich Edward, der ſchon in aller Frühe herausgekommen war. Ihre Aufmerkſamkeit hatten ſie auf die, ein wenig über die Nebeldecke hinausragende Maſtſpitze des Raubkutters gerichtet. Sorglos beobachteten ſie, wie ſie kaum bemerkbar ſeewärts glitt. Theilnahmvoller überwachten ſie, wie der Nebel den ihn durchdringenden Sonnenſtrahlen keinen nachhaltigen Widerſtand zu leiſten vermochte und endlich der Kutter wie auf einem dampfenden Keſſel mit langſam zunehmender Schnelligkeit die ihm vorgeſchriebene Bahn verfolgte.

„Paſſen Sie auf, Kapitän," bemerkte Blackwell nach einer längeren Pauſe des Schweigens, „die wollen nach den Manitouinſeln. Ich aber möchte nicht verantwortlich für das ſein, was da unter der Holzfracht verſtaut liegt."

„Alſo unrechtmäßig erworbenes Gut?" verſetzte Edward, durch die Andeutung peinlich betroffen.

„Den Blounts iſt Alles zuzutrauen, ſogar Seeräuberei."

„Und in einer solchen Familie mußte das unglückselige Kind heranreifen.“

„Das kann nicht abgeleugnet werden; trotzdem ist ihr goldenes Herzchen unberührt davon geblieben. Denn das ist wie ein Diamant, von dem die Sage geht, daß er im Feuer nur noch leuchtender werde. Ein richtiger Salzwassermann steht übrigens da drüben nicht am Steuer. Wollten die Lumpen sich beeilen, so mußten sie vor dem flauen Winde den östlichen Kurs halten und erst nach 'n drei, vier Meilen nördlich wenden. Da hätten sie vor der auffrischenden Brise in guter Fahrt das Versäumniß bald eingeholt, anstatt jetzt mit so viel Wind vorlieb zu nehmen, wie die hohe Küste ihnen gönnt.“

Schnelle Schritte näherten sich von der Waldseite her. Als sie aufsahen, fiel ihr erster Blick auf Robin Blair. Seine Bewegungen verriethen ungewöhnliche Hast. Auf seinem hübschen Gesicht spiegelte sich eine Aufregung, als hätte er nach einem Gegenstande gesucht, um seine Wuth daran zu kühlen.

„Halloh, Kapitän Evandale!“ rief er zornbebend aus, „im Städtchen forschte ich vergeblich nach Ihnen. Ein Glück, daß ich hier heraus kam,“ und mit dem letzten Schritt richtete er sich herausfordernd auf; „daß ich einen Verräther zu mir an Bord nehmen würde, konnte ich in Detroit freilich nicht ahnen,“ fuhr er erbittert fort, „noch weniger, daß Sie vorgestern Abend die Begleitung eines unschuldigen Kindes zu einem Schurkenstreich ausnützen würden.“

Edward war aufgesprungen und maß den jungen Mann düsteren Blickes vom Kopf bis zu den Füßen herunter, bevor er kaltblütig erwiederte:

„Eh' ich für die unerhörte Beschimpfung Rechenschaft fordere, muß ich deren Ursache kennen lernen. Wollte ich kopflos Ihrem Beispiel folgen, möchte ein Unglück für uns Beide daraus entstehen.“

Digitized by Google

Robin lachte höhnisch auf.

„Mich zur Rechenschaft ziehen?“ fragte er mit einer Heftigkeit, die Blackwell nicht minder unverständlich, als Edward, „vielleicht dafür, daß ich Sie nicht gleich über Bord sandte, als Sie sich so eingehend nach Blount's Tochter erkundigten? Jetzt bin ich es, der betreffs ihrer fragt: wohin haben Sie, unter falschen Vorspiegelungen über ihre Herkunft, das Mädchen geschafft oder durch Ihren nicht weniger gewissenlosen Genossen schaffen lassen?“

„Ich? Harriet?“ fragte Edward sichtbar bestürzt und mit einem Ausdruck, der nicht mißdeutet werden konnte; „wie kommen Sie überhaupt zu einem Verdacht, der nur in einem ungesunden Kopf entstanden sein kann? Denn um einen derartigen Anschlag auszuführen, hätte ich vor allen Dingen das Mädchen seit vorgestern Abend wiedersehen müssen.“

„Wie ich dazu gekommen?“ fragte Robin, schwer nach Fassung ringend, „aus dem einfachen Grunde, weil Harriet spurlos verschwunden ist —“

„Unmöglich!“ fiel Edward betroffen ein.

„Unmöglich, wenn ich sie gestern Abend und heut in der Frühe vergeblich erwartete?“

„Man wird sie auf der elterlichen Farm zurückgehalten haben,“ wendete Blackwell, der die beiden Männer so lange befremdet beobachtete, nunmehr ebenfalls verstört ein.

„Auch dort sprach ich auf meinem Wege hierher vor,“ nahm Robin jetzt besonnener das Wort, „erfuhr aber nur von dem Blount selber, daß sie gestern Abend nicht nach Hause gekommen sei. Dabei zuckte er die Achseln, wie Jemand, der mehr hätte reden können, wenn er die Lust dazu gehabt hätte. Er meinte noch, das unstäte Umherschweifen sei ihre Art, und daß man sich nicht wundern dürfe, wenn sie eine ganze Woche fortbleibe. Zum Schluß fragte er, was mich seine Tochter angehe, und fügte höh-

nisch hinzu, ich würde gut thun, mich schleunigst zu entfernen. Es geht daraus hervor, daß der Räuber des Mädchens, gleichviel, wer es sein mag, im Einverständniß mit ihm gehandelt hat, und rede ich Sie darauf an, so ist der Verdacht vollkommen gerechtfertigt."

„Sie werden bedauern, zu einem derartigen Argwohn hingerissen worden zu sein," versetzte Edward, und die Sorge um Feu follet verursachte, daß er die Anfeindungen Robin's absichtlich überhörte. „Ich leugne allerdings nicht, mit der Absicht hierher gekommen zu sein, Harriet im Namen ihrer Mutter zurückzufordern, hatte aber durchaus keinen Grund, in einer gerechten Angelegenheit, wo die größte Offenheit geboten war, zu Heimlichkeiten, soweit sie nicht durch Vorsicht bedingt wurden, meine Zuflucht zu nehmen. Ich würde sogar nicht gezögert haben, Sie selbst um Ihren Beistand zu bitten."

Robin hielt sich mit beiden Händen den Kopf. Er schien zu fürchten, die Besinnung zu verlieren."

„Aehnliches vertraute Feu follet mir an," versetzte er förmlich verwirrt, „nur einen Anderen schob sie statt Ihrer Person vor —"

Jetzt legte Blackwell sich in's Mittel. Nachdem er bald dem Einen, bald dem Anderen, je nachdem sie sprachen, seine gespannte Aufmerksamkeit zugewendet hatte, was nicht ohne Einfluß auf seine beweglichen Runzeln blieb, klopfte er die Pfeife aus, worauf er mit rauher Entschiedenheit anhob:

„Ihr habt Beide die Leine durch die Hände schlippen lassen, da muß ja die Vernunft kieloberst gehen. Und jetzt hört, wo das arme Kind zu suchen ist: verschwand Feu follet wirklich, und der Räuber, jener schuftige Windhook, den ich vor einer Woche hier willkommen hieß, handelte mit dem Blount im Einverständniß, so befindet sie sich zur Zeit da drüben auf dem Kutter, um auf einer der Manitou-

inſeln von anderen Schurken in Empfang genommen und wer weiß wohin geſchleppt zu werden."

Die beiden jungen Männer ſtarrten ſprachlos auf den verwitterten alten Thurmwächter. Dieſer hingegen verrieth plötzlich eine Beweglichkeit und Entſchiedenheit, als wäre er in den letzten Minuten um Jahrzehnte verjüngt worden.

„Ihr zweifelt noch," hob er alsbald wieder an, „während das Kind da drüben vor Todesangſt vergeht? Aber noch iſt es nicht verloren, und ſo lange der Kutter in Sicht, brauchen wir die Hoffnung auf Rettung nicht d'ran zu geben. Zum Glück ſteht da ein Lump am Steuer, der nicht mehr werth iſt, als ein branntweinduſeliges Bumbootweib," und ſich Robin zukehrend, fragte er ingrimmig: „Ihr Kutter iſt ein fixer Segler, das beobachtete ich vielfach von hier oben. Wurde die Ladung gelöſcht oder liegt er noch befrachtet?"

„Das letzte Stück ſchafften wir geſtern Abend an Land."

„Gut, jetzt paſſen Sie auf. Iſt Ihnen halb ſo viel an dem Mädchen gelegen, wie mir, ſo eilen Sie ſo ſchnell nach Ihrem Schiff, wie Sie einen Fuß vor den anderen zu ſetzen vermögen, und richten Sie Alles zum ſofortigen Losmachen her. Kapitän Evandale nimmt vielen Antheil an der Wohlfahrt des Kindes und wird Sie daher gern begleiten. Ich ſelbſt folge ohne große Säumniß, um das Steuern zu übernehmen. Muß zuvor meine Frau mit Anweiſungen für die Zeit meiner Abweſenheit verſehen. Verdammt! Es wird ſich zeigen, ob die alten Knochen noch ihre Schuldigkeit thun. Und jetzt fort mit euch! Jede gewonnene Minute iſt Goldberge werth," und das letzte Wort war noch nicht verklungen, als die beiden jungen Männer davon ſtürmten.

Als Blackwell etwas nach ihnen am Flüßchen eintraf, hatte Robin gemeinſchaftlich mit Evandale und ſeinem Gehilfen alle Segel beigeſetzt und den Kutter gewendet, daß

ſein Bugſpriet ſeewärts wies. Leicht gelangte Blackwell an Bord, und hinter das Steuerrad tretend, übernahm er das Kommando. Da der Wind aus der langgeſtreckten Bai herausblies, gelangte der Kutter binnen kurzer Friſt nach dem See hinauf. Dort aber hielt er, anſtatt eine langwierige Kieljagd anzutreten, einen beinahe öſtlichen Kurs, und wendete erſt nördlich, als die Luftſtrömung nicht mehr durch das Land beeinträchtigt wurde.

Bald darauf erwies ſich, daß Toby ſeinen Verfolger von dem Augenblick an, in welchem er in Sicht kam, fortgeſetzt mißtrauiſch im Auge behalten hatte. Kurze Zeit verfolgte er noch den alten Kurs, jedoch zu Blackwell's Befriedigung lange genug, um, nachdem er gewendet hatte und in der Richtung nach den Manitouinſeln die Flucht fortſetzte, gerade vor dem Winde zu ſegeln. Er gerieth dadurch in den Nachtheil, daß die Vorderſegel nicht zur vollen Wirkung gelangten, wogegen auf Robin's Kutter alle Segel ihre Flächen in ganzem Umfange der auffriſchenden Briſe darboten.

Das Fahrwaſſer der beiden Schiffe bildete nunmehr die ungleichen Schenkel eines Dreiecks, deſſen Spitze der Punkt, auf welchem Toby zwiſchen den Inſeln hindurch auf kanadiſches Gebiet zu entſchlüpfen hoffte, um zunächſt Fenfollet bei den Waywards abzuſetzen. Die Bahn des von Blackwell geführten Fahrzeugs war allerdings eine weit längere, was ſich indeſſen durch die Verſchiedenartigkeit der Windausnutzung ausglich; und ſo lag die eigentliche Entſcheidung darin, daß Robin's Kutter, ſchärfer gebaut und nur unter dem nothwendigſten Ballaſt ſegelnd, in Schnelligkeit den befrachteten Raubkutter überflügelte.

Und ſo glichen die beiden Kutter zwei Rennpferden, die um den Siegespreis zum Aufbieten ihres letzten Athemzuges angetrieben werden. Mit jeder Minute, die zur Verkürzung des Zwiſchenraumes zwiſchen den ſich ſchließ-

lich kreuzenden Bahnen beitrug, wuchs die Spannung hier wie dort. Rückwärts spähte Toby mit der Wuth eines von den Jägern eingekreisten Keilers. Nach vorn waren die Blicke der Männer auf Robin's Kutter gerichtet, unausgesetzt die Entfernung abschätzend, welche die Verfolgten von dem Rettung verheißenden Ziel trennte.

Sechzehntes Kapitel.

Die Sonne stand tief im Westen. Bis in die kleinsten Unregelmäßigkeiten erkennbar, waren die Küsten der Südspitze der großen Manitouinsel und des davor lagernden Fitzwilliam-Eilandes vor den beiden Kuttern aus dem bläulichen Duft hervorgetreten, als Toby, den glücklichen Ausgang des hinterlistig vorbereiteten Unternehmens bezweifelnd, sich noch einmal zu Feu follet in den Kajütenraum hinunter begab. Er fand sie auf der Bank sitzend, den Oberkörper über die Kniee hingeneigt, das Antlitz in beide Hände vergraben.

Wer sie störte, wußte sie. Sie gab sich daher nicht die Mühe, aufzuschauen. Finster betrachtete Toby die zusammengekrümmte Gestalt. Anstatt Mitleid zu empfinden, räumte er der durch die Verfolgung aufgestachelten Wuth volle Herrschaft über sich ein. Es leuchtete aus seinem häßlich erregten Gesicht die teuflische Befriedigung hervor, sie in seiner Gewalt zu halten, das Bewußtsein, daß sie ihm nicht mehr geraubt werden könne, und wäre er gezwungen gewesen, sie mit über Bord in die Tiefe hinab zu nehmen. Erst nach längerem Brüten, als Feu follet immer noch kein Zeichen gab, daß sie um seine Anwesenheit wisse, begann er in einem Tone, der ihr alles Blut zum Herzen trieb:

„Ich vermuthe, Du bist jetzt klar darüber, daß keine Macht der Erde, nicht einmal der Tod, Dich mir entreißen kann." Er gewahrte, daß ein Schauder die in sich zu-

sammengesunkene Gestalt durchrieselte, und fuhr etwas gemäßigter fort: „Bei Dir steht die Entscheidung, ob ein schweres Verhängniß auf uns Beide hereinbricht, oder ob wir ein langes glückliches Leben zu erwarten haben. Darüber denke nach und vergegenwärtige Dir, daß ich fest entschlossen bin, das auszuführen, was ich mir in meinem Kopf zurecht legte. Trieb mich zuvor treue Anhänglichkeit, um Deinen Besitz Alles auf's Spiel zu setzen, so kommt jetzt der Haß dazu, welchen Du und Dein großer Freund Robin Blair vor zwei Tagen da oben auf dem Uferrande der Saginawbai in mir schürtet."

Feu follet sah entsetzt auf, verbarg aber ihr Gesicht sogleich wieder, als sein tückischer Blick ihre Augen traf, und weiter sprach er:

„Oder meinst Du, mir, der ich keine vier Schritte weit hinter euch im Gestrüpp lag, sei auch nur ein einziges Wort entgangen? ‚Dem Toby breche ich das Genick — es geschähe ihm nach Gebühr — er ist ein tückischer, rachsüchtiger Missethäter' — solche beschimpfende Worte vergißt man nicht. Daraus magst Du entnehmen, daß ihr Beide bei mir auf keine Barmherzigkeit zu rechnen habt. Und so sage ich Dir: es ist nicht unmöglich, daß Verfolger uns bedrängen. Sollte es wirklich geschehen und Du entdeckst Dich ihnen nur mit einem Laut, so bedeutet das zunächst den Tod des schuftigen Robin, dann den Deinigen und zum Schluß meinen eigenen, wenn es keinen anderen Ausweg geben sollte. Andererseits mag, sofern Du Dich meinem Rath fügst, ein gutes Glück Dir dennoch beschieden sein." Mit dem letzten Wort kehrte er sich ab. Die Leiterstufen knarrten unter seiner Last und gleich darauf fiel der Verschluß wieder über die Luke hin.

Oben prüfte er zunächst die Stellung der beiden Kutter zu einander. Zähneknirschend überzeugte er sich, daß der Winkel, den sie beschrieben, abermals erheblich enger ge-

worden, höchstens eine halbe Stunde Segelns die Verfolger seitlängs von ihm bringen würde. Sinnend betrachtete er die Fitzwilliam-Insel und das davor liegende kleine Eiland, sinnend die schmale Fahrstraße, die ihm schon einmal zur Bergung des Raubes diente. Heute sich hinein zu getrauen, hätte ihm keinen Vortheil gebracht, und so entschied er sich dafür, in der letzten Minute von seinem Kurse abzufallen und die breite Durchfahrt vor der Manitouinsel zu wählen. Wenn es ihm gelang, nur zehn Minuten vor dem feindlichen Kutter um den hohen Küstenvorsprung der Fitzwilliam-Insel herum zu biegen, so konnte er sich wenigstens des gegen ihn zeugenden Raubes entledigen. Auf alle Fälle sich vorbereitend, ließ er das Holz von den Waaren forträumen und die Jolle klar machen.

Finster brütend löste er den Mann am Steuer ab, und die Entfernung bis zur Durchfahrt mit den Blicken fortgesetzt prüfend, gab er endlich dem Kutter die, wie er wähnte, für die Verfolger unvorhergesehene Richtung. Doch er hatte sich verrechnet.

Der feindliche Kutter warf unter Blackwell's kundigen Händen den Bug nach Norden herum, und dadurch die Segel in erhöhtem Maße der Wirkung des Windes preisgebend, kreuzte er binnen wenigen Minuten das Kielwasser des Raubschiffes. Eine Strecke schoß er noch über dasselbe hinaus, dann aber wendend, hatte er, anstatt durch die nahe Küste der Fitzwilliam-Insel in seinen Bewegungen behindert zu werden, freies Fahrwasser gewonnen, und wie ein Pfeil flog er dem Punkte zu, auf dem das nunmehr nördlich verlegte schmale Dreieck geschlossen werden sollte. Blackwell's Triumph verrieth sich in einem förmlich boshaften Grinsen, wogegen Toby's letzte Hoffnung um so tiefer sank, als er zu seinem Schrecken den alten Thurmwächter hinter dem Steuerrad erkannte.

In gleichsam athemloser Spannung verstrich nunmehr

die Zeit. Nur noch zweihundert Ellen war das Raubschiff seinem unermüdlichen Verfolger voraus und mit jeder neuen Minute verringerte sich der Zwischenraum sichtbar. Was an Segelkraft möglich war, wurde auf beiden Seiten aufgeboten; doch das Loos des Raubkutters war besiegelt. Noch einmal versuchte Toby eine rettende Wendung, allein zu seinem Nachtheil, denn bevor sein Schiff wieder frische Fahrt gewann, schoß Robin's Kutter in der Entfernung von zwanzig Ellen in beinahe gleicher Höhe mit ihm hin, in Fortsetzung der Fahrt ihm Fuß um Fuß näher rückend.

Während Robin und Edward vergeblich nach Fen follet auslugten, sah Toby in wilder Aufregung rathlos um sich.

„Halt an!" schrie Blackwell ihm drohend zu, „herum mit dem Steuer, wenn Du nicht willst, daß ich Deinen Backtrog in den Grund renne!"

„Eher sollst Du verdammt sein und mit mir zugleich zur Hölle fahren!" brüllte Toby in seiner Raserei, als er inne wurde, daß es in Blackwell's Belieben lag, sein Fahrzeug schräg von hinten anzulaufen. Doch bevor es so weit kam, ertönte Fen follet's Stimme, indem sie verzweiflungsvoll aus der kleinen Fensteröffnung rief:

„Robin, ich bin hier! Robin, rette mich! Zu Hilfe, Robin, oder ich muß sterben!"

Beim ersten Ton der vertrauten Stimme änderte Blackwell den Kurs so weit, daß der Kutter sich dem Piraten bis auf einige Schritte näherte und seitlängs von ihm dieselbe Richtung verfolgte. Dann aber spannen die Ereignisse sich mit einer Schnelligkeit ab, daß man sie kaum mit den Blicken zu erfassen vermochte.

Robin, durch Fen follet's Hilferuf bis in's Mark hinein erschüttert, kannte nur den einzigen Drang, sie um jeden Preis aus der Gewalt der Räuber zu retten. Auf den Bord seines Schiffes war er getreten, und mit der einen Hand die Strickleiter packend, hielt er sich zum Sprunge bereit.

„Schurke, lege bei, oder es koſtet Dich Dein Leben!“ rief er, auf dem Gipfel ſeiner Angſt um Feu follet, Toby zu.

Hohngelächter antwortete. Dann brüllte Toby ſeinen Leuten einige kurze Befehle zu, worauf er Simeon den Platz am Steuer einräumte und ſich Robin zukehrte.

„Lump, verdammter!“ gellte er durchdringend, „willſt Du Vögel fangen, mußt Du früher aufſtehen!“ und mit abermaligem teufliſchem Lachen riß er den Verſchluß von der Luke herunter, achtlos, daß Blackwell, wie in Vorahnung größeren Unheils, den Kutter noch näher an das Raubſchiff heranpreßte. Doch als er im Begriff ſtand, hinunter zu ſteigen, glitt Feu follet mit der Geſchmeidigkeit eines Aals an ihm vorbei, und bis hart an den Bord vortretend, ſtreckte ſie unter lauten Hilferufen Robin die Arme entgegen. Nur wenige Sekunden der freien Bewegung waren ihr gegönnt, dann hatte Toby in ſeiner an Wahnwitz grenzenden Wuth ſie wieder gepackt, und das Kappmeſſer aus dem Gurt reißend, drohte er unter grauenhaften Verwünſchungen, deſſen Klinge in ihre Bruſt zu vergraben, ſofern man nicht von der weiteren Verfolgung abſtehe.

Was er ſagte, hörte Robin nicht. Er ſah nur Feu follet unter dem grauſamen Griff ſeines Todfeindes ſich verzweiflungsvoll winden. Wie ein zum Sprunge ſich vorbereitender Panther hatte er ſich gekrümmt, und Toby's letztes Wort war noch nicht verhallt, als er, gleichſam fliegend, den ihn von dem Räuber trennenden Zwiſchenraum durchmaß und mit der vollen Wucht ſeiner Körperſchwere auf ihn einſtürzte. Dieſer, durch den unvorhergeſehenen Angriff verwirrt, gab Feu follet frei und ſchwang das Meſſer nach Robin. Anſtatt aber das Herz zu treffen, ſchlitzte er, in ſeiner Stellung erſchüttert, ihm nur die Wange bis zu dem Unterkiefer herunter.

Feu follet jammerte laut auf. Simeon wollte ſeinem

Bruder zu Hilfe eilen. Als er aber das Steuer außer Acht ließ, gewahrte er, daß er selber sich gegen Edward und den Matrosen, die mit gehobenem Revolver und einer Handspeiche den Kutter betraten, zu vertheidigen habe. Gleichzeitig traf Robin, bevor Toby zu einem zweiten Stoß ausholen konnte, diesen mit der Faust in's Gesicht, daß er betäubt zurücktaumelte, einige Male mit den Armen um's Gleichgewicht kämpfte und, bevor Jemand ihn davor zu bewahren vermochte, rücklings über Bord stürzte.

Alle diese Vorgänge hatten die Aufmerksamkeit der beiden gegnerischen Parteien in einem Grade gefesselt, daß Niemand bemerkte, wie es in mäßiger Entfernung einem schwarzen Ungethüm ähnlich hinter dem Eiland hervorschlich und in einem Bogen an die beiden Kutter heranzukommen trachtete. Erst als der durch ein Sprachrohr gerufene Befehl herüber tönte, daß die Segel sofort einzuziehen seien, wurde man des kleinen Kriegsdampfers ansichtig, der schon seit Tagen zwischen den Inseln auf der Lauer gelegen hatte.

Todtenstille war auf beiden Kuttern, die noch immer in voller Fahrt begriffen, eingetreten. Außer Blackwell wußte Keiner, was er zunächst zu beginnen habe. Fen follet hing weinend an Robin's Halse und suchte das reichlich strömende Blut zu stillen. Simeon lag mit dem Oberkörper halb über Bord und sah, von Entsetzen geschüttelt, nach der Stelle hinüber, wo sein Bruder versunken war, um dem etwa Auftauchenden einige Holzkloben zuzusenden; doch er kam nicht mehr zum Vorschein. Edward trieb unterdessen durch Wehen mit einem Tuch den Kommandanten des Dampfers zur Eile.

„Herunter mit den Segeln!" ertönte abermals dessen Stimme, „beigelegt in des Teufels Namen, wer nicht in den Grund gebohrt werden will!"

Die Segel fielen. Die Kutter drängten noch eine kurze

Strecke nach vorne, dann lagen sie schwankend auf den bewegten Fluthen.

Der Dampfer war jetzt so dicht herangekommen, wie er es mit Rücksicht auf seinen Tiefgang nur wagen durfte. Ein Boot wurde zu Wasser gelassen und schoß vor den weit geschwungenen Riemen der vier Matrosen herbei. Der Kommandant stand in demselben. Durch Augenschein bereits über die stattgefundenen Vorgänge unterrichtet, genügten kurze Mittheilungen Edward's und Blackwell's, ihn vollständig aufzuklären.

Als er den Piratenkutter bestieg, fiel sein erster Blick auf die zwischen das Holz verstauten Waaren, die über Bord zu senden bei der herrschenden Verwirrung Keinem eingefallen war. Sein nächster Befehl lautete daher, die Bemannung des Raubkutters als verhaftet sofort an Bord des Dampfers zu schaffen, den Kutter selbst dagegen mit zweien seiner eigenen Leute zum Steuern in's Schlepptau zu nehmen. Robin, Blackwell und Kapitän Evandale gab er anheim, auf ihrem eigenen Fahrzeug nach dem Leuchtthurm zurückzukehren.

„Zu wem gehört das Mädchen?" fragte er zum Schluß.

„Meine Schwester, die Tochter des Farmers Blount," antwortete Simeon, unter dem vollen Eindruck des jähen Endes seines Bruders, mit allen Merkmalen gänzlicher Rathlosigkeit.

„Es ist nicht wahr!" schrie Feu follet laut auf, die sich bereits in die Gewalt des alten Blount zurückgebracht sah und sich schaudernd dessen Rachedurst vergegenwärtigte, der ihr, der mittelbaren Ursache des Todes seines Sohnes, gegenüber unfehlbar zum Ausbruch gelangte; „nein, es ist nicht wahr, er ist nicht mein Bruder! Ich gehöre nicht zu den Blounts!"

„Meine Schwester," betheuerte Simeon überzeugungsvoll, „mag sie zehnmal ihre Eltern verleugnen, meine

Schwester ist und bleibt sie," und laut rief er die beiden zu ihm gehörenden Männer als Zeugen für seine Aussage auf.

Der Kommandant wendete sich an Edward, der freilich einräumen mußte, daß Feu follet bis zur Stunde als die Tochter Blount's zu betrachten gewesen sei, dagegen in Wirklichkeit und nach den vorliegenden Beweisen in keiner verwandtschaftlichen Beziehung zu ihm stehen könne.

„So bleibt mir den Widersprüchen gegenüber kein anderer Ausweg, als sie ebenfalls zu mir an Bord zu nehmen," entschied der Kommandant, sichtbar betroffen durch den Anblick des selbst in seiner Todesangst noch immer lieblichen Mädchens. „Als bisherige Tochter und Schwester der berüchtigten Blounts, denen man schon längst das mit so viel List betriebene Gewerbe legen wollte, ist sie an Bord des mit Raubgütern theilweise befrachteten Fahrzeugs gefunden worden, wodurch mir die unabweisliche Pflicht zufällt, sie gleichfalls in Haft zu behalten."

Dem dringenden Einspruch Blackwell's, Edward's und Robin's begegnete er mit dem Versprechen, daß den Empfehlungen ihrer Freunde vollauf Rechnung getragen werden solle. Feu follet verstand sich nur schwer zu der Trennung von Robin, fügte sich aber in das Unabänderliche, zumal man ihr zusicherte, sie von dem elterlichen Hause fern zu halten. Sie war überhaupt ruhiger geworden, so ruhig, daß es Evandale befremdete. Er meinte, in ihren reizvollen Zügen das Gepräge eines verzweifelten Willens zu entdecken, der nicht leicht zu erschüttern. Wie er es deuten sollte, wußte er nicht. Um so dringlicher sehnte er die Stunde herbei, in der es ihm vergönnt sein würde, sie über ihre Lage zu unterrichten und in seinen Schutz zu nehmen.

So schied man von einander, jedoch nicht, bevor Robin Feu follet an Bord des Dampfers begleitet hatte, wo ihm

von dem Chirurgen die klaffende Wunde zugenäht und ein geeigneter Verband angelegt wurde. Mit sich nahm er genaue Weisungen über sein ferneres Verhalten.

Die Nacht war längst hereingebrochen, als der Dampfer die Richtung nach der Saginawbai einschlug. In seinem schäumenden Kielwasser folgte der gefesselte Raubkutter. Eine Stunde später verließ Robin's Schiff die Manitou-Landing. Der Wind war um diese Zeit heruntergegangen und entschlief bald ganz. Zugleich glätteten sich die noch aufgeregten Fluthen. Nach des alten erfahrenen Thurmwächters Ausspruch eröffnete sich vor den Gefährten die Aussicht, vierundzwanzig Stunden und wohl noch länger auf der Rückreise verbringen zu müssen. Aber als hätten sie für die unfreiwillige Rast entschädigt, die nach den jüngsten Ereignissen umdüsterte Stimmung gehoben, erquickt und erfrischt werden sollen, überströmte der höher steigende Mond den weitgedehnten stillen See mit seinem milden Licht.

Zur frühen Morgenstunde erreichte der Dampfer die Nachbarschaft des Leuchtthurms. Bevor er in der Saginawbai Anker warf, entsendete der Kommandant ein bemanntes Boot nach dem Holzplatz des alten Blount, über dessen Lage er durch Feu follet unterrichtet worden war. Als der das Boot befehligende Offizier, den vielbetretenen Pfad als Wegweiser vor sich, mit seinen Leuten vor der Hütte eintraf, lag der zurückgebliebene Mann in tiefem Schlaf auf der Heuschütte. Er wurde mit der Ankündigung ermuntert, daß er verhaftet sei. Seine vollständige Verwirrung ausnutzend und auf Grund der von ihm ertheilten einander widersprechenden Antworten gelang es leicht, das Raubmagazin freizulegen. Man warf einen Blick hinein und verschloß es wieder sorgfältig, um dessen Entleerung der Gerichtsbarkeit anheim zu geben.

Gleich nachdem vor der Mündung des Flüßchens in

die Bai der Anker gefallen war und bevor die Kunde über den Zweck der Anweſenheit des Dampfers ſich verbreitete, wurde die Verhaftung des alten Blount angeordnet. Er ſollte einen geſonderten Raum in demſelben Gebäude finden, wohin man die anderen Gefangenen ſchaffte.

Auch Feu follet ſollte die Haft nicht erſpart bleiben. Es konnte bei dem bevorſtehenden Verfahren ihr Zeugniß nicht entbehrt werden; dann aber fürchtete man für ihre Sicherheit, wenn ſie in irgend welche Berührung mit heimlichen Genoſſen ihres Vaters kommen ſollte.

Anſcheinend gefaßt ließ ſie Alles über ſich ergehen. Durfte ſie doch darauf rechnen, ihrer Freiheit nur ſo lange beraubt zu bleiben, bis Blackwell, Robin und Kapitän Evandale einſchreiten würden. Aber ſchwer, unſäglich ſchwer wurde es ihr, als ſie von der Landungsſtätte aus den Weg nach ihrem Gewahrſam antreten mußte. Obwohl ſie von den anderen Gefangenen getrennt worden war, erregte es bei der Bevölkerung des Städtchens doch den tiefſten Unwillen, als man ſie auf dem peinlichen Gange beobachtete. Es erhoben ſich ſogar Stimmen, welche die ſie entwürdigende Behandlung laut verdammten. Zu vertraut war man im Laufe der Jahre mit dem freundlichen und gefälligen Kinde geworden, das ſich überall heimiſch fühlte, nur nicht unter dem Dach des verrufenen elterlichen Hauſes. So befand ſich auch unter Denen, die ſie ſahen, Keiner, der ſich nicht vermaß, mit Hab und Gut, mit Leib und Leben für ſie zu bürgen.

Der erſte Meinungsaustauſch ging allmälig in Murren über; es folgten die bitterſten Schmähungen für Denjenigen, der durch Verhaftung des allgemeinen Lieblings den ganzen Ort beleidigt hatte. Und wie ſchritt die ſchlanke Geſtalt ſo anmuthig und doch ſo tiefernſt einher! Weder die ihr zugeſendeten Grüße und Beweiſe innigſter Theilnahme beachtete ſie, noch die lauten Drohungen, daß jedes ihr zu-

gefügte Leid gerächt werden würde, noch die Verwünſchungen, die Denjenigen galten, die durch ihr finſteres Wirken ſie in den nichtswürdigſten Verdacht gebracht hatten.

Obwohl nicht des kleinſten Fehls ſich bewußt und die Augen düſter niedergeſchlagen, fühlte ſie die Blicke Aller, die auf ſie hinſahen, in ihrer Seele brennen. Wenn ſie aber hier und da Kinderſtimmen hörte, neigte ſie das Haupt noch tiefer. Sie ſagte ſich, daß die Erinnerung an ihre jetzige beſchämende Lage die Kleinen, mit denen ſie unzählige Male liebreich verkehrte, bis in's ſpäteſte Alter hinein begleiten würde. Nicht um den Preis des Lebens hätte ſie den Weg noch einmal zurückgelegt, und wären Triumphbogen zu ihrem Empfange errichtet worden. Fort, fort wollte ſie daher, verſchwinden aus einer Landſchaft, wo ſie ſich nur zu zeigen brauchte, um in's Gedächtniß zurückzurufen, daß ſie unter dem Argwohn der Betheiligung an dem verbrecheriſchen Treiben ihrer vermeintlichen Angehörigen geſtanden habe.

Endlich erreichte ſie das aus feſtem Mauerwerk beſtehende kleine Gerichtsgebäude. Ohne ſich umzuſehen oder rechts oder links zu ſchauen, ſchlüpfte ſie haſtig durch die Thür. Gleich darauf befand ſie ſich in einer Kammer, in die demnächſt das zu ihrer Bequemlichkeit nothdürftig Erforderliche hineingeſchafft wurde. Der Eine und der Andere redete auch wohl tröſtlich auf ſie ein; allein ſie gab ſich den Schein, nichts zu hören, nichts zu ſehen. Stumm kauerte ſie in einem Winkel, das liebliche Haupt in den auf die Kniee geſtützten Hände bergend. Es war, als hätte ſie mit dem Leben abgeſchloſſen gehabt. Erſt nachdem der Letzte, der ihr Speiſe und Trank brachte, ſich entfernt und mit einem durch Mark und Bein dringenden Knirſchen die Thür abgeſchloſſen hatte, ſah ſie um ſich. Es war ein Blick der Verzweiflung und gänzlicher Gottverlaſſenheit, den ſie im Kreiſe ſandte.

Nach kurzem Grübeln schlich sie an das Fenster. Es war nicht vergittert, lag auf der Hinterseite des Hauses und gegen sechzehn Fuß hoch über der Erde. Prüfend betrachtete sie den Höhenunterschied, dann wieder den Baum, der, wenn vom Winde bewegt, mit seinen äußersten Zweigspitzen und Blättern die Fensterscheiben fegte. Den schwachen Zweigen entlang glitten ihre Blicke bis dahin, wo sie sich zu einem stärkeren einten und dann von einem Ast getragen wurden. Bei ihrem rastlosen Umherschweifen im Walde war sie zu vertraut mit der Tragekraft des grünen Holzes geworden, um Angesichts des sich vor ihr erhebenden Baumes ihren scharfen Verstand nicht gleichsam fieberhaft arbeiten zu lassen. Dann lauschte sie wieder angestrengt.

Es war jetzt Mittagszeit; wie lange konnte es noch dauern, bis der alte Blackwell und Robin, mit ihnen der vornehme Offizier, erschienen, um ihre Entlassung aus der Haft zu bewirken! Ein Schauder durchrieselte sie bei dem Gedanken des Wiedersehens. Denn mochte sie heilig ihre Unschuld betheuern, überhaupt nicht mehr zu der Familie Blount zu zählen, so konnte die Schmach und Schande nicht von ihr abgewaschen werden, daß sie im Kreise von Verbrechern aufgewachsen war und seit frühester Kindheit als zu ihnen gehörig betrachtet wurde. Und Robin, der ihr so vielfach gelobte, daß sie ihm Alles sei, was konnte er Anderes thun, als sich von Einer abwenden, die im Verein mit Missethätern verhaftet und am hellen lichten Tage unter Bewachung über die Straße geleitet worden? Ihr Herz, das bei solchen Betrachtungen sich qualvoll wand und zusammenkrampfte, verzagte, und sie fand keine Thränen der Erleichterung.

Aber ein anderes Bild tauchte vor ihrem Geiste auf, ein Bild süßen Trostes und liebevollen Schutz verheißend: das Bild der unbekannten Mutter, der als so schön geschilderten Frau mit der endlosen Güte und Milde. Und

als ſie mit ganzer Seele ſich nach ihr ſehnte, da drangen die erſten heißen Thränen in ihre Augen. Sie gedachte Windhook's und ſeiner Rathſchläge. Hatte er ſie angewidert, ſo konnte ſein Verſprechen, ſie zu ihrer Mutter zu führen, doch nicht mißverſtanden werden. Und wäre er ein Teufel in Menſchengeſtalt geweſen, ſie würde nicht gezaudert haben, ſich ihm anzuvertrauen. Nur fort, fort, vibrirte es unabläſſig in ihrer bewegten Bruſt, fort zur Mutter, von der ſie wußte, daß ſie ihr verlorenes Kind um der erlittenen Unbilden willen nicht verſtoßen, ſondern zu ſich emporziehen würde, um es zu tröſten, zu küſſen und ihm in ihren Armen eine neue Welt zu eröffnen.

Dann überwältigte ſie wieder die Angſt vor Robin, dem guten Onkel Well und dem freundlichen fremden Herrn, die in jeder neuen Minute bei ihr eintreten konnten. So oft ſie laute Stimmen im Hauſe hörte, fuhr ſie erſchrocken zuſammen; argwöhniſch lauſchte ſie auf die Treppe hinaus, die Jeder, um zu ihr zu gelangen, erſteigen mußte.

So verſtrich Stunde um Stunde in tödtlicher Spannung und Sorge. Klopfenden Herzens überwachte ſie die höchſten Zweige des Baumes, die in ihrer Regungsloſigkeit von der auf dem See herrſchenden Windſtille zeugten. Erſt als Dämmerungsſchatten zu ihr hereinſchlichen, vernahm ſie das geheimnißvolle Flüſtern, mit welchem Zweiglein und Blätter, vom Winde leiſe geſchwungen, an die Scheiben klopften, und ihre Beſorgniß ſteigerte ſich.

Licht und Abendeſſen wurden ihr in Begleitung aufmunternder Worte zugetragen. Dadurch ermuthigt, bat ſie den Ueberbringer, in dem Koſthauſe zu fragen, ob dort Nachricht für ſie eingetroffen ſei. Bereitwillig erfüllte er ihren Wunſch. Ein verklebtes Zettelchen händigte er ihr ein, in welchem nur ein Ortsname und ein beſtimmtes Haus genannt waren. Wie von einem Theil ihrer Laſt befreit, athmete Feu follet auf. Kaum befand ſie ſich wieder

allein, als ſie das Licht auslöſchte und ſich neben dem geöffneten Fenſter aufſtellte.

Nach Ablauf einer halben Stunde unterſchied ſie einzelne Stimmen, die auf der vor dem Gebäude vorüberführenden Straße ſich erhoben. Zahlreiche andere geſellten ſich ihnen bei. Man ſprach offenbar heftig erregt zu einander. Sie glaubte ſogar ihren Namen zu verſtehen, und neue ſchwarze Vorſtellungen brachen auf ſie herein. Am wenigſten konnte ſie ahnen, daß ihre Freunde, und deren zählte ſie ſo viele, als das Oertchen Einwohner, ſich zuſammengethan hatten, um ſie zu befreien, ihr die Schmach der Gefangenſchaft wenigſtens abzukürzen und ſie an einem ihrer würdigeren Ort unterzubringen. Aber auch ſolche Männer waren herbeigeeilt, denen daran gelegen, den wegen Raubes verhafteten Genoſſen die Thür zu öffnen und ſie als gefährliche Zeugen aus dem Wege zu ſchaffen. Und gerade ſie waren es, die am lauteſten ſchrien und tobten und den bedachtſameren Theil der entrüſteten Geſellſchaft immer noch mehr aufregten und mit ſich fortriſſen.

„Heraus mit Fen follet!“ hieß es drohend, daß ſie vor Grauen glaubte ſterben zu müſſen. „Heraus mit dem unſchuldigen Kinde!“ — „Wer ſah Will o' the Wiſp je auf unrechtem Wege?“ — „Freiheit dem guten Irrlicht der Landſchaft!“ Und heftige Schläge donnerten gegen die Hausthür, als hätte man ſich mit Gewalt Zutritt zu ihr verſchaffen wollen. Und wie lange konnte es unter ſolchen Umſtänden nur währen, bis man bei ihr eindrang und ſie, gleichviel wohin, mit fortſchleppte?

Ihre überreizte Phantaſie arbeitete reger und ängſtlicher, es verſchärften ſich ihre Sinne. Sie meinte Robin's Stimme zu unterſcheiden, dann die des Kapitäns und Blackwell's, die vermittelnd ſprachen, und jetzt hielt ſie nichts mehr. Vorſichtig zog ſie das Zweiglein nach ſich, bis ſie endlich, Hand über Hand greifend, einen zähen

Zweig erfaßte und mit diesem einen stärkeren Ast zu sich herunterholte, und bevor sie über das Gewagte ihres Unternehmens recht klar wurde, glitt sie durch das Fenster. Gleichzeitig bog der Ast sich unter ihrem Gewicht, doch nur bis zu einer bestimmten Grenze, dann brach er knirschend und krachend, ein Geräusch, welches indessen von dem Lärm auf der Straßenseite des Hauses gewissermaßen verschlungen wurde.

Hatte das schmiegsame Holz sie nicht ganz hinuntergetragen, so war der Stoß, mit welchem sie auf die Füße zu stehen kam, doch gemildert worden, daß sie nicht einmal das Gleichgewicht verlor. Sie stand noch, um nach der Ueberanstrengung wieder zu sich selbst zu kommen, als das Schreien und Poltern auf der Straße sich plötzlich verstärkte und von wildem Johlen begleitet wurde.

Feu sollet begriff, daß man die Thüre entweder gewaltsam erbrochen oder von innen freiwillig geöffnet hatte. Grausen bemächtigte sich ihrer. Nur einige Sekunden zögerte sie, um ihre Gedanken zu ordnen; dann flog sie förmlich durch den eingefriedigten Garten, auf dessen anderem Ende den Zaun mit Leichtigkeit übersteigend. Dort, wo sie sich bereits gesichert fühlte, säumte sie wieder, um über die einzuschlagende Richtung mit sich zu Rathe zu gehen.

Erst der durchdringende Jubel, mit dem man begrüßte, ihre Zelle leer zu finden, und der erbitterte Wortwechsel, unter welchem man der geplanten Befreiung der verhafteten Räuber wehrte, belebten sie wieder. Gleich darauf war sie im Schatten des Waldes verschwunden, und vertraut mit jedem Fußbreit der finsteren Umgebung, eilte sie sicheren Schrittes davon. Es beruhigte sich ihr Blut, es wuchs ihre Zuversicht in demselben Grade, in welchem der Lärm hinter ihr schwächer wurde und endlich ganz verstummte.

Eine halbe Stunde mochte sie, ohne anzuhalten, ihren

hindernißreichen Weg verfolgt haben, als zwiſchen dem Geſträuch hindurch Feuerſchein ihr entgegenſtrömte. Bald darauf betrat ſie das noch belebte Zeltlager der Schippewäs. Auf den erſten Blick erkannte man, daß dringende Noth ſie zu ſpäter Stunde noch ſo weit herausgetrieben hatte. Alsbald regten ſich alle Hände, vor dem Feuer eine Decke als Sitz für ſie auszubreiten und ihr Speiſen darzureichen, die ſie zum erſten Mal, ſeitdem ſie an Bord des Kutters gegangen war, nicht zurückwies. Zugleich ſchilderte ſie ihre Lage und Rathloſigkeit, den braunen Freunden die Verpflichtung auferlegend, Keinem, wer es auch ſein möge, Auskunft über ihren Beſuch und Verbleib zu ertheilen.

Mit unzweideutiger Ehrerbietung lauſchten Alle ihren Worten. Dem als Irrlicht geborenen Zaubermädchen gegenüber gab es kein Zweifeln oder Schwanken. Was ſie auch fordern mochte: es wurde im Voraus bereitwillig gewährt; als einen Vorzug betrachtete man, ihr dienen zu können.

Nach kurzer Berathung mit Gume Gabow entſendete dieſer einen jungen Mann nach der von Feu follet genau bezeichneten Stelle mit der Botſchaft an Windhook, daß ſie ihn erwarte. Dann rüſtete ſie ſich, um in Gume Gabow's und Wabaſſo's Begleitung die Halbinſel zu überſchreiten. Mitternacht war bereits vorüber, als ſie ihre Wanderung antraten. Rüſtig einherſchreitend erreichten ſie bald nach Tagesanbruch einen See, wo ſie bis zum Abend zu raſten beſchloſſen. Ein größeres Rindenkanoe war dort von den Schippewäfiſchern zwiſchen Schilf und Binſen verſteckt worden. Das beſtiegen ſie, und auf den von hoher Sumpfvegetation bekränzten See hinausrudernd, fanden ſie leicht eine geſchützte Stätte, wo ſie den Tag über gegen Späheraugen geſichert waren.

Ein Flüßchen ſtellte die Verbindung zwiſchen dem See und dem Michigan her. In dieſes bogen ſie gegen Abend ein. Obwohl gezwungen, hier und da das leichte Fahr-

zeug über ſeichte Stellen hinwegzutragen, erreichten ſie nach zwei Tagen und zwei Nächten deſſen Mündung.

Windhook und der junge Indianer waren bereits anweſend. Letzterer begab ſich von dort aus auf den Heimweg, wogegen Gunne Gabow und Wabaſſo mit ihren kurzen Schaufelrudern die weitere Führung des Kanoes übernahmen. Nachdem Windhook ebenfalls in dem ſchwanken Fahrzeug Platz genommen hatte, glitt dieſes auf den See hinaus, um die Fahrt ſüdlich an der Küſte hin fortzuſetzen. Da aus Vorſicht bei Tage geraſtet wurde, ging die Reiſe verhältnißmäßig langſam von Statten.

So verſtrich eine Woche, bevor es Windhook gelang, in einem unbedeutenden Küſtenörtchen Feu follet mit beſſeren Kleidungsſtücken zu verſehen. Von dort aus kehrten die Schippewäs auf demſelben Wege zurück, den ſie gekommen waren, wogegen Windhook Gelegenheit fand, mit Feu follet die Flucht auf einem flinken Schooner fortzuſetzen.

Siebzehntes Kapitel.

Blackwell, Kapitän Evandale und Robin waren in der That erſt gelandet, nachdem man den Angriff auf das Gerichtsgebäude eingeleitet hatte. Sie trafen gerade früh genug ein, um die Befreiung Blount's und ſeiner Genoſſen zu vereiteln.

Durch die Flucht Feu follet's, die ſie, nach den Spuren zu ſchließen, ohne fremden Beiſtand bewirkt hatte, waren ſie auf's Neue in tiefe Sorgen geſtürzt worden. Ihre Unruhe wurde dadurch geſteigert, daß die Nachforſchungen erſt, wenn der Tag wieder leuchtete, beginnen konnten. Anfänglich bezweifelte kaum Jemand, daß man das bis auf den Tod geängſtigte Mädchen bald wieder wohlbehalten vor ſich ſehen werde. Als aber zwei Tage verſtrichen, ohne daß man auf die leiſeſte Spur von ihr ſtieß, wurden

Edward und Robin besorgter. In demselben Grade dehnten sie ihre Nachforschungen in weiteren Umkreisen aus. Kein Mittel blieb unversucht, kein Geld wurde gespart, um wenigstens Auskunft über ihren Verbleib zu erlangen, und Alles erwies sich als vergeblich.

Sogar im Lager der Schippewäs erkundigte man sich nach ihr, um indessen nur zu hören, daß Niemand sie gesehen, das verfolgte geheimnißvolle Irrlicht zuverlässig in dem heimathlichen Sumpf Zuflucht gesucht habe. Aus denselben Ursachen weigerten ihre treuen braunen Freunde sich, an dem ferneren Spüren und Suchen theilzunehmen. An eine unselige Handlung des verzweifelnden Mädchens wollten weder Evandale noch Robin und Blackwell glauben. Wohl aber hielten sie es für möglich, daß das weit und breit bekannte und gern gesehene Irrlicht bei einem abgelegen hausenden Farmer ihren Unterschlupf gefunden habe und sich dort, erneuerter Angriffe auf ihre Freiheit gewärtig, verborgen halte.

So stellte bei dem Verhör der Gefangenen sich ebenfalls nicht mehr heraus, als man bereits wußte. Wie der alte Blount jeden näheren Verkehr mit dem verdächtigen Windhook, der überhaupt nur zwei Tage in der Gegend weilte, glaubhaft ableugnete, behauptete und beschwor er auch, von Fen follet's Flucht nichts zu wissen. Er meinte indessen hämisch, daß ihr zuzutrauen, freiwillig in den Tod gegangen zu sein, was Denjenigen zur Last falle, die auf die eine oder andere Art ihren Kopf mit tollen Vorspiegelungen verwirrt hätten.

Und wiederum gingen Tage dahin, und wie Edward, gewann auch Robin, obwohl von der Erfolglosigkeit fernerer Bemühungen überzeugt, es nicht über sich, eine Gegend zu verlassen, in der er seine letzte Hoffnung auf eine glückliche Zukunft begraben zu haben glaubte. Da verfiel Edward auf den Gedanken, noch einmal persönlich mit dem alten

Blount in Verkehr zu treten, der sammt seinem Sohne für betriebene Seeräuberei einer empfindlichen Strafe entgegensah. Er begab sich zu ihm in seine Zelle; doch trotz seiner ernsten Vorstellungen und des Versprechens, daß mit Rücksicht auf seine Beziehungen zu Feu follet er keine Strafe zu erwarten habe, blieb er bei der Behauptung, über deren Verbleib nichts zu wissen. Er selbst wollte offenbar nicht sprechen, sein Sohn Simeon konnte nicht, und Toby, der Einzige, der Aufschlüsse zu ertheilen befähigt gewesen, wie man voraussetzte, lag auf dem Boden des Sees.

Ueber die Art der Aufnahme Feu follet's in seine Familie, einen Thatbestand, den er nicht mehr ableugnen konnte, sprach er sich freier aus. Er gab zu, daß Vaughan auf der Kanadaseite zu ihm gekommen sei und vorgeschlagen habe, ein verwaistes kleines Mädchen gegen Entgelt an Kindesstatt anzunehmen. Ausdrücklich hatte er dabei hervorgehoben, daß die Erziehung in seinem Hause genüge, weiteres Unterrichten dagegen nicht rathsam, um die heranwachsende Kleine nicht den einfachsten Lebensgewohnheiten zu entfremden. Als Heirathsgut hatte er ihr ausdrücklich die von ihm selbst angekaufte Farm bestimmt, was Edward dahin deutete, daß ihr dadurch die Rückkehr in die Kreise, aus denen sie hervorgegangen war, endgiltig abgeschnitten werden sollte.

Weiteren Fragen gegenüber räumte Blount ein, daß Vaughan in der That im Besitz zweier gleichalteriger Mädchen gewesen sei, die für Zwillingsschwestern hätten gehalten werden können. Auf Edward's Einwendung, weshalb er zuerst die eine Kleine in Empfang genommen, dann aber gegen die zweite ausgetauscht habe, sah Blount ihn erstaunt an.

„Das muß Ihnen der Teufel selber gesagt haben," versetzte er nach kurzem Sinnen, während ein boshaftes

Grinsen auf sein tückisches Gesicht trat, „wissen Sie aber so viel, gibt's keinen Grund, den wahren Sachverhalt vor Ihnen geheim zu halten: als meine Frau das erste Ding auf den Armen hielt, wurde sie inne, daß es krank und abgezehrt aussah und keine zwei Wochen Lebenszeit mehr verhieß. Um aber alsbald ein Begräbniß zu besorgen und die Farm wieder herauszugeben, hätten wir weniger scharf sein müssen. Dem Vaughan paßte es ebenfalls nicht, mit 'nem todkranken Kinde zu reisen. Da gab's denn einen ordentlichen Wortwechsel, bevor er sich zu dem Tausch verstand und an Bord des Dampfers zurückkehrte. Ich vermuthe, das kleine Ding hat schon in dem Huron sein Grab gefunden."

Edward's Fragen nach Merkmalen, die sich vielleicht auf Feu follet's Herkommen bezogen, beantwortete er dahin, daß Vaughan ersichtlich peinlich darauf bedacht gewesen, solche zu beseitigen. Ein Packet Wäsche und Kleider hatte die schwarze Wärterin ihm wohl eingehändigt; er entsann sich indessen genau, daß kein einziges Stück gezeichnet gewesen. Den Namen Harriet habe Vaughan wohl nur genannt, weil das Kind bereits auf denselben hörte. Auch das andere sei im Verkehr mit dem schwarzen Weibsbild so gerufen worden, ein Beweis, daß Vaughan selber keinen Unterschied zwischen den beiden Würmern gekannt habe.

Wenig befriedigt verließ Edward den verstockten Missethäter. Nur die Ueberzeugung nahm er mit fort, daß über Feu follet's Persönlichkeit, so weit sie eins der beiden geraubten Kinder, kein Zweifel mehr walten könne. Aber wo die zu ihr führenden Spuren suchen und finden? So fragte er sich, und Verzweiflung ergriff ihn bei dem Gedanken, daß er während des flüchtigen Verkehrs mit ihr nur die Hand hätte auszustrecken brauchen, um die ihm übertragenen Anrechte an sie geltend zu machen.

Und weiter verstrichen die Tage in banger Erwartung

und Sorgen, Tage, die er ſowohl wie Robin, der plötzlich die letzte Schaffensluſt verloren zu haben ſchien, regelmäßig beim alten Blackwell beſchloſſen. Doch auch im Verkehr mit ihm, der zuverſichtlich auf Feu follet's Rückkehr hoffte, fanden ſie keine Ermuthigung. Im Uebrigen beklagten er wie ſeine Frau den Verluſt ihres Lieblings, als ob man eine theure Angehörige von ihrem Herzen geriſſen habe.

Drei Wochen waren ſeit dem Verſchwinden Feu follet's dahingegangen. Mit kalten Regenſtürmen hatte der Herbſt ſich angemeldet und der See unter deren Einfluß ein finſteres Geſicht aufgeſetzt, als eines Tages ein an ihn gerichteter Brief größeren Umfanges Edward eingehändigt wurde. Die Aufſchrift verrieth, daß er von Bianka kam. Als er ihn öffnete, lagen drei verſchiedene Schreiben, unter dieſen ein verſiegeltes und von unbekannter Hand adreſſirtes vor ihm. Zunächſt griff er nach dem Bianka's; dann las er mit maßloſem Erſtaunen.

„Theurer Edward! Ich bin ſo erſchüttert, ſo tief ergriffen, daß ich meine Gedanken kaum noch in Worte zu kleiden vermag. Ich beſchränke mich daher auf die nothwendigſten Mittheilungen. Bei einem Bankhauſe in Chicago habe ich Dich mit einer Summe von fünfzigtauſend Dollars accreditirt. Beeile Dich, hinzukommen und zu handeln. Was Du zu thun haſt, ſagt Dir das beiliegende offene Schreiben. Telegraphire ſofort, wenn ich kommen ſoll.

Deine getreue Bianka."

Noch unter dem vollen Einfluß der räthſelhaften Kunde, in der ſich eine ungewöhnliche Gemüthsbewegung widerſpiegelte, ſchlug Edward den erwähnten Brief auseinander. Zunächſt las er die Unterſchrift. „Harry Griffith!" wiederholte er unwillkürlich halblaut; dann ließ er die Hände ſinken. Wie um ſeine Faſſungsgabe zu verſtärken, ſtarrte er in's Leere.

„Harry Griffith," ſprach er abermals ſchaudernd vor

ſich hin, und er meinte ihn vor ſich zu ſehen, wie er, von dem Beil des Choctaws tödtlich getroffen, zu Boden ſtürzte. „Sollte er die furchtbare Verwundung wirklich überlebt haben?“ fragte er ſich. Unglaublich erſchien es ihm. Er hob den Brief empor. Ja, da ſtand er geſchrieben der Name, genau ſo, wie er ihn unter der Scheidungsurkunde geſehen und mehrfach feindſelig betrachtet hatte. Schon allein an dem ſeltſamen Schnörkel hätte er ihn erkannt. Ihn graute, als wäre plötzlich ein dem Grabe Entſtiegener vor ihn hingetreten. Die Buchſtaben und Worte wanden ſich vor ſeinen Augen durcheinander. Er mußte ſich zu ruhigem Denken zwingen, um den Inhalt mit Verſtändniß zu leſen.

„Bianka!“ hieß es mit offenbar unſicherer Hand geſchrieben, „es koſtet mich Ueberwindung, dieſen Schritt zu thun, und doch kann ich nicht anders. Ermüdet nach langem Umherirren, ſehne ich mich nach Ruhe. Unſere Tochter befindet ſich bei mir. Der finſtere alte Mann iſt indeſſen nicht länger eine Geſellſchaft für ſie. Willſt Du ſie wiederſehen und behalten, ſo ſchicke mir ohne Zeitverluſt durch eine gewiſſenhafte Vertrauensperſon die Summe von fünfzigtauſend Dollars. Beauftrage den Betreffenden zugleich, Harriet in Empfang zu nehmen und zu Dir zu begleiten. Unſer Wiederſehen würde Dir nicht minder peinlich ſein, als mir, und alte Wunden wieder bluten machen. Nur wenige Tage bleibe ich in dieſer Stadt. Sollteſt Du meine Forderung nebſt allen Nebenbedingungen nicht erfüllen, ſo verlierſt Du Deine Tochter auf ewig.

Ich ahne Dein Mißtrauen und ſchlage Dir einen Weg vor, auf dem jede Möglichkeit einer Täuſchung ausgeſchloſſen: Du beauftragſt Deinen Vertrauensmann, einen auf hier lautenden Wechſel, zahlbar nach Sicht, mir einzuhändigen. Befindet er ſich in meinem Beſitz, ſo übergebe ich ihm Harriet, und dann erſt erhebe ich das Geld.

Sollteſt Du, trotz meiner Scheu, Dir noch einmal zu begegnen, perſönlich hier am Ort auftauchen, ſo würde ich mit Harriet ſofort verſchwinden. Die ganze Angelegenheit geſchäftlich behandelnd, erkläre ich feierlich, jeden Verſuch, das Kind durch Gewalt oder Intriguen meinem väterlichen Schutz zu entwinden, ähnlich zu beantworten. Der von Dir Bevollmächtigte findet auf der Poſt lagernd einen Brief unter der Adreſſe: H. G. K. In demſelben ſind die Mittel, mich aufzufinden, an die Hand gegeben. Du ſiehſt, ich bin vorſichtig, ein Beweis, wie ernſt ich zu Allem entſchloſſen bin. Iſt Dir an dem Wiederſehen mit Deiner Tochter gelegen, ſo laſſe gleiche Vorſicht walten."

Nachdem Edward den Brief zu Ende geleſen hatte, bedurfte er der Zeit, mit dem Erfahrenen ſich einigermaßen vertraut zu machen. Daß Griffith die Verwundung überlebt hatte, unterlag allerdings keinem Zweifel mehr. Außerdem charakteriſirte ihn die ſchnöde Gelderpreſſung, zu deren Mittel er die eigene Tochter wählte. Den Gedanken, daß Feu follet wirklich in ſeine Gewalt gerathen ſein könne, verwarf er ebenſo ſchnell, wie er entſtand, als eine Unmöglichkeit.

Die Nachricht konnte ſich alſo nur auf das andere Kind beziehen, von welchem Blount behauptete, daß es in den Huron verſenkt worden. Er gedachte Ringlet's und der krankhaften Furcht, in welcher ihr Vater vor jenem Vaughan, alſo vor Griffith, lebte, und ein neues Gewirre von Verkettungen erhob ſich vor ihm. Wenn aber die ſich daraus ergebenden Muthmaßungen und unbeſtimmten Ahnungen ihn nicht täuſchten, welche von den beiden jungen Weſen war dann wirklich Bianka's Tochter? Diejenige, die ſich in der Begleitung Griffith's befand, oder Feu follet, die erſt geſucht werden ſollte, und in der Harriet Griffith zu erblicken er nicht mehr von ſich abzuweiſen vermochte?

So sann und grübelte er, als seine Augen auf den dritten Brief fielen. Ihn öffnend, entdeckte er auf dem Umschlag einige von Bianka's Hand geschriebene Worte. „Seit vierzehn Tagen ist dies in meinem Besitz, doch mußte ich erst auf Deine genaue Adresse warten," las er, und schlug rasch das Papier auseinander. Es enthielt nur wenige zierlich ausgeführte Zeilen, und neues, jetzt aber freudiges Erstaunen bemächtigte sich seiner, als er las:

„Auch in El Paso ist unseres Bleibens nicht. Wir müssen weiter ziehen. Gott mag wissen, wo und wann wir endlich zur Ruhe gelangen. Treue Herzen grüßen den fernen Freund. R . . . . . "

„Ringlet," wiederholte Edward gerührt durch diesen, wenn auch unverkennbar vorsichtig gehaltenen Beweis eines freundlichen Andenkens. Vor seinen geistigen Blicken erstand die von süßem Zauber umwebte holde Gestalt. Der Doktor und seine Tochter befanden sich also immer noch auf der Flucht vor räthselhaften Gefahren. Zugleich schwand die seine ganze Seele in Aufruhr versetzende Möglichkeit, Ringlet in Chicago vorzufinden. Es zerrissen die phantastischen Bilder, die sich eben noch vor ihm aufbauten, um an deren Stelle Zweifel und marternde Ungewißheit treten zu lassen. Doch die vor ihm liegende Aufgabe duldete kein Säumen.

Nachdem er Bianka schleunigst über den Empfang der Briefe und seine Bereitwilligkeit, ihren Anweisungen gemäß zu handeln, berichtet hatte, rüstete er sich zur Abreise. Leicht gelang es ihm, Robin zu überreden, sich ihm anzuschließen und für die Dauer seiner Abwesenheit den Kutter der Obhut des alten Blackwell anzuvertrauen. Ueber den Zweck seiner Reise hatte er ihn nur bis zu einer bestimmten Grenze unterrichtet. Hauptsächlich war ihm daran gelegen, einen unanfechtbaren Zeugen zur Seite zu haben, im Falle Griffith nur zu einer List seine Zuflucht genommen

haben ſollte, um abermals eine größere Zahlung von Bianka zu erpreſſen. Und wer konnte ahnen, ob die Perſon, die er für deren Tochter ausgab, nicht die erſte beſte gewiſſenloſe Abenteurerin, die, von ihm berathen, untergeſchoben werden ſollte, wenn auch nur auf ſo lange, bis er ſeinen Raub in Sicherheit gebracht haben würde. —

Nachdem die beiden Gefährten in Chicago in einem Gaſthofe abgeſtiegen waren, führte ihr erſter Weg ſie nach der Poſt, wo Edward in der That den von Griffith hinterlegten Brief mit der Angabe ſeiner Wohnung vorfand. Von dort aus eilten ſie nach dem Bankhauſe, wo Edward den Wechſel in Empfang nahm. Zum Schluß ſetzte er ſich mit einem Polizeibeamten in Verbindung, deſſen wenig auffällige Begleitung er ſich erbat. Denn nachdem Griffith in der Nachbarſchaft des Red River kein Bedenken getragen hatte, ihn meuchlings niederzuſchießen, hielt er ihn auch hier, von plötzlich auflodernden Haß beſeelt, einer heimtückiſchen Handlung für fähig, wenn auch nur ſich darauf beſchränkend, Bianka's Tochter ihm verrätheriſcher Weiſe vorzuenthalten.

Nach allen Richtungen hin bedachtſam vorbereitet, traf er mit dem Gefährten in dem bezeichneten Gaſthauſe ein. Auf ſeine Frage nach Griffith wurde ihm die Antwort ertheilt, daß er ſich in ſeinem Zimmer befinde. Während er als der von Frau Bianka Griffith abgeſendete Herr angemeldet wurde, beſchlich ihn ein eigenthümliches Gefühl peinlicher Spannung. Seine Unruhe wuchs, indem er unwillkürlich das unzweifelhaft furchtbar entſtellte Geſicht ſeines Todfeindes ſich zu vergegenwärtigen ſuchte. Seinen Ideengang ſtörte der Aufwärter mit den Worten, daß Herr Griffith ihn erwarte. Edward auf dem Fuße folgte Robin.

Als der Aufwärter die Thür öffnete, fiel Edward's erſter Blick auf einen unterſetzten älteren Mann mit

rundem bartloſen Geſicht, der ihn, mit dem einen Auge blinzelnd, mißtrauiſch betrachtete. Ueber ihn hinwegſehend, ſuchte er nach der ihm vertrauten Geſtalt Griffith's. Außer dem Erſteren war indeſſen kein Anderer anweſend. Noch auf der Schwelle ſtehend, kehrte Edward ſich dieſem wieder zu. Schärfer ſah er auf ihn hin, und ihm war, als ob das Blut ihm in den Adern hätte ſtocken müſſen. Zugleich fiel es wie Schuppen von ſeinen Augen. Um ſeinen Gemüthszuſtand zu verheimlichen, wendete er ſich noch einmal an Robin. Nur einige Worte raunte er ihm zu, worauf er mit der Bemerkung ſchloß: „Es iſt Alles in Ordnung, und daher jede Zeugenſchaft überflüſſig."

Mit einer höflichen Verbeugung trat er ein. War der vor ihm Stehende durch ſein Verfahren wirklich beunruhigt worden, ſo verſtand er es, ſich zu beherrſchen. Auf Edward's Anrede, ob er die Ehre habe, Herrn Griffith zu begrüßen, antwortete er kalt verbindlich mit etwas unbeholfener Verneigung, Griffith ſei ſein Name.

Edward hatte unterdeſſen ſeine volle Beſonnenheit zurückgewonnen. Es ſpielte ſogar ein eigenthümlich ſpöttiſches Lächeln um ſeine Lippen, indem er mit derſelben Zuvorkommenheit fortfuhr: „So mag ich ungeſäumt auf den Zweck übergehen, zu dem ich hierher abgeordnet wurde. Von Ihrer geſchiedenen Frau, Bianka Griffith, wurde ich beauftragt, fünfzigtauſend Dollars an Sie auszuzahlen und dafür die ihr ſo lange vorenthaltene Tochter in meine Obhut zu nehmen."

„Darauf vorbereitet," hieß es in ruhigem Geſchäftstone zurück, „zaudere ich nicht, die Ihnen vielleicht räthſelhaft erſcheinende Angelegenheit ſofort zum Abſchluß zu bringen und der Erfüllung Ihrer Verpflichtung die der meinigen unverzüglich folgen zu laſſen."

Edward legte den Wechſel vor. Nach ſorgfältiger Prüfung erklärte der angebliche Griffith ſich befriedigt

und erbot ſich, um den Abſchied von ihr zu vermeiden, ihm ſeine Tochter zuführen zu laſſen.

„Vorher noch ein Wort, wenn es Ihnen beliebt," verſetzte Edward, aufmerkſam nach dem Korridor hinauslauſchend, „es ſind noch einige Fragen zu erheben, bei deren Erörterung die Anweſenheit der jungen Dame allerdings nicht wünſchenswerth erſcheint."

„Ich ſtehe zu Ihren Dienſten, obwohl mir unverſtändlich, daß nach Erfüllung der beiderſeitigen Bedingungen nicht Alles erledigt ſein ſollte."

„Im Grunde handelt es ſich nur um unweſentliche Dinge," erklärte Edward, und durchdringend ſah er auf das breite Geſicht des vor ihm Stehenden, „ich finde nämlich, daß Sie ſeit unſerer letzten Begegnung vor einem halben Jahr unten am Red River ſich ſehr veränderten."

Das breite Geſicht wechſelte die Farbe, und lebhafter blinzelte das linke Auge, als es zurück hieß: „Wir ſollten einander begegnet ſein? Ich entſinne mich wenigſtens nicht."

„Zum erſten Mal auf der Plantage Evandale an dem Tage, an welchem die Scheidung zwiſchen Ihnen und Ihrer Frau vollzogen wurde."

„Es muß unbedingt ein Irrthum walten," lautete die mit ſichtbarer Verſtörtheit ertheilte Antwort.

„Die Möglichkeit, daß eine Verwechslung der Perſon ſtattfand, gebe ich zu. Aber ich möchte darauf ſchwören, daß ich beobachtete, wie Sie im Garten von Evandale luſtwandelten. Näher und wahrſcheinlicher liegt dagegen unſer letztes Zuſammentreffen, deſſen Sie ſelbſt ſich allerdings nicht entſinnen können. Zwei bis drei Monate iſt es erſt her. Ich befand mich Ihnen damals ſo nahe, wohl noch näher, als jetzt. In der elenden Behauſung der verſtorbenen Tänzerin Lazarina, der verehelichten Woodkirk, war es. In dem Nebenzimmer ſtand ich hinter dem Kleider-

träger, als Sie eintraten und zwiſchen dem Eiſengeräth eifrig ſuchten."

So lange Evard ſprach, ſchien Woodkirk immer kleiner zu werden. Wie nach einem Halt ſuchend, ſtützte er ſich mit der Hand auf den Tiſch. Sein Geſicht erſtarrte in Entſetzen. Die Augen drohten ihre Höhlen zu verlaſſen. Das letzte Wort war indeſſen kaum gefallen, als er auf dem Gipfel plötzlich erwachter Wuth zähneknirſchend ausrief: „Hölle und Verdammniß über den verfluchten Verrath!" Doch bei einer ſo gewiegten Verbrechernatur konnte die Beſonnenheit nur auf Sekunden verloren gehen. Seine unvorſichtige Uebereilung verſchleiernd, trat tückiſches Grinſen auf ſeine erregten Züge, und einer herausfordernden Haltung ſich befleißigend, ſprach er in verachtungsvollem Tone: „Wer Sie ſind und was Sie bezwecken, errathe ich nicht; vermuthe aber, daß Sie darauf ausgehen, ſelbſt einen Betrug zu verüben."

Edward zuckte die Achſeln geringſchätzig und bemerkte kaltblütig: „Ich bin der Kapitän Evandale und bezwecke nicht mehr und nicht weniger, als Sie zur Rechenſchaft für Ihr finſteres Treiben zu ziehen. Denn nach der mir ertheilten Beſchreibung können nur Sie es geweſen ſein, der vor mehreren Wochen in der Nachbarſchaft der Saginawbai plötzlich auftauchte, nach zwei Tagen wieder verſchwand und bald darauf die Tochter der Frau Griffith heimlich entführte —"

„Ich entführte ſie nicht," fiel Woodkirk mit erheuchelter Entrüſtung ein, „ſondern nachdem ich ihr die Vereinigung mit ihrer Mutter in Ausſicht geſtellt hatte, ging ſie freiwillig mit mir. Ueber die Art, wie ich es ausführte, bin ich Ihnen keine Rechenſchaft ſchuldig, ſondern dem Vater, in deſſen Auftrage ich handelte."

„Im Auftrage Griffith's?"

„In ſeinem Namen; er hatte Urſache, einer perſön-

lichen Begegnung mit seiner Tochter auszuweichen, und den Freundschaftsdienst durfte ich ihm nicht versagen. Auch das Geld ist für ihn bestimmt."

„Sie scheinen nicht zu wissen, daß Griffith bei meiner letzten Begegnung mit ihm von einem Indianer erschlagen wurde."

In Woodkirk's Gesicht vollzog sich eine neue Wandlung. Schrecken, Enttäuschung und Wuth kämpften um den Vorrang. Nur noch das Trachten kannte er, durch Flucht sich dem ihm drohenden Verhängniß zu entziehen. Mit anscheinend zufälliger Bewegung glitt die rechte Hand in die linke Brusttasche. Doch bevor er sie hervorzog, hielt Edward ihm den gespannten Revolver vor die Stirn.

„Die erste Bewegung bezahlen Sie mit dem Leben," rief er ihm mit einem Ausdruck zu, der nicht mißverstanden werden konnte. Dann lauter: „Es ist Alles in Ordnung, daher jede Zeugenschaft überflüssig!"

Die Thür öffnete sich und herein schritten zwei Polizisten, denen Robin sich angeschlossen hatte. Als sie neben Edward hin traten, der die Richtung seiner Waffe nicht änderte, redete er sie mit den Worten an: „Ich übergebe Ihnen hier den berüchtigten Woodkirk, der wegen zahlreicher Fälschungen und schließlichen Einbruchs vor einigen Monaten in New-York verhaftet und in's Gefängniß geworfen wurde, aber nach kurzer Zeit, wahrscheinlich unter Mitnahme des versteckt gehaltenen Raubes wieder entsprang. Des Weiteren klage ich ihn an, unter falschem Namen ein junges Mädchen entführt zu haben, um es als Mittel zu den schamlosesten Erpressungen —"

„Wofür Du verdammt sein sollst!" fiel Woodkirk, der nunmehr seine wahre Natur nach Außen kehrte, wie in Tobsucht, unbekümmert um das ihm drohende Loos hohnlachend ein, und blitzschnell zog er den Revolver hervor.

Doch vor ihm standen Männer, die stets auf alle mög-

lichen Fälle vorbereitet waren, und bevor er die Waffe in Anschlag brachte, hatte ein an kurzem geschmeidigem Griff befestigter Bleiknopf ihn dergestalt auf den Oberarm getroffen, daß sie ihm entfiel. Dann dauerte es nur wenige Minuten, bis des wüthend Aufbrüllenden Hände durch eiserne Ringe vereinigt waren und er vollständig wehrlos dastand.

„Sie erlauben, daß ich, bevor Sie ihn abführen, einige Fragen an ihn richte," wendete Edward sich an die Beamten, und als diese bereitwillig zusagten, nahm er zuerst den auf dem Tisch liegenden Wechsel, den er ihnen zur Prüfung einhändigte. „Dies ist die Summe," begann er, „um die er Frau Griffith, eine angesehene Dame, zu betrügen gedachte. Nähere Aufschlüsse zu ertheilen bin ich zu jeder Stunde und an jedem Ort bereit, und bitte nur, zu berücksichtigen, daß ich meinen Aufenthalt in dieser Stadt nach Möglichkeit abzukürzen wünsche." Er kehrte sich Woodkirk wieder zu: „Weilt Fräulein Harriet hier im Hause?"

„In der Obhut der Wirthin," antwortete Woodkirk, begreifend, daß er durch Auskunftverweigerung seine Lage am wenigsten günstiger gestalte.

„Gehen Sie und überzeugen Sie sich von der Wahrheit der Angabe," wendete Edward sich an Robin, der alsbald hinauseilte. Und wieder zu Woodkirk: „Griffith war im Besitz zweier Kinder, als er von Kanada herunter kam. Beide hießen Harriet. Können Sie glaubwürdig feststellen, ob das von Ihnen entführte die Tochter der Frau Griffith ist, oder die der verstorbenen Lazarina?"

Ueber Woodkirk's erregtes Gesicht flog ein Ausdruck teuflischen Hohnes.

„Das mag Griffith selber nicht mehr gewußt haben," erklärte er mit der trotzigen Gleichgiltigkeit eines jede Nachsicht verachtenden Verbrechers, „so viel ich mich ent-

ſinne, ließ er ſich angelegen ſein, alle Spuren, die zur Aufklärung hätten führen können, zu vernichten. Vermuthlich ging er darauf aus, daß wenn das eine ſterben ſollte, er in dem anderen immer noch das Mittel beſaß, Anſprüche an das Vermögen der Frau Griffith zu erheben. Jetzt iſt er todt, wie Sie behaupten, da hat er das Geheimniß mit ſich zur Hölle genommen. Für mich war die Eine ſo viel werth, wie die Andere. Es lag alſo keine Urſache vor, mich viel nach einem Geburtsſchein umzuthun."

„Vielleicht beſinnen Sie ſich auf Nebenumſtände, die dazu dienen, die verbürgte Wahrheit zu ergründen?"

„Schwerlich," höhnte Woodkirk triumphirend, „ich ſah die beiden Babies nebeneinander, bevor Griffith mit ihnen nach Kanada flüchtete, und ſchon damals gehörte ein gutes Auge dazu, ſie von einander zu unterſcheiden."

„Sie ſtanden unzweifelhaft im brieflichen Verkehr mit Griffith —"

„Wer das ſagt, fördert die niederträchtigſte Lüge zu Tage, die je darauf berechnet geweſen, Menſchen in die Irre zu führen," warf Woodkirk ingrimmig ein.

„Und ich bin überzeugt, daß Sie genug Briefe von ihm empfingen, um ſeine Handſchrift ſo täuſchend nachahmen zu können, wie in dem verrätheriſchen Brief an Frau Griffith geſchah."

„Erlogen, Alles erlogen, bei der ewigen Verdammniß!"

Edward öffnete ſeine Brieftaſche, entnahm derſelben das ihm von der unglücklichen Tänzerin eingehändigte Schriftſtück und hielt es geöffnet vor des Gefeſſelten Augen.

„Dieſer Brief war an Sie gerichtet," ſprach er mit ſichtbarem Widerwillen, „wie er in meine Hände gerieth, iſt Nebenſache. Aber er liefert den Beweis, daß von derſelben Stelle aus auch noch andere an Sie gelangten."

„Die Hölle über das verfluchte Weib, dem Sie den Fetzen verdanken!" ſchrie Woodkirk, in ſeiner thieriſchen

Wuth jeden ferneren Versuch der Täuschung über seine Verworfenheit verschmähend, „aber hängen möchte ich noch in dieser Stunde und mich drei Tage am Strick drehen, bevor der Teufel mich holt, hätte ich damals geahnt, wen die verrätherische Satanshexe hinter dem Plunder versteckt hatte."

„Vielleicht entdecken wir Briefe beim Durchsuchen seines Gepäcks und der Taschen," wendete der eine Beamte zuvorkommend ein; „es wird Ihnen dann anheimgegeben werden, sie zu prüfen."

Edward dankte durch eine Bewegung, und Woodkirk sich zukehrend, nahm er das Verhör wieder auf: „Sie verweigern mir jede Auskunft über den Verbleib des zweiten Kindes?"

„Was ich nicht weiß, kann ich nicht verrathen. Wüßte ich es aber, sollte mich jedes verdammte Wort gereuen, das ich darüber verlöre."

In diesem Augenblick riß Robin die Thür auf und rief auf dem Gipfel seiner freudigen Erregung herein, daß Feu follet sich wohlbehalten im Hause befinde, und mit dem letzten Wort verschwand er wieder.

„Dem Zeugen darf blindlings Glauben beigemessen werden," erklärte Edward den beiden Beamten, „und ich selbst habe hier meine Aufgabe beendigt. Sollten mein Zeugniß, wie das meines Begleiters und des jungen Mädchens gewünscht werden, so wissen Sie uns zu finden," und mit einem letzten Blick des Abscheues auf Woodkirk verließ er das Zimmer.

Die Beamten versicherten sich aller Habseligkeiten des Gefangenen; sogar seine Taschen leerten sie, und ihn zwischen sich nehmend, begaben sie sich auf die Straße hinaus. Dort hielt eine geschlossene Miethskutsche, in die sie ihm hinein halfen, und in scharfem Trabe ging es nach dem Staatsgefängniß.

Edward hatte ſich unterdeſſen nach dem Zimmer begeben, wo die Wirthin ihm ihren lieblichen Gaſt vorſtellte. Ja, das war Fen follet, daſſelbe junge Weſen, deſſen erſter Anblick ihn einſt entzückte, daſſelbe raſtloſe Irrlicht, dem er ebenſo ſchnell ſeine warme Theilnahme zugewendet hatte. Nur abgehärmt erſchien ihr liebes Antlitz nach dem längeren Verkehr mit dem ihr widerwärtigen Begleiter, während doch die Farben des Glückes und der Freude, hervorgerufen durch das Wiederſehen mit Robin, es noch verſchönten. Ueber den Verlauf der jüngſten Ereigniſſe wurden nähere Erläuterungen ihr vorläufig vorenthalten.

Sie erfuhr nur, daß binnen wenigen Tagen ihre Mutter eintreffen würde, um ſie mit in ihre Heimath fortzunehmen. Ihre Ueberſiedelung nach einem der erſten Gaſthäuſer erfolgte ſelbigen Tages. Vollkommen eingeſchüchtert, erſtaunt bis zur Sprachloſigkeit, betrat ſie den zu ihrem Aufenthalt beſtimmten reich ausgeſtatteten Raum. Es erzeugte den Eindruck, als hätte ſie gefürchtet, die mit Sammet überzogenen Möbel zu berühren, ihr eigenes Bild in dem großen Goldrahmenſpiegel zu betrachten. Ihre Befangenheit wuchs bis zur Verwirrung, als die Wirthin auf Edward's Wunſch ſie vollſtändig neu einkleidete, ohne indeſſen die Grenzen wohlthuender Einfachheit zu überſchreiten, und ſie auf's Beſte mit Allem verſah, was zum Gebrauch einer jungen Dame geeignet. Wo aber das Fremdartige ihr Schwierigkeiten zu bereiten und Zwang aufzuerlegen drohte, da halfen die ihr angeborene Anmuth und der außergewöhnliche Scharfſinn bald über Alles hinweg. Meinte ſie doch zu träumen, in eins jener lieblichen Märchen verſetzt zu ſein, deren Kenntniß ſie der treuen Fürſorge ihres alten Freundes auf dem Leuchtthurm verdankte.

Nur ſtiller wurde ſie und nachdenklicher. Umringt von einer, nach ihren Begriffen königlichen Einrichtung, wirkte

doppelt nach die Erinnerung an die Zeiten, in denen ſie, unbeaufſichtigt, unbelehrt und von Widerwillen gegen das vermeintliche elterliche Haus und deſſen ſittenloſe Bewohner beſeelt, aufwuchs, während jene unſtete Irrlichtnatur ſich in ihr entwickelte. Bevor Edward, und zwar ſchon am erſten Abend, dem alten Blackwell die Rettung ſeines Lieblings brieflich verkündete, ſchrieb er an Bianka.

Mit der dringlichen Aufforderung an ſie, ſchleunigſt nach Chicago zu kommen, wo er aus zwingenden Urſachen noch einige Zeit zurückgehalten werde, einte er den ernſten Rath, ihm Gelegenheit zu bieten, ſie auf das Wiederſehen mit Harriet vorzubereiten. Er nannte ſie einen Engel der Schönheit und Anmuth, deren Einführen in ganz neue, ihr vollkommen fremde Verhältniſſe immerhin Vorſicht und weiſe Schonung erheiſche.

(Fortſetzung folgt.)

Muſtapha's Teppich.

Erzählung aus Bosnien. Von **Vinko Zorič.**

Mit Illuſtrationen von G. Schöbel.

(Nachdruck verboten.)

Ein halbes Hundert krummer, enger Gäßchen, zu beiden Seiten beſetzt mit niedrigen, wenig tiefen, hölzernen Verkaufsbuden: das iſt der Bazar von Serajewo, der Hauptſtadt Bosniens.

Auf dem Bazar, Tſcharchija genannt, ſind die Verkaufsſtände der Gemüſe-, Schnittwaaren-, Kleider- und Pelzhändler; hier arbeiten vor den Augen der Vorübergehenden die Handwerker, die Schneider, Schuſter, Töpfer, Tiſchler, Klempner, Schloſſer, Waffenſchmiede, Kupferſchmiede und Teppichweber. Einheimiſche und Landleute aus der Umgebung der Stadt oder aus weiterer Entfernung, Chriſten und Mohammedaner, Soldaten und Civiliſten, Europäer und Aſiaten ſchieben ſich vorbei an den „Dutſchans", den Verkaufsbuden, und durch die Menſchenmaſſen zwängen ſich noch die langen Züge der Tragpferde, der kleinen, beſtändig ſchreienden Packeſel, Magaratze genannt.

Das ist ein buntes, lautes Leben auf der Tscharschija, an vier Tagen in der Woche! An drei Tagen geht es hier ruhiger zu, am Freitag, Sonnabend, Sonntag, dann feiert man hier hintereinander, um Niemanden zu verletzen, den mohammedanischen, jüdischen und christlichen Ruhetag.

Dafür wird aber an den vier Arbeitstagen um so mehr geleistet, und die fleißigsten der Arbeiter gönnen sich kaum so viel Zeit zu einem Zwiegespräch, den Nachbar in seinem Dutschan zu besuchen oder in einem der einfachen Cafés ein Täßchen des braunen, süßen Trankes zu schlürfen.

Der fleißigsten einer aber ist Mustapha Balić, der Teppichweber.

Maschallah! Welch' ein Arbeiter ist das! Wie arbeitet er mit Händen und Füßen, an denen er die Enden verschiedener Fäden festgeknüpft hat, wie wirft er die Fäden durcheinander, wie wächst, wenn auch langsam, unter seinen Händen das Gewebe, das bestimmt ist, ein Gebetsteppich für einen frommen Muselmann zu werden, der dieses nothwendigste Stück seiner Reiseausrüstung mit sich führen wird.

Gewiß, Jussuf Radosav ist ein frommer Muselmann, der ebenso eifrig in der Erfüllung der Gebete des Korans ist, wie Mustapha beim Teppichweben. Das ist aber auch das einzige Vergleichbare, das Mustapha und Jussuf haben, trotzdem sie Nachbarn sind. Da oben auf dem sattelförmigen, schräg zur Ebene abfallenden Grat des Trebević-berges, der Serajewo überragt, liegen ihre Häuser, im üppigsten Grün der Akazien- und Pflaumenbäume versteckt.

Jussuf ist ein alter, würdiger Mann, und Mustapha ein noch sehr junger Bursche, der erst seit Kurzem verheirathet ist. Jussuf ist ein reicher Kaufmann, dessen Tragthiere in langen Kolonnen ganz Bosnien und die Herzegowina durchziehen, und Mustapha ist ein armer Teufel, der sich mühsam seinen Lebensunterhalt erwirbt.

Aber wie reich iſt er gegen Juſſuf, den Kaufmann!

Das kleine Haus Muſtapha's birgt unter dem vierſeitigen ſpitzen Dache einen Schatz, eine Perle, ein koſtbares Gut, wie es der Sultan in Iſtambul in ſeinem Harem nicht beſitzt, ein junges, ſchönes Weib, Emina, eine vollerblühte, bosniſche Schönheit.

Doch leiſe! Es iſt unpaſſend, ja beleidigend, von der Frau eines Muſelmanns zu reden, ſelbſt wenn ſie eine Schönheit iſt wie Emina. Und Muſtapha iſt eiferſüchtig, wahnſinnig eiferſüchtig!

Viele trübe Stunden ſchon hat dem armen Burſchen dieſe Leidenſchaft bereitet, aber wer kann gegen die Gewalt des Herzens! Das iſt mächtiger als der Menſchenwille!

Wer einen ſolchen Schatz beſitzt, wie Muſtapha, der fürchtet eben auch, ihn zu verlieren. Und er liebt dieſes Weib mit allen Kräften ſeines Herzens, und ſie liebt ihn wieder!

Oder nicht?

Hat ſie nicht ſo und ſo viele andere Freier ausgeſchlagen, um aus freien Stücken die Gattin des armen Teppichwebers zu werden?

Wenn ihr Vater auch nicht reich iſt, ſo hat er doch Anſehen auf der Tſcharſchija, und ſein Beſitzthum iſt mindeſtens zehnmal größer als das Muſtapha's, der außer ſeinem Häuschen und dem kleinen Garten eigentlich gar nichts beſitzt. Und iſt nicht der Vater Emina's ein berühmter Kupferſchmied, der mit den wunderbarſten Muſtern ſeine Kannen, Krüge und Platten ciſelirt und punzt? Er hat viele Kinder, und das ſchmälert ſeinen Beſitz, der in ſo viele Theile geht, geſpart hat er auch nichts, denn bevor der Schwaba, der Deutſche, Herr im Lande war, ſparten nur die Thoren. Die Erſparniſſe wurden ja doch von den Begs und den Agas weggeholt.

Emina hätte gewiß Anſpruch darauf gehabt, einen

reichen und vornehmen Mann zum Gatten zu erhalten, denn selbst unter den schönen Frauen Bosniens ist sie eine Schönheit! Gesehen hatten sie ja die Freier nicht, die sie zum Weibe begehrten, da sie, seit sie zur Jungfrau herangereift war, vor dem Gesicht den dichten Schleier trug und wenig aus den Mauern des Harems herauskam. Aber die Kunde von ihrer Schönheit war doch allenthalben durch die geschäftigen Frauen verbreitet worden, die von Harem zu Harem ziehen, um dann den heirathslustigen älteren und jüngeren Männern Winke zu geben, in welchem Hause eine schöne oder reiche Frau zu holen sei.

Mustapha hatte Emina gekannt, als sie noch ein kleines Mädchen war und ohne Schleier mit den Kindern auf der Straße spielte. Er war einige Jahre älter als sie, aber zeitweise hatte er doch mit ihr an den gemeinsamen Spielen der Jugend theilgenommen. Zwischen den Kindern von Arm und Reich gab es keinen Unterschied! Aber wenn auch von den Kinderjahren her Mustapha wußte, daß Emina eine Schönheit werden mußte, wenn er auch in liebender Erinnerung der Jugendgespielin gedachte, so wäre es ihm doch niemals eingefallen, an eine Heirath mit Emina zu denken.

Wie war er daher überrascht, als vor Jahresfrist der alte Asis, ein Freund des Vaters Emina's, gegen Abend zu ihm in den Dutschan kam und ihm nach langen Vorbereitungen und Reden über sehr gleichgiltige Dinge endlich sagte, er solle um Emina anhalten, sie wolle seine Gattin werden.

Dem alten Asis wäre seine Sendung fast übel bekommen, denn Mustapha glaubte, der Alte, der als Schelm bekannt war, wolle ihn zum Narren haben. Erst am zweiten Tage nahm Mustapha die Erzählung des Asis ernst. Emina liebte den Jugendgespielen, den sie, so oft er bei dem väterlichen Hause vorüberging, beobachtet hatte.

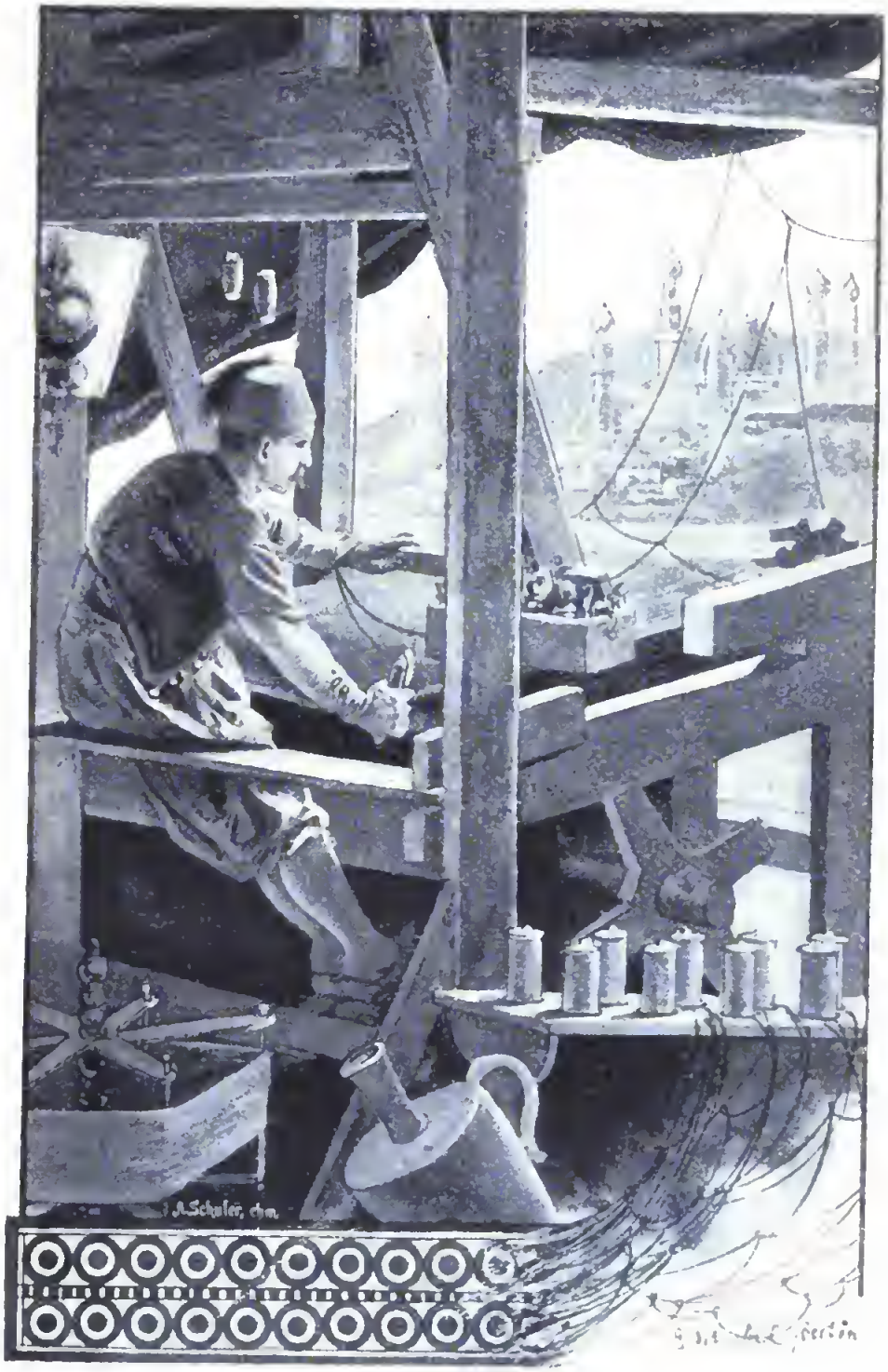
Wie oft hatte ſie gewünſcht, daß er am Freitag Abend zum Aſchyllik zu ihr an das Thor käme. Um dieſe Zeit verſammeln ſich nämlich die Burſchen an den Hofthüren der Häuſer, in denen heirathsfähige Mädchen ſind. Durch ein Loch in der Mauer, das ſo eingerichtet iſt, daß man das Mädchen nicht ſehen kann, unterhalten ſich die Freier mit den verſchleierten Heirathskandidatinnen jenſeits der Mauer. Aber Muſtapha kam nicht, und die anderen Freier harrten vergebens am Thor auf eine Antwort Emina's.

Nun war Emina gar vor Sehnſucht nach dem Geliebten erkrankt, und der Vater, der die Tochter zärtlich liebte, wollte ſie ohne Heirathsgut dem armen Weber geben. . . .

Einen Monat ſpäter waren Muſtapha und Emina Mann und Frau, und erſt nach der Hochzeit verliebte ſich Muſtapha in ſein ſchönes Weib leidenſchaftlich. Gleichzeitig aber wurde ihm auch Angſt vor dem Glück, das er hatte, und die Eiferſucht zog in ſein Herz ein.

Wenn er in ſeinem Dutſchan ſo lange gewebt hatte, bis die bunten Fäden. an denen er arbeitete, vor ſeinen Augen flimmerten, dann gönnte er ſich die Zeit, um aufzublicken, und dann ſah er ſicher hinüber nach den Minarets auf dem Trebević, die er von ſeinem Platze aus deutlich unterſcheiden konnte. Sein Haus lag weiter unten am Bergabhange, an deſſen Fuß im Thale der liebliche Bach der Miljacka floß. Muſtapha konnte ſein Haus nicht ſehen, nur die Spitze von dem Dache Juſſuf's, das etwas höher lag, lugte aus dem herrlichen Grün hervor.

Wenige Augenblicke ſpäter arbeitete Muſtapha wieder an ſeinem Teppich. Wenn ein Lächeln auf ſeinem friſchen, offenen Geſichte erſchien, dann dachte er ſicher an Emina und mit welcher Zärtlichkeit ſie ihn begrüßen würde, wenn er Abends heimkehre. Wenn aber, gleich Wolken vor der Sonne, finſtere Schatten auf ſeinem Geſchichte erſchienen, wenn er die Lippen aufeinander preßte, und ſein Athem



Arbeite, Muſtapha, arbeite! (S. 82).

raſcher und lauter ging, dann hatte ihn der Dämon der Eiferſucht gepackt, und Muſtapha dachte daran, wieviel Verlockungen ein junges, ſchönes Weib ausgeſetzt ſei durch die klatſchenden Zuträgerinnen, die alten Hanums,*) die von einem Harem zum anderen zogen. Sie waren Trägerinnen von Liebesbriefen und von allerlei heimlicher Botſchaft, ſie brachten von reichen Männern Geſchenke, denn mit Geſchenken iſt das Herz der Orientalinnen und insbeſondere der Haremsfrauen am leichteſten zu gewinnen.

Was haben ſie denn auch ſonſt von ihrem einſamen und abgeſchloſſenen Leben, als die Freude am Klatſch und am Schmuck?

Arbeite, Muſtapha, arbeite! Willſt Du nicht Deiner Emina ein Goldgehänge mit echten Dukaten kaufen, damit ſie es als Schmuck an ihrem Fez befeſtigt? Wie oft haſt Du ſchon in dem Dutſchan des Dir befreundeten Goldſchmiedes nach dem Preiſe eines ſolchen Gehänges für die Kopfbedeckung gefragt! Hundert Gulden fordert der Goldſchmied, aber wenn Du auch erſt zwanzig Gulden heimlich geſpart haſt, die Hundert werden ſchon voll werden! Welch' ein Geſicht Emina machen wird, wenn Du ihr den Schmuck bringſt, wie ihre ſchwarzen Augen leuchten werden, wie die Röthe der Freude ihr in Geſicht und Hals ſteigen, und wie ſie Dir mit den zärtlichſten Küſſen Deine Liebe lohnen wird!

Ein glückſeliges Lächeln ſchwebt um die Lippen Muſtapha's.

Oder ob er ihr nicht lieber für die zwanzig Gulden, die er beſitzt, ein Stück Stoff kaufen ſoll, wie es ihm Juſſuf geſtern zeigte, als er an ſeinem Dutſchan vorüberkam? Ein Stück Stoff aus ſchwerer Seide — roth, gelb, blau und dazwiſchen Goldfäden, dicke, echte Goldfäden.

---

*) Frauen.

Welch' eine Pracht! Was wohl Emina zu einem ſolchen Geſchenke ſagen würde?!

Wozu brauchte Juſſuf, der ſchon lange Wittwer war und nicht mehr an's Heirathen dachte, dieſen Stoff, der doch nur für ein Weib Werth hatte? Muſtapha hatte Juſſuf direkt darnach gefragt, aber der alte Sünder hatte mit den Augen gezwinkert und die Achſeln gezuckt und dann lächelnd geſagt: „Die kleinen Lämmer, die Frauen, lieben ſolche goldenen Stoffe!"

O, das iſt ein Feiner, ein Schlauer, dieſer Juſſuf! Der hat es fauſtdick hinter den Ohren, der alte Sünder! Den jugendlichen Liebhaber ſpielt er trotz ſeiner Jahre! Und dieſer Mann war ſein Nachbar!

Ein Stöhnen kam aus der Bruſt Muſtapha's. Er warf ſeine Weberei bei Seite und gürtete ſeine hölzernen Sandalen an.

„Was haſt Du denn, Muſtapha?" fragte ſein nächſter Nachbar, der Schuſter, „willſt Du ſchon fort? Noch hat der Muezzin nicht zum Gebet gerufen, die Sonne ſteht noch hoch am Himmel!"

Muſtapha murmelte einige unverſtändliche Worte, dann ließ er die Vorhänge aus grauer Leinwand vor ſeinem Dutſchan herunter, die bei Nacht den einzigen Verſchluß der Arbeitsbude bildeten. Auf der Tſcharſchija gibt es keine Diebe, und Nachts haben die Wächter acht!

2.

Wenn es eine treue, ehrliche Frau in dem Harem eines armen Mannes gibt, ſo iſt dies ſicher Emina. Sie liebt ihren Mann und weiß, daß er ſie wieder liebt. Er würde ſich nie dazu entſchließen, eine zweite Frau zu nehmen, was immer eine Demüthigung für die erſte Frau iſt und allerlei Unannehmlichkeiten für ſie im Gefolge hat. Muſtapha iſt auch zu arm, um an eine zweite

Frau zu denken, ſelbſt wenn ſeine Liebe zu Emina erkalten ſollte.

Emina iſt klug! Sie beſchloß, lieber die einzige Frau eines armen Mannes zu werden, als einen reichen Mann zu heirathen, der ihr noch mehrere Nebenfrauen gab. Allerdings in Bosnien und der Herzegowina heirathet der Muſelmann faſt nie mehr als ein Weib, aber er iſt doch berechtigt dazu, und Niemand kann es ihm verbieten, drei oder noch mehr Frauen zu nehmen, wenn er ſich nur reich genug glaubt, um ſich dieſen ſehr koſtbaren Luxus zu geſtatten.

Emina wußte, daß Muſtapha ſie liebte, aber ſie kannte auch ſeine Eiferſucht. So ſehr er ſich auch Mühe gab, dieſelbe zu verbergen, ſo brach die Leidenſchaft doch immer wieder bei ihm durch und verrieth ſich. In der erſten Zeit hatte die jungverheirathete Emina dieſe Eiferſucht als eine Art Bevorzugung, als eine Ehre betrachtet. Nur Männer, die ihre Frauen ſehr lieb haben, ſind ſo eiferſüchtig wie Muſtapha. Seine Leidenſchaft war ihr gewiſſermaßen die Garantie ſeiner Liebe und ihres Eheglückes.

Auf die Dauer aber wurde dieſe Eiferſucht läſtig. Muſtapha verbot ſeiner jungen Frau jeden Umgang. Argwöhniſch wurde er ſchon, wenn ſie einen Beſuch in einem befreundeten Harem machte, eiferſüchtig war er, wenn ſie auf die Straße ging, trotzdem ſie nicht nur einen dichten Schleier, ſondern auch noch eine ſtarke ſchwarze Halbmaske vor dem Geſichte trug. Nicht einmal Frauenbeſuche ſollte ſie empfangen, denn der lächerliche Muſtapha argwöhnte wahrſcheinlich, unter dieſen Frauen, die er ja ſelbſt nicht unverſchleiert ſehen durfte, könne ein verkleideter Mann ſein. Nicht einmal eine von den Hanums, welche die allerneueſten Neuigkeiten gegen Bezahlung oder gute Bewirthung von Harem zu Harem trugen, ſollte hin und wieder Emina

beſuchen. Dieſen alten Hanums mißtraute Muſtapha am allermeiſten.

Eine einzige Dienerin hatte Emina, ein elfjähriges Mädchen, die Tochter einer ſerbiſchen Wittwe aus der Nachbarſchaft. Mit dieſem Kinde gab es wenig Unterhaltung, beſonders nicht über Dinge, welche eine Haremsfrau intereſſiren. Außerdem forſchte Muſtapha die kleine Dienerin aus. Emina wußte es, daß er das Kind durch kleine Geſchenke bewog, ihm auf ſein Befragen von dem Rechenſchaft zu geben, was Emina in jeder Stunde ſeiner Abweſenheit gethan. Janja, ſo hieß die kleine Dienerin, hatte es ihr ſelbſt geſagt, als Emina ihr neulich das bunte Kopftuch ſchenkte. In ihrer Herzensfreude verrieth Janja das Geheimniß und überhaupt ... ſie diente treu Demjenigen, der ihr am meiſten ſchenkte. Das ſteckte bei Janja ſo im Blute.

Gegen die Eiferſucht gibt es Mittel, natürlich Zaubermittel, das wußte Emina aus den Unterhaltungen in den Harems, die ſie früher beſucht hatte. Mit ſolchen Zaubermitteln konnte man Alles erreichen: Eiferſucht vertreiben und erwecken, Liebe hervorrufen und verſchwinden machen. Die alten Hanums kannten ſolche Zaubermittel wohl, und wenn man ihnen ein paar Silberſtücke ſchenkte oder ein Kleidungsſtück, ſo wendeten ſie den Zauber an, trotzdem der Koran ſolche Zauberei ſtreng unterſagt.

Janja wurde in das Vertrauen gezogen und durch allerlei Kleinigkeiten gewonnen. Sie erkundigte ſich in einigen fremden Harems im Auftrage Emina's und brachte auch eines Tages richtig Tiſia-Hanum in das Haus Muſtapha's.

Tiſia-Hanum war eine alte Hexe und wer ſie unverſchleiert ſah, pries das Gebot des Propheten, der das Tragen des Schleiers auf der Straße gebietet. Die ab-

ſchreckend häßlichen Weiber vom Schlage Tiſia's beleidigen wenigſtens nicht durch ihren Anblick das Gefühl der Leute auf der Straße. Sie war häßlich, runzlig, zahnlos, heiſer und ſchmutzig, alſo das Urbild einer Hexe, wie ſie die Sagen der Mohammedaner ſchildern. Dieſes abſchreckende Aeußere aber war gewiſſermaßen die Garantie für die Begabung Tiſia's als Hexe. Als ſie das erſte Mal zu Emina kam und ſich im Harem entſchleierte, hatte ſich dieſe vor dem alten Weibe ſchier entſetzt. Sie empfand ein Grauen vor Tiſia, aber dadurch gleichzeitig feſtes Vertrauen zu ihren Zauberkünſten.

Mehrere Beſuche Tiſia's vergingen mit Vorbereitungen und Beſprechungen. Nun war ſie endlich gekommen, um den Zauber wirklich auszuüben. Es war Nachmittags, als ſie Emina aufſuchte. Muſtapha war auf der Tſcharſchija, und ſein Kommen vor Ablauf einiger Stunden nicht zu erwarten. Zur Sicherheit wurde Janja als Poſten auf der Straße aufgeſtellt, um das etwaige unvermuthete Eintreffen des Hausherrn zu melden. Außerdem mußte ſie aus dem Hauſe entfernt werden, da ſie bei der Zauberei nicht anweſend ſein durfte.

In dem nur mit einigen Teppichen und zwei Schemeln möblirten Haremszimmer hockten Emina und Tiſia am Boden. Vor ihnen ſtand eine Kohlenpfanne mit glühenden Holzkohlen und eine Metallkanne mit Waſſer. Mit Grauen und doch voll Neugier ſah Emina dem Treiben Tiſia's zu. Die Alte malte unter beſtändigem Murmeln etwas auf ein Stückchen weißes Papier und warf dann dieſes auf die glühenden Holzkohlen.

„Du nicht brenne, Brief, nicht Du, o Blättlein,
Sondern nur die Eiferſucht Muſtapha's!“

Wiederum machte Tiſia unter geheimnißvollem Gemurmel ein Blättchen Papier zurecht und warf es in die Waſſerkanne.

„Wasser! nicht ertränke Brief und Blättlein,
Sondern nur die Eifersucht Mustapha's!"

Noch ein drittes Blättchen machte Tisia zurecht, ein winzig kleines, und durch die Haremsfenster blies sie es in's Freie.

„Nicht entführt, o Winde, Brief und Blättlein,
Sondern nur die Eifersucht Mustapha's!"

Der Zauber war vorüber.

Um ihr Vergehen zu sühnen, kniete Tisia in einer Ecke des Gemaches nieder und betete den Rosenkranz. . . .

Emina hatte das Zimmer verlassen, um die Hanum nicht in der Andacht zu stören, plötzlich kam sie erschreckt hereingestürzt und rief: „Entferne Dich! Mustapha kommt, er ist schon unten am Eingang der Straße."

Tisia zog den Schleier über das Gesicht und eilte aus dem Hause mit einer Schnelligkeit, die man ihren Jahren nicht zugetraut hätte.

Sie begegnete auch Mustapha in der Nähe seines Hauses, doch dieser konnte nicht bemerken, ob die Verschleierte aus seinem Gehöft kam, da dieses hinter einer Baumgruppe verborgen lag. Aber genährt wurde der Argwohn Mustapha's, den ein Anfall von Eifersucht zu ungewohnter Stunde nach Hause getrieben hatte.

Da stand er vor dem hölzernen Thor, das nach der Straße hinausführte. Durch ein Loch im oberen Theile des Thores griff er hindurch und hob den hölzernen Riegel, der in drei kunstvollen Einschnitten lag, heraus. Das Thor öffnete sich, und in dem Hofe fand Mustapha die kleine Janja, die an dem steinernen Becken des Brunnens eine Kanne blank putzte.

Das Kind sah so verlegen aus, als wäre es bei einem Unrecht ertappt worden, Mustapha glaubte wenigstens eine gewisse Unsicherheit in ihren Blicken zu sehen.

„Ist die Hanum allein?" fragte er, um sich zu vergewissern, daß kein weiblicher Besuch da sei, der ihm das Betreten des Haremszimmers nicht gestattet hätte.

Janja nickte und Mustapha stieg die Holztreppe empor, die an der Außenseite des Hauses zum Oberstock emporführte. Dann betrat er eine Art Vorplatz des Oberstockes

und ging durch die Thür in das Haremszimmer. Da stand sie vor ihm! Die gelben Dimitje, die Pluderhosen, die sie trug, ließen die fast kindliche Schlankheit ihrer Gestalt hervortreten; das schneeweiße Hemd, das ihren Oberkörper verhüllte, ließ alle Schönheit des jungen Weibes zur vollsten Geltung kommen. Der rothe Fez, den vorn ein kleiner Blumenstrauß schmückte, saß kokett auf ihrem blauschwarzen Haare und unter diesem Fez leuchteten zwei dunkle Augen in Liebe und Zärtlichkeit.

Mustapha war wie berauscht von dem Anblick seines schönen Weibes, einen Freudenruf stieß er aus, seine Arme öffnete er weit, und jauchzend sank Emina an seine Brust!

Das war ein Augenblick höchster Glückseligkeit, vergessen alle Eifersucht, alle Zweifel!

„Ellahu akbar, ellahu akbar, ellahu akbar! Mohammeda rassul ellalah ill' Allah!" *)

Deutlich klang der Gesang des Muezzins vom Minaret. Von Moschee zu Moschee pflanzte sich der Ruf fort, wie aus den Wolken tönte er, feierlich und erhaben und in der Ferne verklang er wie ein Echo,

Es war eine Stunde vor Sonnenuntergang, und die Zeit des Abendgebetes war gekommen. Mustapha eilte nach der Ecke, wo sein Gebetsteppich lag, und Emina verließ das Zimmer, um draußen zu beten.

Eilig faltete Mustapha den zusammengerollten Teppich auseinander, um darauf niederzuknieen. Plötzlich fuhr seine Hand zurück, und aus seiner Brust kam ein Ruf des Schreckens und Entsetzens!

Hatte einer der Skorpione, die in den zahlreichen Mauer-

---

*) Gott ist groß, Mohammed ist sein Prophet, Gott ist Gott!

Digitized by Google

ritzen hauſen, ihn in die Hand geſtochen? War eine giftige Schlange in dem Gebetsteppich verborgen?

Wie verſteinert ſtand Muſtapha erſt. Dann fuhr er ſich mit der Hand über die Augen, als wolle er einen Spuk verjagen!

War das Zauberei? O, Allah, Allah, habe Mitleid mit dem armen Muſtapha! Es war Wirklichkeit, in den Gebetsteppich eingewickelt lag ein Stück golddurchwirkten Seidenſtoffes, von einer Pracht, die für die Armuth Emina's unerſchwinglich war. Solchen Goldſtoff hatte der Nachbar Juſſuf höhniſch lächelnd vor einigen Tagen Muſtapha gezeigt.

Muſtapha fühlte, wie das Blut in ſeinen Augen gerann, vor ſeinen Augen flimmerten die Fäden des Goldſtoffes.

Wie aus weiter Ferne klang der Ruf des Muezzins zu ihm herüber, er mahnte ihn an ſeine Pflicht, und wie im Traume gehorchte Muſtapha dem Gebote des Korans. Er ſchleuderte den Goldſtoff bei Seite und ſank, überwältigt von ſeinen fürchterlichen Gedanken, auf den Gebetsteppich. „Gott iſt groß, Gott iſt groß, Gott iſt groß!“ murmelten ſeine Lippen mechaniſch, aber andere Gedanken miſchten ſich in ſein Gebet. „Mein Weib liebt mich nicht mehr, ſie liebt dieſen Juſſuf. — Und Mohammed iſt ſein Prophet! Zerſtört Lebensglück und Freude! — Gott iſt Gott!“

Dreimal berührte die Stirn Muſtapha's den Boden.

„O Herr, ſchenk' mir Antheil am Paradieſe, laß mich ſterben, o Allah, daß dieſes Entſetzliche nicht von mir durchlebt werden muß; ſchenk' mir Antheil am Paradieſe, laß' mich eingehen zu Deiner Erleuchtung. Sterben ſoll ſie, die Elende! O meine Gedanken, meine Zweifel, meine Befürchtungen haben mich nicht getäuſcht! — Laß den heiligen Glauben ſich weiter ausbreiten, Allah, daß auch

die Ungläubigen Deinen heiligen Namen preisen und anerkennen Mohammed, Deinen Propheten!"

Wieder schlug die Stirn Mustapha's auf den Fußboden, aber kaum hatte er noch die Kraft, sie wieder zu erheben. Heiße, glühende Thränen stürzten aus seinen Augen, auf seinen Lippen erstarben die unsinnigen, gotteslästerlichen Gebete. . . .

Emina hatte auf dem Vorplatz ihr Gebet verrichtet und wendete sich lächelnd um, als Mustapha jetzt aus dem Haremsgemache trat. Ihr Lächeln erstarb allerdings, als sie das aschgraue, verzerrte Gesicht des Gatten sah, aber dieses Lächeln hatte auch Mustapha bemerkt, und es brachte ihn um den Verstand. Sie verhöhnte ihn noch, die Falsche!

Laut auf schrie Emina, als Mustapha ihren Arm packte. Nicht achtete er jedoch ihr Schreien, er schleppte die vor Schreck und Entsetzen Sprachlose in das Haremsgemach und wies auf das Stück durchwirkten Stoffes, das auf dem Boden lag.

„Wie kommt dies hierher?" schrie Mustapha und preßte den Arm Emina's noch mehr. „Wie kommt das hierher? Sprich, oder ich tödte Dich auf der Stelle!"

Emina schrie auf! Der Schmerz, den sie im Arm empfand, brannte nicht so sehr, wie die furchtbaren Worte, die ihr der Gatte zurief. Sie war nicht im Stande, zu antworten.

Sie ahnte wohl, es handle sich um einen Ausbruch der Eifersucht Mustapha's, um den schlimmsten Ausbruch, den er je gehabt, aber sie wußte sich nicht zu erklären, wie dieses Stück kostbaren Stoffes auf den Boden des Gemaches kam.

Mustapha stürzte hinaus, aber im nächsten Augenblick war er wieder im Zimmer, den blankgezogenen krummen Säbel, den Handschar, in der Hand, den er von der Wand

des Vorplatzes geriſſen. Seine Augen waren blutunterlaufen, vor ſeinem Munde ſtand Schaum.

Er ſtieß Emina zu Boden, ſo daß ſie in die Kniee ſank und ſchwang den Handſchar drohend über ihrem Haupte.

„Wo kommt das her? Wer gab Dir dies?"

„Ich bin unſchuldig, Muſtapha, ich bin Dein Weib, Dein treues, ehrliches Weib, ich weiß nicht, wie dieſer Teufelsſtoff in unſer Haus gekommen iſt!"

„Du weißt es nicht? Du Lügnerin, Du Verworfene!"

Muſtapha zückte den Handſchar zum tödtlichen Streiche, Emina ſchreit gellend auf ... hernieder ſauste der Handſchar!

Er traf den Boden, ſo daß die Klinge zerſprang, Muſtapha taumelte und brauchte einige Sekunden, um wieder Halt auf den Füßen zu gewinnen. Im letzten gefährlichſten Augenblick hatte ſich Janja, die auf das Jammergeſchrei der Herrin herbeigeeilt war, ihm an die Beine geworfen, ihn zu Falle gebracht und den tödtlichen Streich von Emina's Haupt abgewendet.

Muſtapha ſchleuderte den zerbrochenen Handſchar fort und ſtreckte mit einem Fauſtſchlag Janja zu Boden.

An den Haaren riß er die halbohnmächtige Emina empor und ſchleppte ſie hinaus auf den Vorplatz, er zerrte ſie die Treppe hinab und ſtieß ſie von ſich.

„Sei verflucht in alle Ewigkeit!" ſchrie er, halb wahnſinnig vor Zorn. „Ich trenne mich von Dir, Du Verworfene, Du biſt meine Frau nicht mehr!"

Durch dieſe Formel, in arabiſcher Sprache ausgeſprochen, wird im Islam die Scheidung rechtlich vollzogen.

Emina ſank mit einem Schrei zu Boden und blieb bewußtlos liegen. Nicht einen Blick warf er auf die Ohnmächtige. Was kümmerte ſie ihn? Sein Weib war ſie nach Recht und Geſetz nicht mehr!

— — — — — — — — — — — —

Durch die Gaſſen ſtürmte Muſtapha, daß ihm die

Bekannten ſcheu auswichen und die Kinder, die auf der Straße ſpielten, furchtſam vor ihm enteilten. Bis faſt an den Miljackabach hinab raste er den Bergabhang, bis er zu dem Gehöfte kam, in dem der Vater Emina's wohnte.

Dieſer war ſoeben mit den Söhnen von der Tſcharſchija heimgekehrt, als Muſtapha in den Hof ſtürmte. Hier, auf offenem Platze, vor den Dienern, die dem Vieh in den Stallungen gerade Futter gaben, ſchrie Muſtapha die Schande Emina's aus und erklärte dem Vater, daß er ihm die Verſtoßene in ſein Haus zurückſende.

Der Vater Emina's war durch die Beleidigung, die ihm durch die Zurückſendung der Tochter und die Beſchuldigung Muſtapha's angethan wurde, auf das Heftigſte gekränkt.

„Du Hundeſohn!“ ſchrie er. „Das iſt der Dank dafür, daß meine Tochter ſich Dir an den Hals warf? Daß Dich die giftige Schlange beiße, der Du meine Tochter in Verruf bringen willſt! Herbei, meine Söhne, und ſchlagt dieſem Hundeſohn den Schädel ein, rächt die Ehre eurer Schweſter und meines grauen Hauptes!“

Muſtapha war ſo klug, nicht abzuwarten, bis ihm die drei erwachſenen Brüder Emina's auf den Hals kamen, er flüchtete aus dem Gehöft und eilte zu Juſſuf, den er für den Frevler hielt, um ihn zur Rechenſchaft zu ziehen oder ſich blutig an ihm zu rächen.

In dem Gehöfte Juſſuf's wurde ihm der Beſcheid, daß der Hausherr nach der Herzegowina gereist ſei und erſt in einigen Tagen wieder zurückkehren werde

Vorläufig mußte Muſtapha ſeine Rache alſo verſchieben.

Er ging nach ſeinem Hauſe zurück und fand den Hof leer. Emina, die wieder zu ſich gekommen war, hatte ſich entfernt, um zu ihrem Vater zurückzukehren. Nur Janja

ſaß auf der unterſten Stufe der Treppe zum Oberſtock und hielt ſich den Kopf, der ſie von dem ſchweren Fauſtſchlage Muſtapha's noch immer ſchmerzte. Die Kleine war ganz willenlos, und es war Muſtapha leicht, von ihr zu erfahren, daß eine Frau heimlich Emina beſucht, und daß Janja während dieſer Beſuche draußen auf der Straße Poſten geſtanden habe. Wer die Beſucherin geweſen ſei, wußte Janja nicht anzugeben, oder ſie hielt es für gefährlich, dem wüthenden Manne mehr zu erzählen. Muſtapha führte die Kleine bis vor das Thor und befahl ihr, zu ihrer Mutter zu gehen.

Er ſelbſt ging in den kleinen Garten an der Hinterſeite des Hauſes und warf ſich in das Gras, um dort in der Einſamkeit um ſein verlorenes Glück zu weinen.

Es iſt Nacht! Der Vollmond ſteht klar am Himmel, und nicht ein Wölklein trübt den leuchtenden Himmelsdom. Aus den Gärten am Abhang des Trebević klingen Liebes- und Heldenlieder, klingen Gusla und Tamburitza.*) Um die Baluſtraden der Minarets ſind wegen des morgigen mohammedaniſchen Feiertages bunte Lampen gehängt, die Nachtigallen ſchlagen in den Büſchen, von der Miljacka her, wo die Gärten ſind, in denen die öſterreichiſchen Offiziere und Beamten Abends ſitzen, tönen hin und wieder die Klänge der Militärmuſik, die dort konzertirt. Abgeriſſene Akkorde klingen von dort herauf bis zu dem armen Muſtapha, der noch immer das Gras in ſeinem Garten mit ſeinen Thränen netzt, mit Thränen des Grams, des Schmerzes und der Verzweiflung! Für ihn ſcheint der Mond nicht, für ihn klingt nicht Muſik und Geſang. Die Mauern ſeines Hauſes, in dem bisher das Glück

*) Bosniſche Saiteninſtrumente, ähnlich der Mandoline und Guitarre.

gewohnt, ſcheinen ihm verflucht, und er wagt es nicht, die Schwelle des Hauſes zu überſchreiten, als fürchte er dort der Erinnerung zu begegnen.

3.

Der Morgen findet Muſtapha auf der unterſten Treppenſtufe ſitzend, an derſelben Stelle, an welcher die kleine Janja geſtern Abend geſeſſen. Wie ſie, hält ſich Muſtapha den ſchmerzenden Kopf, in dem er keine geordneten Gedanken mehr zuſammenbekommen kann.

Nach der Tſcharſchija geht er heute nicht, aber ſelbſt wenn es nicht Feiertag wäre, bliebe er doch zu Hauſe, er will keine Menſchen ſehen.

Die Muezzins rufen vom Minaret her zum Gebet, die Gläubigen eilen nach der Moſchee, um dort den Feiertag mit Gebet und Waſchungen zu heiligen. Die Sonne ſteigt höher und höher und lugt auch neugierig über die Mauer von Muſtapha's Gehöft. Sie ſieht ſelbſt, als ſie im Zenith ſteht, den verzweifelten Muſtapha noch immer auf der Treppe ſitzen, als wäre er zu Stein erſtarrt.

Das hölzerne Thor knarrt in ſeinen Angeln. Eine Verſchleierte betritt den Hof. Sie ſieht ſich vorſichtig um und nähert ſich langſam dem auf der Treppe ſitzenden Muſtapha.

Sie ſteht neben ihm und berührt ſeine Schulter. Wie aus einem Traume erwacht der Mann und erſchrickt vor der Verſchleierten.

„Wer biſt Du und was willſt Du?"

„Entſchuldigt, Gospodine,*) wenn ich Euch hier aufſuche. Ich bin Tiſia-Hanum, eine ehrſame Wittwe. Ich war geſtern hier bei Eurer Frau zu Beſuch und habe dabei ein Stück Seidenſtoff vergeſſen. Ich komme, es wieder

*) Herr.

abzuholen, denn es gehört nicht mir, und war mir nur anvertraut."

Einen Augenblick scheint Mustapha nachzusinnen, dann erhebt er sich plötzlich: „Kommt mit!" sagt er und geht der Frau voran nach dem Haremszimmer. Zum ersten Male seit der Katastrophe betritt er es wieder. Da liegt der zerbrochene Handschar, da das Stück Goldstoff.

Mit einem Freudenruf stürzt sich Tisia auf den Stoff und rafft ihn auf. Sie verbirgt ihn unter ihrem Mantel und will wieder zur Thür hinaus. Aber da steht Mustapha und wehrt ihr den Ausgang.

„Wie kam dieses Stück Zeug dort in den Gebetsteppich?"

Mustapha's Stimme ist drohend, sein Auge leuchtet unheimlich.

„Gospodine! Schont eine alte gebrechliche Frau! Bei Allah und den Freuden des Paradieses, die ich erhoffe, schwöre ich Euch, ich will Euch die volle Wahrheit sagen, aber schwört mir, daß Ihr mir nichts thut. Ich habe Furcht vor Euch und Eurem Zorn. Schonet mich, und Ihr werdet glücklich sein. Schwöret bei Allah, daß ich unbehelligt dieses Haus verlassen kann, nachdem ich Euch Alles berichtet!"

Mustapha versprach das nach kurzem Bedenken.

„Nun," erklärte Tisia, „sollt Ihr Alles wissen. Ihr kennt doch Raifa-Hanum, die Wittwe des Geldwechslers, die Eure Nachbarin dort drüben ist. Raifa hat ein Auge auf Euch geworfen und begehrt Euch zum Mann. Sie wußte, daß Ihr Euch freiwillig nicht von Emina trennen würdet und veranlaßte mich, da sie Eure Eifersucht kannte, das Stück Goldstoff in Eurem Gebetsteppich zu verbergen. Gestern führte ich bei einem Besuche hier dies aus. Denkt an Euren Schwur, Gospodine, und ballt nicht die Fäuste. Was Raifa wollte, ist geschehen, Ihr habt Eure Frau ver-

ſtoßen, und jedenfalls hoffte Raiſa, Ihr würdet Euch entſchließen, ſie jetzt zu heirathen, wenn ſie Euch einen Heirathsantrag machen läßt, denn ſie iſt ſehr reich. Aber, Gospodine, ſie iſt auch geizig, der Satan hole ſie! Sie hat mir das Geld, das ſie mir verſprach, nicht gegeben, ſie hat mich ausgelacht, als ich ihr ſagte, ich würde Euch die volle Wahrheit ſagen, und ſo bin ich hierhergekommen, um Euch aufzuklären. Sie ſoll nicht ihren Zweck erreichen, die Geizige, die Lügnerin, die mir armen Wittwe das Verſprochene nicht gibt."

Muſtapha lehnte ſich wie gebrochen an den einen der Thürpfoſten. An ihm vorbei ſchlüpfte Tiſia und ſchien froh zu ſein, als ſie die Treppe hinunterlaufen und das Gehöft verlaſſen konnte.

— — — — — — — — — — — — —

In dem Gehöft des Vaters ſaß im Garten die weinende Emina.

Geſtern Abend war ſie heimgekehrt als eine Verſtoßene, die der Gatte aus dem Hauſe gejagt. Vater und Brüder hatten ſie ſtumm empfangen, aber ihr den Eintritt nicht verweigert. Die Mutter und die Schweſtern hatten ſie ebenſo wortlos in den Hof der Frauen eintreten laſſen und waren ihr ſeit geſtern aus dem Wege gegangen. Emina war eine Verfehmte, eine Verdächtige in der eigenen Familie, und dieſe wartete erſt ab, welche Reſultate der Prozeß gegen Muſtapha haben würde, den die Familie vor dem Richter anſtrengte. Bei dieſem Prozeß mußte ſich die Schuld oder Unſchuld Emina's erweiſen. ... Weinend ſaß Emina unter einem Aprikoſenbaume. Wenn der Prozeß auch ihre Schuldloſigkeit ergab, ſo hatte ſie doch den Gatten verloren, den ſie über Alles liebte.

Warum ſtrafte Allah ihr Vergehen ſo ſchwer?

Sie hatte Zauberei getrieben mit der Hexe Tiſia, und ſo raſch kam dafür die grauſame Strafe!

Laute Stimmen klangen zu ihr aus dem Hofe herüber, in dem die Wohnungen der Männer lagen.

„Hinaus, Du Hundesohn, Du Verfluchter! Was wagst Du es noch einmal, meine Schwelle zu überschreiten!" klang die Stimme des Vaters.

„Laßt mich zu meiner Emina, zu meinem Lämmchen, zu dem Licht meiner Seele! Sie ist unschuldig! Tisia, die Hexe, hat mich getäuscht."

War das nicht Mustapha's Stimme? Emina schnellte empor.

„Hinaus mit Dir! Der Böse hole Dich! Herbei, ihr Söhne."

„Schlagt mich, Vater, schlagt mich, ich habe es verdient, aber gebt mir meine Emina wieder. Laßt mich zu ihr, damit ich sie um Verzeihung bitte. Seid nicht grausam!"

Die Stimmen der Brüder mischten sich hinein.

„Hinaus, Du Hundesohn! Schieß ihn nieder! Vorwärts, gib Feuer!" Emina hörte das Knacken eines Gewehrhahnes.

Sie stieß die Thür auf und stürzte unverschleiert in den Hof der Männer hinaus. Ihr ältester Bruder legte gerade das Gewehr auf Mustapha an. Mit einem lauten Schrei warf sich Emina an Mustapha's Brust, um ihn mit ihrem Leibe zu decken.*)

Die Brüder packten Mustapha und stießen ihn aus dem Hofe hinaus.

Der Vater zerrte Emina in den Frauenhof und schlug dort auf sie los. Er schimpfte und verfluchte sie, weil sie den Gatten, der sie verstoßen hatte, noch liebte.

Endlich verließ er sie, und Emina saß wieder weinend unter dem Aprikosenbaume, aber hin und wieder prüften ihre Augen die Höhe der Gartenmauer.

---

*) Siehe das Titelbild.

Warum hatte ſie ſich mit Tiſia eingelaſſen? Muſtapha hatte ihr unterſagt, ſich mit dieſen Hanums abzugeben. Das war nun die Strafe dafür. Aber er liebte ſie ja noch. Er wollte ſie wieder haben. Durfte der Vater ſie da gewaltſam zurückhalten?

— — — — — — — — — — — —

Bis zum ſpäten Abend irrte Muſtapha in den Bergen umher, ein Spielball ſeiner Gefühle. Endlich überwältigte ihn die Müdigkeit, er kehrte nach ſeinem verödeten Hauſe zurück.

Es war ſchon ziemlich dunkel, als er den Hof betrat. Am Brunnen ſtand ein Mädchen und wuſch irgend etwas. Erſt als Muſtapha näher herantrat, ſah er, daß er Janja vor ſich habe. Er wollte ſie erſtaunt fragen, was ſie hier mache, aber das Kind wies ſtumm nach dem Oberſtock.

Muſtapha flog die Treppe hinauf.

Er ſtieß die Thür zum Haremsgemache auf. Eine Geſtalt ſchnellte empor, die in dem Zimmer geſeſſen hatte.

„Emina!“

„Muſtapha, mein Geliebter, mein Gatte!“

Sie lag an ſeiner Bruſt.

Seine Küſſe erſtickten ihr Schluchzen.

Eine Jugendſünde.

Novelle von **Carl Ed. Klopfer.**

(Nachdruck verboten.)

1.

Profeſſor Hufſchmied betrat raſchen Schrittes den Saal ſeiner Malklaſſe im Akademiegebäude; er hatte ſich an dieſem Morgen ein wenig verſpätet, was ſonſt nie vorkam, denn er nahm ſein künſtleriſches Lehramt ungemein gewiſſenhaft. Der Kreis der Schüler — etwa ein Dutzend junger Herren und Damen — war längſt vollzählig und theilweiſe ſchon an der Arbeit.

Der Profeſſor war heute recht zerſtreut, das merkten die jungen Leute, die trefflich gelernt hatten, in der Miene ihres ſtrengen Meiſters zu leſen, ſofort. Er erwiederte die geräuſchvolle Begrüßung der Klaſſe nur mit einem flüchtigen Kopfnicken und begab ſich geraden Weges auf ſeinen Platz, ohne ſich die angefangenen Arbeiten zu beſehen, ohne die gewohnten Weiſungen zu geben oder ein Tagesthema aufzuwerfen. In der Stille, mit der ſich die Klaſſe dann der Beſchäftigung nach eigenem Ermeſſen hingab, ſchien er allmälig ſeine Umgebung überhaupt zu vergeſſen. Er ſtellte ſich an's Fenſter, öffnete eine der rieſigen Scheiben und athmete in vollen Zügen die Morgenluft ein, die jetzt, zu Beginn des Oktobers, noch lind genug war.

Die Schüler — und beſonders die paar weiblichen — beobachteten hinter ihren Staffeleien hervor den Meiſter mit großem Intereſſe, größtentheils mit einer bewundernden Scheu, hier und da mit einer gewiſſen verſtändnißvollen Neugier. Man glaubte ja die ſtolz-heitere Gedankenverſunkenheit des Profeſſors zu begreifen.

Leopold Hufſchmied ſtand zur Zeit im Zenith ſeines Ruhmes. Fünfunddreißig Jahre alt, war er eine erſte Größe auf ſeinem Gebiete, der Hiſtorienmalerei; ſein Name hatte Weltruf. Er war ein geborener Oeſterreicher, hatte aber längſt das Staatsbürgerrecht in dem Lande erworben, deſſen Reſidenzſtadt ſeit einem halben Jahrhundert zum Centrum des deutſchen Kunſtſchaffens geworden war. Hier hatte er, der nunmehr ſeit Jahren eine ruhmvolle Profeſſur bekleidete, einſt ſelber ſeine Studien gemacht, hier hatte ihn die Gunſt eines kunſtbegeiſterten, hochſinnigen Monarchen gefördert — und nun ſtand ihm nach der Reihe der bereits errungenen äußeren Ehren eine ganz außerordentliche Auszeichnung bevor. Alle Welt erwartete ſie. Das königliche Hoftheater, auch eine Kunſtſtätte von höchſtem Range, war ſeit dem Frühjahre einer längſt benöthigten Reſtauration unterzogen worden, Profeſſor Hufſchmied hatte die umfaſſenden Arbeiten zur neuen künſtleriſchen Ausſchmückung des alten Prachtbaues geleitet, und beſonders ſprach man von den großartigen Deckengemälden in den inneren Räumen, Fresken von Hufſchmied's eigener Hand, die durch die Vorberichte der Preſſe bereits als Meiſterwerke gerühmt wurden. In zwei Wochen ſollte Alles vollendet ſein, und der Kunſttempel durch eine feierliche Eröffnungsvorſtellung wieder ſeiner Beſtimmung übergeben werden. Man erwartete unmittelbar zuvor die Beſichtigung durch den jungen König und damit eine Ehrung Profeſſor Hufſchmied's, die den Glücklichen auf die Höhe aller ihm nur möglichen Würden erheben ſollte. Zunächſt betrachtete man ihn als den aus-

gesprochenen Kandidaten für das wohl bald neu zu besetzende Amt des Akademiedirektors. Der derzeitige greise Direktor war seit Monaten schwerkrank, und sein Ableben fast täglich zu erwarten. Daß der jetzt die Directionsgeschäfte führende Stellvertreter, Professor Weinmüller, die Anstellung nicht erhalten würde, war bei Freund und Feind eine ausgemachte Sache. Der König sollte dieserhalb sich schon sehr bestimmt geäußert haben.

Daher war es schon zu verstehen, wenn dieser Liebling des Glücks zuweilen über dem immerhin trockenen Lehramt in ein träumerisches Vorgenießen der glänzenden Zukunft versank.

Diese Vermuthungen seiner Schülerschaft waren insofern richtig, als Hufschmied in diesem Augenblick wirklich an die bevorstehende Krönung seines Lebensglückes dachte. Aber die Vorstellung der ihm möglicherweise zugedachten Auszeichnungen entsprang bei ihm nicht dem eitlen Sehnen des Ehrgeizes; ihm winkte auf der höchsten Sprosse der Stufenleiter äußeren Ansehens noch ein weit herrlicheres Ziel.

Auch davon wußten schon Manche von den Schülern. Bereits seit Monaten sprach man von Professor Hufschmied's Beziehungen zu dem freiherrlichen Hause der Steinars. Baron Steinar war vortragender Rath im Kultusministerium, bekannt durch sein gastfreies Haus, das allwöchentlich die „Spitzen der Intelligenz" versammelte, und nicht zuletzt auch durch seine Tochter Klarisse, eine berühmte Schönheit und vielversprechende Künstlerin. Baronesse Klarisse hatte unter erborgtem Namen mehrere Pastellbilder an die Oeffentlichkeit gebracht und auf einer auswärtigen Ausstellung damit sogar eine Medaille errungen. Professor Hufschmied hatte sie unterrichtet und war seitdem in ihrer Familie Hausfreund geworden. Der gute Mann, der nichts weniger als ein Gedankenspäher war, hatte keine Ahnung,

daß „die Welt" ihn bereits zu einer Zeit in die Reihe der zahllosen Bewerber um die bezaubernde Baroneſſe ſtellte, als er ſich über ſeine Gefühle für dieſe vornehme junge Dame noch ſelber keine Rechenſchaft gegeben hatte. Erſt die immer ſtärker werdenden aufſteigenden Regungen der Eiferſucht, wenn ein vornehmer Anbeter in den Vordergrund trat, hatten ihn darüber aufgeklärt. Und nun ſollte den Träumen ſeiner ſehnſuchtstrunkenen Stunden Erfüllung winken! Seit dem geſtrigen Abend wußte er, daß er wieder geliebt wurde. In dieſer Stunde noch fühlte er den ſanften und doch ſo innigen Händedruck, der ihm geſtern — unter dem Tafeltuch im Speiſeſaale des Barons Steinar — ſtummberedte Antwort auf ſeine Frage gegeben hatte. Noch begriff er nicht, wie er dazu den Muth hatte finden können, ihr ſein Herz zu entdecken! Aber die Situation war ihm ſo günſtig geweſen; er hatte ſie zu Tiſch geführt und — ja, wenn er noch gewußt hätte, wie ſich's eigentlich dann ſo gefügt hatte! Aber was that's, *wie* ihm das berauſchende Glück in den Schoß gefallen war? Er hatte es, und war Manns genug, es feſt, recht feſt zu halten. Er bewahrte Brief und Siegel dieſes ſchweigend geſchloſſenen Bündniſſes brennend fühlbar in ſeinem Innern: jenen unbeſchreiblich inhaltsreichen Händedruck und den ſtrahlenden Blick eines Augenpaares aus einem Antlitz, das in ſüßem Erröthen für ihn zum Inbegriff alles Schönen auf dieſer Welt geworden war. —

Das Geräuſch eines umgeworfenen Stuhles ſchreckte Hufſchmied jetzt aus ſeinen Betrachtungen empor. Vielleicht war das Möbel mit Abſicht von einem der Schüler umgeſtoßen worden. Jedenfalls war es ein wirkungsvolles Weckmittel für den Träumenden. Er kehrte zur Gegenwart zurück und begab ſich zu ſeinen Schülern.

„Was treiben Sie da, mein Beſter? Iſt das Perſpektive? Dieſe beiden Linien können doch unmöglich ſo zuſammen-

fallen, wenn Sie ſich den richtigen Luftraum dazwiſchen denken! Alſo weg damit! — Das da unten — ja, das lob' ich mir, das iſt gut beobachtet. Aber bitte, verreiben Sie mir die Deckfarbe etwas ſorgfältiger!"

Der betreffende Schüler ſtrahlte vor Glück über dieſe Kritik des Meiſters, deſſen ſtrenge Anſprüche ſo ſelten zu befriedigen waren. Und Hufſchmied ging weiter, zur benachbarten Staffelei. Ueberall gab es zu tadeln, ſehr ſelten zu loben, aber ſtets lauſchte man ſeinen Worten mit achtungsvoller Aufmerkſamkeit; Jeder wußte ja, er war gerecht, wie kaum Einer.

Eben an einem anderen Platze angekommen, hörte Hufſchmied, wie hinter ihm das Papierblatt von einem Reißbrett genommen wurde. Aha, da drückte ſich wieder einmal ein ſchlechtes Gewiſſen vor ſeinem prüfenden Blick! Er haßte das; Fehler mußten Buße thun, da war er unerbittlich. Raſch drehte er ſich um, und ſeine Miene wurde noch finſterer, als er das halb hinter der Staffelei verborgene Geſicht eines Mädchens gewahrte.

„Laſſen Sie mich ſehen, was Sie da wieder gemacht haben, Fräulein Hübner!"

Er ſagte das nicht etwa höhniſch, mit jener tief verletzenden Ironie, deren ſich in ähnlichen Fällen manche Lehrer nicht entſchlagen mögen, aber es lag doch eine gewiſſe Betonung in dem Satze, und die Schülerin ſchien dafür eine durch Erfahrung geſchärfte Empfindung zu haben. Ein leichtes Zittern ging durch ihre anſpruchsloſe Erſcheinung; ſie nahm das Blatt, als ob ſie es dem Profeſſor überreichen wollte, und — riß es mitten entzwei.

„Aha!" machte Hufſchmied, jetzt unverhohlen geringſchätzig. „Sie ſprechen ſich gleich ſelber das Urtheil."

„Ja," liſpelte das junge Mädchen erbleichend, „ich weiß — es iſt wieder nur ein erbärmliches Gefudel geweſen."

„Aber Sie wiſſen doch, daß ich grundſätzlich darauf beſtehe, Alles zu ſehen, was in meiner Klaſſe gemacht wird!“

„Ich — ich dachte — bei mir würden Sie eine Ausnahme gelten laſſen.“

„Warum?“

„Weil Sie mich ja doch — ſchon aufgegeben haben,“ kam es mit einem ſchweren Seufzer aus ihrer Bruſt.

Jetzt fuhr der nervöſe Mann zornig auf. „Nun, mein Fräulein, ſo wollen wir uns einmal gleich ordentlich ausſprechen! Wenn Sie meine Meinung über Ihre Begabung ſo genau kennen — was ſuchen Sie dann noch in meiner Klaſſe?“

Das war grob. Aber es war nicht allein die Talentloſigkeit, was Hufſchmied an dieſem Mädchen haßte, ſondern noch mehr ihr ſtets gedrücktes Weſen, das wie die verkörperte Beſcheidenheit ausſehen wollte, während es doch die größte Anmaßung war, mit ſolchem Mangel an Können die Akademie und ſeine Malſchule zu beſuchen.

Fräulein Hübner verlor jetzt den letzten Blutstropfen aus ihrem melancholiſchen Geſichte; ſie machte eine Bewegung, als habe ſie einen Schlag empfangen. Und gerade dies ſteigerte die Erbitterung des Profeſſors.

„Nur nicht wieder dieſe Komödie!“ rief er zornig, „die ſich als trauernde Selbſterkenntniß Ihrer Unzulänglichkeit aufſpielt, während Sie ſich in Wirklichkeit doch als ein Opferlamm meiner tyranniſchen Laune betrachten!“

„Nein, nein — gewiß nicht!“ ſtammelte die Unglückliche. „Ich weiß — Sie haben Recht, Herr Profeſſor, mit Ihrem vernichtendem Urtheile. Ich werde nie etwas Anderes als eine elende Stümperin ſein. Ach, ich weiß es nur zu gut!“

„Wirklich — Sie ſehen das ein? Nun, dann werden Sie doch auch den Muth haben, die nothwendigen Folgerungen daraus zu ziehen.“

„Und die Anſtalt verlaſſen," hauchte ſie.

Er nickte, ſich ſelbſt zu einer kalten Unerbittlichkeit zwingend, wie er ſie hier ſeinem Amt als Kunſtwart ſchuldig zu ſein glaubte.

„Ja, mein Fräulein, dies mußte einmal ausgeſprochen werden! Wir ſind hier nicht da, um uns mit Höflichkeitsphraſen zu bewirthen. Sie verlieren Ihre Zeit und Ihr Geld, wenn Sie ſich noch länger abquälen. Ich hätte auf jeden Fall beim Semeſterſchluß Ihre Entlaſſung beantragen müſſen."

„Das heißt alſo, Herr Profeſſor," ſagte das junge Mädchen, langſam aufſtehend, mit der Ruhe der Verzweiflung, „das heißt, Herr Profeſſor, Sie fänden es gerathen, wenn ich ſchon heute —"

Er zuckte bedauernd die Achſeln. „Iſt es denn nicht beſſer? Warum wollten Sie ſich der Demüthigung vor dem ganzen Profeſſorenkollegium ausſetzen? Es iſt ja kein Unglück, wenn man kein Talent zur Kunſt hat! Tröſten Sie ſich, ich bin überzeugt, Sie werden auf einem anderen Gebiete einen erſprießlicheren Beruf finden!"

Fräulein Hübner erwiederte nichts. Mit Entſchloſſenheit packte ſie ihren Utenſilienkaſten ein; wäre dabei das Zittern ihrer Hände nicht geweſen, ſo hätte man glauben können, ſie habe ſich wirklich bereits getröſtet.

Hufſchmied wandte ſich ab, wühlte in ſeinem Vollbarte und verſenkte ſich dann mit verdoppelter Aufmerkſamkeit in die Prüfung einer anderen Schülerarbeit. Er hörte es gar nicht mehr, wie das junge Mädchen den Saal verließ.

Die Schüler ſahen von ihren Staffeleien nicht auf. Auf jedem Geſichte hätte man tiefes Mitleid leſen können. Es herrſchte eine ſchwüle Stille in dem weitläufigen, von grellem Licht durchfloſſenen Raume. Und Hufſchmied fühlte dieſe Schwüle, ſo ſehr er ſich auch bemühte, darüber hinweg zu kommen.

Ja, das war wieder etwas, das ihm ſeine zahlreichen Feinde und Neider auf's Kerbholz ſchreiben würden! Er wußte, daß man ihm ſeine Rückſichtsloſigkeit vorwarf. Und nun dieſes Fräulein Hübner, das er erbarmungslos vor der ganzen Klaſſe davongejagt hatte! Nun ja, ſie dauerte ihn! Er hätte es vielleicht auch ſanfter machen können. Aber ſie hatte ihn gereizt — den ganzen Monat ſchon, während deſſen ſie ſeinen Unterricht genoß; ihre Talentloſigkeit hatte den Künſtler in ihm beleidigt, und da war er ſtets von einer beleidigenden Rückſichtsloſigkeit.

„Sie thut mir leid — aber es mußte ſo kommen," ſagte er ſich endlich. „Und jetzt bin ich auch froh darüber. Baſta! Denken wir nicht mehr daran!"

Es gelang ihm auch wirklich raſch genug, die Gedanken an den peinlichen Auftritt von ſich zu weiſen. Er brauchte nur wieder im Geiſte zu Klariſſe v. Steinar zurückzukehren, um Frohmuth in ſein Gemüth zu rufen. Ach, dieſes herrliche, begabte Weſen! Es war, als hätten verſchwenderiſche Feen ihr ganzes Füllhorn von Gaben über ſie ausgeſchüttet. Schön wie die Maienſonne, geiſtvoll, von berückender Grazie, auf der Höhe einer bevorzugten Geſellſchaftsſtellung in allen Annehmlichkeiten ſchwelgend, die der Reichthum verſchaffen kann, mußte ſie auch noch ein künſtleriſches Talent beſitzen, von welchem ein Bruchtheil hingereicht hätte, ein Stiefkind des Glückes, wie dieſe kleine Hübner, aus ihrer troſtloſen Unbedeutendheit zu erlöſen. Und er durfte ſeine Hand nach dem Beſitze des Feenlieblings ausſtrecken. Wie hoch war er vom Schickſal begünſtigt!

Am anderen Morgen, noch ehe er ſich wieder nach der Akademie begab, ſollte Hufſchmied in der „Sache Hübner" noch ein weit peinlicheres Nachſpiel erleben. Es war die Mutter der Aermſten, die bei ihm vorſprach. Die alte Dame mußte ſich ſchon eine ſchlimme Vorſtellung von dieſem

Profeſſor gemacht haben, das verrieth ſich aus ihrer ganzen Haltung. Sie bebte förmlich vor dem hochgewachſenen Manne, ſie ſtotterte eine Weile nur unverſtändliches Zeug, und Hufſchmied erfuhr lange nicht, wen er überhaupt vor ſich hatte. Als er aber hörte: Rentamtmannswittwe Hübner, da regte ſich abermals der Zorn in ihm, daß man gegen ſein Urtheil als Künſtler einen — bettelhaften Appell an das mitleidige Menſchenherz verſuchen wollte. Trotzdem bemühte er ſich, die Sache mit Ruhe zu Ende zu führen, beſonders als ihm die Wittwe auf ſeine dahin zielende Frage verſicherte, daß ſie den gegenwärtigen Schritt ganz ohne Wiſſen ihrer Tochter unternommen habe.

„Ottilie hat mir geſtern nur die Thatſache mitgetheilt, aber nicht einmal längere Erörterungen daran geknüpft," fuhr ſie dann fort. „Sie hätte mich auch über ihre Stimmung getäuſcht, wenn ich das Kind nicht ſo genau kennen würde. Herr Profeſſor, Sie können mir glauben, der Gang zu Ihnen wurde mir nicht leicht; ich habe jede Stufe Ihrer Treppe mit Furcht und Ueberwindung erſtiegen — aber meine Mutterpflicht gebot es mir."

„Erlauben Sie, Frau Hübner, Sie thun gerade, als hätte ich Ihre Tochter in's Elend geſtürzt," bemerkte Hufſchmied etwas ſarkaſtiſch.

Die Dame wollte etwas erwiedern, ſchluckte es aber raſch hinab und fuhr ſich nur ſeufzend über das kummervolle Geſicht.

„Ja, ich fürchte, ſie wird das nicht ſo leicht verwinden," ſagte ſie dann. „Sie hing von jeher mit ſolcher Leidenſchaft an dem Gedanken, Malerin zu werden! Es war vielleicht eine krankhafte Idee, denn Sie haben ja wohl Recht, Herr Profeſſor, wenn Sie ihr die eigentliche Befähigung abſprachen; aber eben weil ſie das einſieht, iſt ſie ſo verzweifelt, daß ich mich der ſchwärzeſten Gedanken nicht entſchlagen kann."

„Sie fürchten doch nicht, ſie könne ſich ein Leids anthun? — Nein, nein, eine ſolche leidenſchaftliche Unvernunft traue ich ihr nicht zu. Die junge Dame beſitzt einen ſtarken Geiſt und im Grunde eine bewundernswerthe Willenskraft, davon habe ich mich überzeugt. Und Sie ſagen ſelbſt, ſie ſähe ein, daß mein abſprechendes Urtheil über ihre Begabung zu Recht beſteht; das iſt eben der beſte Beweis für ihren geſunden Kern, der ſich gewiß bald völlig durchringen wird. Jetzt iſt es der gekränkte Ehrgeiz, unter dem ſie leidet. Laſſen Sie die Zeit walten, und Alles wird gut werden! Fräulein Hübner wäre ſehr unklug, ſich darüber graue Haare wachſen zu laſſen, daß ihr die Lorbeeren einer Angelika Kauffmann verſagt ſind."

„Ach, ſie ſollte gar nicht ſo hoch hinaus, als Sie meinen, Herr Profeſſor," rang es ſich aus der Bruſt der Mutter. „Sie ſelbſt freilich — und beſonders vor Jahren, als ſie noch Tag für Tag die Muſeen abrannte und die Kunſtausſtellungen — ſchon als ganz kleines Kind konnte man ihr nichts Lieberes thun, als ſchöne Bilder ſchenken, und ſie konnte ſtundenlang darüber ſitzen und mit ſich ſelber reden, und lange noch ehe ſie ſchreiben lernte, wußte ſie mit dem Griffel auf der Schiefertafel die Figuren ihres Bilderſchatzes ziemlich kenntlich nachzuzeichnen."

„Ja, ja," ſeufzte Hufſchmied, „ihre Genauigkeit im Kopiren einer Vorlage — das war mir ja von vornherein das abſchreckende Kennzeichen ihrer Dilettantenhand. Aber was wollten Sie eigentlich ſagen? Das Fräulein habe ſich ſchließlich in ihren Anſprüchen beſchieden?"

„Nun, es muß ja doch heraus. Ich bin arm, mein Herr, ich verlor ſehr früh meinen Mann, die Penſion, die ich beziehe, reicht kaum für mich aus; da mußte ich von jeher daran denken, meine Tochter einen Beruf ergreifen zu laſſen. Und das Kind beharrte mit ſo glühendem Eifer auf ſeiner Künſtlermarotte, und ich ließ mich durch Ottilieus

unbändige Skizzirluſt und ihre Fertigkeit im Zeichnen täuſchen —"

„Wie's oft ſo geht!" warf Hufſchmied ein. „Man nimmt einen frühzeitig erworbenen ganz äußerlichen Handwerksgriff für die Offenbarungen des Talentes, und beſonders an geiſtig aufgeweckten Kindern. Und die landläufigen Zeichenlehrer, die meiſt zu wenig verſtehen, um die Unfähigkeit gleich zurückzuweiſen, oft auch zu gewiſſenlos dazu ſind, unterſtützen die Eltern noch. So hat ſich das Fräulein erſt bis zur Akademie durchſchleppen müſſen, um hier endlich die traurige Wahrheit zu erfahren. Aber Sie ſehen, das ſind Dinge, die Niemand ändern kann. Und ich muß Sie bitten, mir zu ſagen, was ich nach Ihrer Meinung in der Sache thun ſoll."

Die Wittwe erhob ſich und faltete bittend die Hände. „Herr Profeſſor, es wird ſich überall herumſprechen, wie Sie Ottilie entfernt haben. Bedenken Sie: wegen Talentloſigkeit von der Akademie förmlich mit Schimpf ausgeſtoßen! Widerrufen Sie das dadurch, daß Sie ſie in Ihrer Klaſſe wenigſtens dies eine Jahr behalten!"

Jetzt ſtand auch er raſch auf. „Unmöglich, Frau Hübner! Was verlangen Sie da von mir? Die Dame wurde auf meine Veranlaſſung noch geſtern aus der Schülerliſte geſtrichen. Heute ſoll ich für ihre Wiederaufnahme ſprechen? Das hieße, etwas gegen mein künſtleriſches Gewiſſen thun — und warum? Um einer zur Kunſt durchaus Unberufenen die Möglichkeit zu geben, ſich auf ein abſolvirtes akademiſches Studienjahr zu berufen! Begreifen Sie denn nicht, daß ich damit zu einem Betruge die Hand böte? — Ich verſtehe jetzt, um was es Ihnen zu thun iſt. Würde das Fräulein das bischen erworbene Fertigkeit zu einer Thätigkeit in einem Induſtriezweige verwerthen wollen, für das es ganz gut ausreicht, ſo brauchte ſie kein akademiſches Jahr dazu; Sie denken aber daran, ſie Zei-

chenlehrerin oder so etwas dergleichen werden zu lassen, wie?"

„Nun ja, man hat ihr da durch ihren Vormund eine Anstellung in Aussicht gestellt —"

„Das ist es ja eben, wogegen ich mich direkt auflehnen muß. Sie wissen gar nicht, was Sie mir da zumuthen. Nein, niemals!"

Sein heftiger Ton erschütterte die Frau bis zur völligen Fassungslosigkeit.

„O, mein Gott!" brach es mit hellen Thränen aus ihr hervor. „Dann sind wir verloren!"

„Welch' eine Phrase!" rief er aufstampfend. Der Künstler in ihm wehrte sich wüthender als je gegen den Angriff auf seine Weichherzigkeit. „Warum verloren?"

„Weil — weil wir Verpflichtungen zu erfüllen haben, die — die nun über meine Kräfte gehen."

„Was heißt das?"

„Ja, die paar tausend Mark, die einst mein bischen Vermögen bildeten, haben nicht ausgereicht, die ganzen Ausbildungskosten zu decken, ich mußte im letzten Jahre Schulden machen. Wir durften ja zuversichtlich hoffen, sie zu decken, sobald Ottilie die versprochene Anstellung bekommen hätte. Ich habe daraufhin meine Pension verpfändet. Wenn jetzt nichts daraus wird, fordert der Gläubiger die sofortige Bezahlung der vollen Summe — es sind tausend Mark — und ich weiß mir nicht zu helfen."

Das Alles stürzte der Aermsten in einer Weise von den Lippen, daß man erkannte, sie machte ihrer Bedrängniß rein unwillkürlich Luft. Es war der Ausbruch eines lange verhaltenen Schmerzensschreies.

Hufschmied stand mit zusammengepreßten Lippen da und wand sich förmlich unter der Pein dieser Scene.

„Jetzt sollte es so weit kommen, daß ich meine heiligsten Ueberzeugungen mit Füßen trete — aus Mitleid mit Ihrer

wirthſchaftlichen Lage?" rief er entrüſtet. „Sie haben keinen Funken von Verſtändniß für meine Geſichtspunkte — und Alles, was Sie mir ſagen, beweist nur, wie richtig ich von vornherein die Kunſtauffaſſung Ihrer Tochter beurtheilte. Wiſſen Sie, was ich mir zum oberſten Grundſatze gemacht habe, als ich mein Lehramt übernahm? Die Talentloſigkeit mit unbarmherziger Peitſche aus der Bahn zu jagen, die nur dem berufenen Streben offen ſein darf. Da haben Sie mein letztes Wort! Ich kann Ihnen nicht helfen!"

Frau Hübner wankte auf ihn zu und that das denkbar Ungeſchickteſte in ihrer Lage: ſie umklammerte Hufſchmied's Hand und ſuchte ſie flehend an ihre Lippen zu ziehen. Da riß er ſich los und rannte aus dem Zimmer in ſein Atelier hinüber, die Thür hinter ſich zuwerfend.

Im Atelier ſtieß er ein paar Geräthe zur Seite, die ihm gerade im Wege ſtanden, und ließ ſich auf einen orientaliſchen Divan fallen.

„Denk' nicht dran! Denk' nicht dran!" befahl er ſich innerlich ſelbſt, aber er kam nicht zur Ruhe. Fünf Minuten ſpäter erhob er ſich wieder und ging nach dem Empfangsſalon zurück. Frau Hübner war natürlich ſchon fort. Er nickte befriedigt bei dieſer Wahrnehmung. Dann betrat er das Nebenzimmer und ſetzte ſich an den Schreibtiſch. Er zog ein Schubfach auf, nahm aus einer Brieftaſche einen Tauſendmarkſchein und ſteckte ihn in ein Couvert. Eine Minute ſpäter fügte er dazu den Briefbogen mit den paar raſch hingeworfenen Zeilen.

So, nun hatte er auch ſeiner Menſchenpflicht genügt. Fertig — abgemacht! —

Am Spätnachmittag, als er die Wohnung verlaſſen wollte, trat der Poſtbote bei ihm ein, um ihm zwei Briefe zu überreichen: einen größeren, eingeſchriebenen und einen kleinen, zierlichen mit dem wohlbekannten goldenen Wappen der Steinars. In erſterem lag der Tauſendmarkſchein mit

einem Schreiben der Rentamtmannswittwe Hübner, worin ſie um Verzeihung bat, ſich heute Morgen auf eine Weiſe ausgeſprochen zu haben, die den Herrn Profeſſor zu einem ſolchen Mißverſtändniß verleitet habe.

„Sie nimmt's nicht an?“ brummte Hufſchmied, Geld und Brief auf den Schreibtiſch hinwerfend. „Na, meinetwegen! Ich hab's wahrlich gut gemeint.“

Dann öffnete er das feine Billet, das ihm längſt ſchon in den Fingern brannte. Es enthielt eine goldberänderte Karte.

„Freifrau Alice v. Steinar gibt ſich die Ehre, Herrn Profeſſor Leopold Hufſchmied für morgen zu einem intimen Familienſouper einzuladen.“

Helle Freude ſchwellte ſeine Bruſt. Das war die Handſchrift Klariſſens, ſeiner Klariſſe! Welch' ein holdes Zeichen! Sie ſchrieb ihm ſelbſt unter dem Namen der Mutter, ſie ſprach damit aus, daß ſie allein die Einladung veranlaßt habe, und gab ihm damit zum zweiten Male die Antwort auf eine Werbung, der er noch keine offizielle Form zu geben gewagt hätte.

Er lächelte glückſelig und drückte das glatte Kartonpapier an die Lippen. „Liebes, liebes Mädchen!“ flüſterte er dabei innig.

Als er dann die Hand auf den Schreibtiſch niederſinken ließ, ſtieß er wieder auf den Brief der Frau Hübner. Er betrachtete ihn ſtirnrunzelnd, wie man etwas feindſelig Aufdringliches anſieht. Hm! Dieſe regelmäßigen Schriftzüge da ſahen der Hand der alten abgehärmten Frau auch nicht ähnlich — am wenigſten aber paßte dieſe ruhige, knappe Sprache zu ihrer breiten, rührſeligen Auseinanderſetzung von heute Morgen. Aber natürlich — wie er nur zweifeln konnte! Auch hier hatte die Tochter an Stelle der Mutter geſchrieben! Freilich, freilich, die Mutter hätte ſich ſchwerlich dazu entſchloſſen, ſein Geſchenk zurückzuweiſen;

sie war eine praktische Frau, tüchtig mürbe gehudelt in der Tretmühle des Lebens. Aber diese Tochter, die war noch vom romantischen Stolz der edlen Seelen durchhaucht oder — um es drastischer mit einer volksthümlichen Redensart zu sagen: sie hatte noch „die großen Rosinen im Sack."

„Wie sie will!" sagte er laut vor sich hin, während er den Briefbogen zusammenknüllte und in den Papierkorb schleuderte. „Dann ist sie eben auf keinen Fall zu retten."

Aber — es half nichts, daß er über Bettelstolz brummte und sich selbst einen Hansnarren schalt — er schämte sich nun plötzlich vor diesem Fräulein Ottilie. Seine Art, trösten zu wollen, war doch recht plump gewesen.

2.

Als Hufschmied am nächsten Abend, der Einladung folgend, bei Steinars erschien, wurde er von dem Diener in den Empfangssalon geführt mit dem Bemerken, er möge die Frau Baronin entschuldigen; sie habe am Nachmittage wieder ihre Migräne gehabt und sei eben erst bei der Toilette.

Nur wenige Minuten brauchte er zu warten. Dann erschien zwischen der Portière des anstoßenden Zimmers ein wundervoller blonder Mädchenkopf — ein junges, strahlendes Gesicht, das ihm lächelnd zunickte.

„Klarisse!" rief er mit einem halben Jubelschrei und stürzte auf sie zu. Und das junge Mädchen kam heraus, legte ihre Hände in die seinen und erwiederte erröthend seinen stummen Druck. Mit bebender Leidenschaft küßte er diese rosigen Finger.

„Ich liebe Dich — ich liebe Dich!" flüsterte er dabei; er hätte gar nichts Anderes hervorbringen können.

„Und ich Dich!" kam es leise, halb schalkhaft, halb verschämt von ihren Lippen.

Und da hielt er es in den Armen — sein Glück, und nahm mit einem Kusse Besitz davon.

„Und — die da drinnen?" fragte er dann, als sie sich sanft loswand, und sandte einen beredten Blick nach der Thür des Nebenzimmers.

„Pst!" machte sie lächelnd, einen Finger an den Mund legend.

„Sie wissen noch nichts — dürfen es noch nicht?"

„Wieso denn auch, mein Herr Professor?" meinte sie neckend. „Sie haben sich ja noch nicht erklärt."

„Aber Du hast doch schon etwas angedeutet — der Mutter wenigstens?"

„Nun ja, die Mama ist vorbereitet."

„Ah!" athmete er freudig auf. „Und sie ist auf unserer Seite?"

Sie nickte, ihn fortwährend mit ihren bezaubernd schönen Augen ansehend.

„Dann spreche ich noch heute mit Deinem Vater. Ich bin in der besten Stimmung dazu."

„Thu' das noch nicht! Papa — würde zunächst zu sehr überrascht sein, Mama wird auch ihm vorerst einige vorbereitende Winke geben. Du begreifst doch —"

„Gewiß, gewiß," beeilte er sich, sie zu beruhigen. „Es ist ja natürlich — Dein Vater rechnete auf einen vornehmeren Eidam."

„O, sprich nicht so! Du weißt, Papa schätzt die Kunst und die Künstler sehr hoch, und Du bist ja der größten einer, auf Dich müßte er immer stolz sein. Steht Dein Name nicht obenan in der Reihe Deiner berühmten Kollegen?"

„Meinst Du, holde Schmeichlerin? Nun, wenn es so ist, so vergesse ich auch nicht, daß ich ein gut Theil von den mir gewordenen Ehren Deinem Vater verdanke. Er war es, der mich unserem kunstsinnigen Könige vorstellte

und mir die Staatsaufträge verschaffte, an welchen ich meine beste Leistungskraft bethätigen konnte. Aber seine Vorurtheile, oder sagen wir besser — seine Familientraditionen wird er nicht leicht aufgeben. Ich fürchte es wenigstens."

„Ach, was wollen wir darnach fragen!" sagte sie, ihre Wange an seine starke Schulter lehnend und in liebender Bewunderung zu ihm aufblickend. „Ich stehe zu Dir — daneben müssen alle seine Vorurtheile und Erwägungen schweigen."

„Du Liebe, Gute! Du mein Schatz und meine Göttin!" flüsterte er bewegt und zog sie auf's Neue an seine Brust.

Gleich darauf rauschte die Hausfrau in den Salon, nicht ohne sich schon geraume Zeit zuvor durch ein diskretes Räuspern angekündigt zu haben, wie es einer erfahrenen Mutter in solchem Falle zukommt. Sie wiederholte lächelnd ihre Entschuldigung, daß sie den verehrten Herrn Professor habe warten lassen müssen und begrüßte ihn mit der verheißungsvollsten Herzlichkeit.

Nicht minder liebenswürdig erwies sich dann auch der Baron, als er den Gast bewillkommnete, und Hufschmied verlebte glückliche Stunden in der Familie seiner Erkorenen. Er segnete die lieben Frauenhände, die das Alles so arrangirt hatten. Es war ja unverkennbar, daß man so Gelegenheit nehmen wollte, einander näher zu treten, sich den Boden zu ebnen. Besser konnte er es gar nicht verlangen. Der entscheidende Schritt, das förmliche Anhalten wurde dadurch auf die angenehmste Art eingeleitet.

Die überaus wohlwollende Haltung des Barons rief in Hufschmied wieder jenes innige Behagen hervor, mit dem er vor einigen Tagen dieses gastfreundliche Haus verlassen hatte. Jetzt war er seines Glückes erst vollkommen sicher, und in seiner gehobenen Stimmung gab er sich mit

einem Frohmuth, der ſein ganzes Weſen verſchönte; Klariſſe durfte ſich ſagen, daß ſie im Anſchmiegen an dieſen Manneſcharakter eine glückliche Wahl getroffen habe.

Es wäre auch thöricht geweſen, noch an die völlige Ahnungsloſigkeit des Vaters zu glauben. Wenn er nicht ſchon gewittert hatte, was da im Werke war, ſo mußte er das ihm Laufe dieſes Abends merken.

So lag in dem wechſelſeitigen Tiſchgeſpräche ein warmer Grundton von heimlicher Uebereinſtimmung, und Hufſchmied fand in dieſem ſtillen Sichverſtehen ſo viel Köſtliches, daß er es zunächſt gar nicht anders wünſchte. Er war ja kein ſtürmender Jüngling mehr; ſein Glück hatte Zeit und reifte um ſo prächtiger unter dieſer wohlthätigen Sonnenwärme. —

Im Genuß dieſes beſeligenden Zuſtandes verfloſſen dem Künſtler auch die nächſten Tage. Des Morgens erfüllte er ſeine Pflicht als akademiſcher Lehrer, in der übrigen Tageszeit legte er die letzte Hand an ſein Hauptwerk: die Ausſchmückung des Theaterſaales, oder arbeitete in ſeinem Atelier, um am Abend mit übervollem Herzen zu Klariſſe zu eilen, deren Mutter jetzt täglich einen Vorwand fand, um dem Künſtler eine Zuſammenkunft im Hauſe oder an einem öffentlichen Orte zu ermöglichen.

An einem Nachmittage, als Hufſchmied eben von dem letzten Malgerüſt im Hoftheater herabſtieg, da ſein Tagewerk für heute vollendet war, trat ihm der Baron mit einem ungemein herzlichen Gruße entgegen. Es lag ein Glückwunſch in ſeinem Händedruck.

„Es bleibt alſo dabei, lieber Freund — am Montag iſt Alles fix und fertig, und Tags darauf kann die ungeſtörte Eröffnungsfeier ſtattfinden?“

„Streng nach dem Programm, Herr Baron, Sie können ſich darauf verlaſſen!“

„Vortrefflich! Seine Majeſtät beauftragten mich näm-

lich, dieſerhalb nochmals bei Ihnen anzufragen und den Fortſchritt in Ihrem Kunſtwerke amtlich zur Kenntniß zu nehmen. Nun, wie ich ſehe, darf ich Seine Majeſtät zu den großartigſten Erwartungen veranlaſſen. Wie wird das erſt bei vollem Lichte wirken!" Und mit feierlicher Geberde deutete der Baron mit ſeinem Spazierſtocke zu dem bewunderten großen Deckengemälde empor. „Sie Glücklicher, der da in ſolcher Sprache die eigene Unſterblichkeit verkünden kann!"

Der Künſtler verneigte ſich dankend.

„Und doch — gibt es nur ein Glück für mich, neben dem alles Andere nicht beſtehen würde. Eine Anerkennung wird mich reicher machen, als die einer ganzen Welt."

Steinar nickte lächelnd, nahm dann den Arm des Malers und begleitete ihn ſo hinaus auf die Straße.

„Da intereſſirt es Sie am Ende gar nicht einmal, zu erfahren, wie der königliche Mäcen den Künſtler zu ehren gedenkt?" fragte er mit geheimnißvoller Wichtigkeit.

„Ah! Das wiſſen Sie ſchon?" lachte Hufſchmied. „Oder vielmehr, ich kann mir's ja denken, Sie ſelbſt ſind es, der Seiner Majeſtät die entſprechenden Vorſchläge gemacht hat?"

„So weit es mir in meinem Amte zukommt. Der König iſt Ihnen der gnädigſte Gönner und aufrichtig bemüht, Ihnen eine rechte Freude zu Ihrem Ehrentage zu machen. Die Belohnung, die ſich in dem Künſtlerhonorare ausſpricht, iſt natürlich das Wenigſte. Sie dürfen mehr erwarten."

„Wollen Sie mich rathen laſſen?

„Nun — probiren Sie!"

„Man wird mich zum Stellvertreter des kranken Akademiedirektors machen und ſpäter zu ſeinem Nachfolger?"

„Natürlich, das iſt ja etwas Altes!" entgegnete Steinar

leichthin. „Das weiß alle Welt. — Aber als unmittelbares Ehrenzeichen zum Tage ſelbſt?"

„Na, einen Orden, obwohl ich deren ſchon genug habe," gab Hufſchmied zurück. „Das gehört ja 'mal dazu!"

Steinar blieb ſtehen, drückte Hufſchmied's Arm und ſah zu dem ihn überragenden Manne mit einer Miene empor, in der ſich das Bewußtſein ausdrückte, eine Mittheilung von ungeheurer Tragweite zu geben.

„Ja, ja — einen Orden," flüſterte er. „Aber was würden Sie ſagen, wenn es — der heilige Georg wäre?"

„Was!" rief der Profeſſor wirklich überraſcht, wiewohl keineswegs in dem Maße, wie es der Andere erwartet haben mußte. „Das iſt ja ſo ziemlich das Höchſte, was Einem widerfahren kann!"

„Die Ritter vom Georgsorden erhalten mit den Inſignien den erblichen Adel," ſagte Steinar mit einem Nachdruck, wie Einer, der den oberſten Trumpf ausſpielt.

„Ja, wahrhaftig, davon hab' ich ſchon gehört! Na, da häuft Seine Majeſtät ja Gunſtbezeigungen auf mich, die mich faſt erdrücken!"

Jetzt lachte der Baron voller Befriedigung in ſich hinein, während er mit den Fingerſpitzen auf Hufſchmied's Rockärmel klopfte.

„Und früher ſagten Sie, es gäbe doch eigentlich nur Eines, was Sie als Ihren wahren Lohn anſehen könnten, nicht?"

„O!" rief der Maler mit blitzenden Augen. „Zweifeln Sie daran?"

„Keineswegs, keineswegs! Und — na ſehen Sie, das ginge dann ja Alles Hand in Hand. Heute iſt es der Monarch, der Ihnen die Hand reicht, und vielleicht noch am ſelben Tage eine glückliche und beglückende Braut."

Jetzt haſchte Hufſchmied nach den beiden Händen des

Freiherrn. „Ah! so haben Sie's gemeint? Freilich, freilich, schöner könnte ich ja diesen Festtag nimmermehr feiern!"

Jetzt fuhr die Equipage des Barons an dem Theaterportale vor. Steinar befreite sich mit komischer Eile von dem Maler und stieg ein, ihm aus dem Wagenfenster Abschied zuwinkend.

„Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!" —

Hufschmied ging auf einem Umwege seinem Heim zu; er mußte seine frohgeschwellte Brust noch in der frischen, freien Luft ausbaden. Vier Tage noch — dann war der große Tag da, der längsterwartete Termin der feierlichen Wiedereröffnung des Hoftheaters! Daß der aber so zum wahren Markstein seiner schönen Zukunft werden sollte, das hätte er sich vor Kurzem nicht träumen lassen. Der König würde ihn vor dem versammelten Volke ehren, und dann, bei einem Festbankett im Hause Steinar's, würde seine Verlobung mit Klarisse verkündet werden. Vortrefflich! Daß er dieses schöne Arrangement erst jetzt begriff! Der Schwiegervater war doch von einer wahrhaft rührenden Aufmerksamkeit! —

Es dämmerte schon stark, als Hufschmied zu Hause anlangte.

„Jemand dagewesen?" fragte er gewohnheitsmäßig, im Begriff, sich in's Schlafzimmer zu begeben.

„Ja — ein Herr!"

Der Diener nahm eine Karte von der Tablette auf dem Vorzimmertische und reichte sie dem Herrn mit den Worten: „Er wartete eine Weile, dann sagte er, er wolle morgen früh wiederkommen, noch ehe der Herr Professor ausgingen; es handle sich nämlich um eine Sache von großer Wichtigkeit."

„Lujo v. Glitz", las Hufschmied auf dem steifen Blättchen und zog die Augenbrauen empor, eine nicht eben angenehme Ueberraschung ausdrückend.

„Na, lassen Sie ihn meinetwegen vor!“ sagte er dann mit dem Tone eines Reichbeglückten, der Großmuth übt.

Herr v. Glitz war also wieder da. Hufschmied hatte sich also wirklich nicht getäuscht, als er ihm schon heute Mittag auf einer der Hauptstraßen zu begegnen geglaubt hatte. Dieser Herr v. Glitz war ein sonderbarer Kauz, eigentlich schon mehr ein anrüchiges Subjekt. Mit seinem Namen tauchte in Hufschmied's Gedächtniß ein Erlebniß auf, das ihm vor etwas mehr als zwei Jahren begegnet war. Der Schauplatz desselben war der Sitzungssaal im Künstlerhause gewesen; das Ehrengericht der Künstlergenossenschaft hatte da über Glitz ein vernichtendes Urtheil gefällt: die Ausstoßung aus dem Verbande der Genossenschaft, und Hufschmied war in dem Richterkollegium Derjenige gewesen, der jenen Spruch durch eine wuchtige Rede vor Allen befürwortet hatte. Noch sah er das fahle Gesicht des Unglückseligen und daraus den glühenden, gehässigen Blick, der ihn schier vergiften wollte. Und nun! Ja, dieser Mensch war rasch herabgekommen: in kaum vier Jahren von einem Mitgliede der vornehmsten Gesellschaft zu einem Paria, der sich nicht einmal schämte, eben jenen Mann, den er doch als seinen Widersacher hassen sollte, um eine Gunst anzubetteln. Denn darauf würde ja dieser Besuch unzweifelhaft hinauslaufen.

Glitz war eines der vielen lebendigen Beispiele, wie ein Talent am Leichtsinn zu Grunde gehen kann. Der Mann hatte von seinem Vater einen hochgeachteten aristokratischen Namen und damals, vor vier Jahren, auch ein ziemlich bedeutendes Vermögen geerbt. Seine grenzenlose Verschwendung hatte das schier Unglaubliche vollführt; er war in wenigen Jahren mit dem Gelde bis auf den letzten Heller fertig geworden. Es hieß, er habe sich anfangs in den angesehensten Häusern um eine Braut beworben, auch die schöne Klarisse v. Steinar war damals genannt

worden, doch sei ihre große Jugend als Ablehnungsgrund Seitens der Eltern geltend gemacht worden. Dann suchte der Mann als Besitzer eines kostspieligen Rennstalles auf den Rennbahnen sein Glück zu machen, bis er endlich am Spieltisch gänzlich scheiterte.

Der Grund seiner Ausstoßung aber war gewesen, daß er auf die große „Internationale Ausstellung" unter seinem Namen ein Bild geschickt, das die goldene Medaille erhielt, hinterher aber, als der schon von allen Seiten beglückwünschte Schöpfer desselben eben im Bankerott stand und auch so und so viele andere Verpflichtungen nicht mehr decken konnte, stellte es sich heraus, daß er sich das Beste an dem Gemälde von einem Anderen hatte machen lassen, von einem in Noth befindlichen genialen Anfänger.

Das war jener Künstlerskandal gewesen, in welchem das Gericht der Künstlerschaft den vernichtenden Schuldspruch gefällt hatte. Den eigentlichen Urheber des vielberufenen Bildes hatten der Milderungsgrund seiner Noth und vor Allem sein Talent, für das Hufschmied begeistert eine Lanze einlegte, vor einer ebenso schimpflichen Buße bewahrt; Glitz aber war unmöglich geworden. Der Spruch des Ehrengerichtes der Künstler hatte noch den eines anderen zur Folge: das Offizierskorps des Regimentes, bei dem er in Reserve stand, stieß ihn ebenfalls aus seiner Mitte.

Der so Geächtete war dann aus der Hauptstadt verschwunden; Einige meinten, er wolle sich in Amerika ein neues Dasein gründen, wie eine längst landläufig gewordene Phrase lautet; Andere behaupteten, er habe sich östlich gewendet und in den Donauländern das journalistische Handwerk ergriffen, als Korrespondent österreichischer Blätter.

Und siehe da — jetzt tauchte dieser Glitz mit einem Male wieder auf dem Boden seiner früheren Thätigkeit

auf! Der Mann mußte sich in diesen zwei Jahren zum Mindesten eine recht dicke Haut angeeignet haben. —

Pünktlich am nächsten Morgen fand sich Herr v. Glitz in der Wohnung Hufschmied's ein. Dieser, der in seinem Bräutigamsglücke milde mit ihm verfahren wollte, war nicht wenig erstaunt, als der Besucher eine Haltung zur Schau trug, die auf nichts weniger als einen demüthigen Bittsteller hindeutete. Er begrüßte den Künstler wie ein guter Bekannter, der von längerer Reise zurückgekehrt ist, und bewegte sich durchaus mit einer Sicherheit, die den Hausherrn zunächst geradezu sprachlos machte.

„Haben sich da famos eingerichtet, Herr Professor — na ja, man hat's ja dazu — sind ja ein wahres Glückskind! Die ganze Stadt spricht von Ihnen — man muß Ihnen gratuliren, nur gratuliren!"

Das Hüsteln, mit dem er seinen Redefluß schloß, sollte vielleicht ein hämisches Lächeln bemänteln, das dabei über sein verlebtes Gesicht flog.

„Bitte zur Sache, wenn es beliebt!" erwiederte Hufschmied kalt. „Darf ich doch annehmen, daß es nicht Ihre Gratulation ist, die mir die Ehre Ihres Besuches verschafft."

„Nun denn — bitte, hören Sie mich eine Weile ruhig an!" sagte Glitz, zu einem gemessenen Ernst übergehend, lehnte sich in seinen Sessel zurück, schlug ein Bein über's andere und fixirte den Künstler durch seinen Klemmer. „Sie bewerben sich offenkundig um die Baronesse Steinar ... Nein, bitte, unterbrechen Sie mich nicht! Ich bin bei der Sache, streng bei der Sache. Ueberall hört man von dieser beabsichtigten Verbindung, die, wie man vermuthet, nach der Hoftheaterfeier veröffentlicht werden soll."

Hufschmied sah den Menschen, der das, was er als Geheimniß betrachtete und selber erst seit gestern wußte, so ungenirt aussprach, mit starrer Verwunderung an. Dann wurde er ärgerlich.

„Dürfte ich fragen, was Sie dieſe Angelegenheit angeht?"

„Natürlich! Hören Sie mich nur an! Ich komme ſchon darauf. — Sie wiſſen — oder wiſſen es vielleicht auch nicht — daß ich mich ſeinerzeit um Baroneß Klariſſe beworben habe — mit weniger Glück allerdings, als Sie. Leider muß ich Ihnen die Eröffnung machen, daß auch Sie das Ziel, die Vermählung mit der Vielumſchwärmten, nicht erreichen werden."

„Und was wäre es für ein Hinderniß, das Ihnen Ihre Phantaſie vergaukelt?" fragte Hufſchmied ſpöttiſch.

„Es liegt in einer kleinen Geſchichte, die vor vielen Jahren paſſirt iſt. Erlauben Sie mir, ſie Ihnen zu erzählen, ungefähr ſo, wie ich ſie als Journaliſt in den Spalten meines Blattes bringen würde. — Lebt da in dem äußerſten Vororte einer fernen Großſtadt eine Familie in der bejammernswertheſten Noth. Der Mann iſt arbeitslos und überdies kränklich; das Weib, das als Wäſcherin ein paar Groſchen verdient, iſt nicht im Stande, den Gatten und die drei Kinder zu ernähren, und die fünf Elenden frieren und hungern, denn es iſt Winter und ſie haben weder Holz noch Brod."

Hufſchmied hörte plötzlich mit Spannung zu.

„Die Leute ſind alſo in der verzweifeltſten Lage. Da kommt das älteſte der drei Kinder, der dreizehnjährige Junge, der in der Schule der Beſte ſeiner Klaſſe iſt, auf den Gedanken, ſein ausgeſprochenes Zeichentalent zur Verfertigung von Papiergeld zu verwenden."

Hufſchmied erblaßte jäh. Der Erzähler achtete nicht darauf und unterbrach ſich keine Sekunde.

„Mit ſeinen primitiven Hilfsmitteln und ſeiner elementaren Kunſt brachte er freilich keine Meiſterwerke zu Stande. Aber am Abend konnte man ſeine mit zweifarbiger Tinte ausgeführten Federzeichnungen immerhin für echte Geld-

noten nehmen. So brachte der kleine Bursche verschiedene Falsifikate in Verkehr, bis ihn endlich das unvermeidliche Schicksal ereilte, er auf frischer That ergriffen, vor Gericht gestellt und mit Gefängniß bestraft wurde — zugleich mit den Eltern, die von der Sache natürlich gewußt hatten."

Hufschmied starrte wie geistesabwesend vor sich hin. Das Vernommene schien ihn betäubt zu haben.

Glitz schwieg und wartete auf eine Antwort. Dann stand er auf und trat dichter an den Regungslosen heran.

„Sollten Sie sich etwa gar nicht mehr erinnern können, Herr Professor? Ich habe doch Thatsachen erzählt, stellenweise mit genau denselben Worten der alten Zeitungsnotiz, die mir da vor zwei Monaten zufällig in die Hände gerathen ist. Der Schauplatz meiner Geschichte aus dem Leben war Wien, und der kleine Held der Begebenheit wurde von dem betreffenden Zeitungsbericht auch offen genannt: er hieß Leopold Hufschmied."

Jetzt erhob sich der Maler mit einem todtenbleichen Gesichte.

„Wahrhaftig," rang es sich aus seiner schwer athmenden Brust, „ich hatte dieses entsetzliche Erlebniß aus meiner Jugendzeit begraben und so gut wie vergessen. Zweiundzwanzig Jahre sind seither verflossen, da kann man so häßliche Erinnerungen mit Schutt bedecken."

Er brach plötzlich ab, als besinne er sich jetzt, mit wem er da sprach.

„Ja, ich begreife," meinte Glitz mit grausamer Gelassenheit, „es ist nicht angenehm, wenn sich dann mit einem Male Jemand findet, der so alte, modrige Geschichten wieder ausgräbt und Einem seine Jugendsünden vor Augen hält."

Hufschmied biß die Zähne zusammen und fuhr sich über das verstörte Gesicht. Dann richtete er sich gewaltsam auf.

„Wie haben Sie von der Sache erfahren, mein Herr?“

„O, das Hauptſächlichſte that, wie geſagt, der Zufall! Vor Kurzem fiel mir unter Makulatur eine alte Zeitungsnummer in die Hände. Ihr Name, den ich ſehr getreu in meinem Gedächtniß bewahre, fiel mir auf den erſten Blick auf, und Sie können ſich denken, daß das, was ich da zu leſen bekam, mein lebhafteſtes Intereſſe erregte. Neben dem Namen des Verurtheilten wurde auch der ihm beigegebene Vertheidiger genannt, ein kleiner Advokat, der damals blutiger Anfänger war und es bis heute zu nichts Beſonderem gebracht hat, wie ich mich überzeugen konnte, als ich dem Namen nachforſchte. Er hat ſeine Kanzlei in einer Wiener Vorſtadt und beſchäftigt nur ein paar kümmerlich beſoldete Tagſchreiber. Ich konnte dann mit einem dieſer Hungerleider Bekanntſchaft ſchließen, und dieſer that mir für ein paar Silberlinge den Dienſt, die Akten über den Fall des dreizehnjährigen Falſchmünzers Leopold Hufſchmied aus dem Archiv ſeines Chefs herauszuſuchen und mir zu überlaſſen. Ich habe ſie genau ſtudirt und gefunden, daß ſie ein vortreffliches Werkzeug abgäben, Sie — wenn ich mich dazu entſchließen wollte — von Ihrer erhabenen Höhe herabzuſtürzen.“

„Das heißt, Sie haben ſich bereits dazu entſchloſſen und verſuchen damit einen Racheſtreich wider mich. Aber Sie täuſchen ſich, mein Herr Bandit! Sie ſehen mich blos darüber erſchüttert, daß ich jetzt jenes traurige Jugendereigniß wieder werde erörtern müſſen, das ich völlig ausgetilgt zu haben glaubte. Die feige Furcht des Miſſethäters, der ſeine dunklen Thaten entdeckt ſieht, ſpüre ich jedoch nicht, denn mein Gewiſſen ſpricht mich frei.“

„O! Sie ſind doch nicht am Ende unſchuldig zu den ſechs Monaten Gefängniß verurtheilt worden?“

Hufſchmied, über den jetzt im Gegenſatze zu ſeiner früheren momentanen Betäubung eine fieberiſche Beweglich-

keit kam, ging lebhaft gestikulirend in dem Zimmer auf und nieder. Die Worte flossen ihm wie Sturzwellen über die Lippen; es war, als spräche er vor einem unsichtbaren Tribunal; jedenfalls übersah er in seinem Eifer die Person, die seine Zeugenschaft bildete.

„Unschuldig verurtheilt? Jawohl, im eigentlichen Sinne unschuldig verurtheilt! — Wenn so ein Fall jugendlichen Verbrecherthums vor die Gerichtsschranken kommt, wenn man die sichtbar gewordenen letzten Thatsachen davon so in Papier und Druckerschwärze festgenagelt sieht, da gewinnt die Sache freilich eine greifbare Gestalt. Was kümmern sich denn die Fernstehenden, zumal die gedankenlosen Verzehrer der täglichen breiten Zeitungskost um das eigentliche Wie, Warum und Wodurch? Da ist ein Bube, der Banknoten gefälscht hat — mit Bewußtsein? Natürlich ja! — Also in den Kerker mit ihm! — Aber zieht doch die Fäden des ganzen verhängnißvollen Schicksalsgespinnstes an's Tageslicht! — Da grübelt der hungernde, frierende, in Lumpen gekleidete Knabe, dem seine Lehrer das beste Zeugniß geben, mit seinem unreifen Verstande über das Problem nach, an welchem er und die Seinen zu Grunde gehen. Der verbitterte kranke Vater weiß ihm nichts Anderes zu sagen als: ‚Wir sind eben arm, Gott und die Welt hat uns verlassen. Um die Armen kümmert sich Niemand.' Die Mutter rackert sich vom grauen Morgen an in saurer Arbeit, und wenn sie Abends abgehetzt die elende Wohnung betritt, kann sie doch nicht genug Brod für die fünf bellenden Magen mitbringen. Zu Ende der Woche legt sie vier elende Papiergulden auf den Tisch, und sie und der Vater wissen, daß das höchstens die Verzögerung des Hungertodes bedeutet, denn auch die modrige Kellerstube soll bezahlt werden. Der Bub' versteht vom Gelde gerade so viel, um zu wissen: wer viele solche Guldenzettel hat, ist reich, wer sie nicht hat, arm. Und es ist begreiflich,

denkt er, daß man ſich ſolche Dinger nicht leicht verſchaffen kann, denn ſie ſind augenfällig das Erzeugniß einer ſehr kunſtvollen Hand. Nicht einmal der Herr Lehrer wäre im Stande, ſie zu machen. Darum arbeitet die Mutter eben ſchwer, und ſo die meiſten Leute, um dieſe werthvollen Bilder von Anderen zu bekommen. Er, der kleine Grübler, möchte wohl auch arbeiten, aber es geht ja nicht; nicht einmal der Vater hat Arbeit erhalten. Aber ja doch — er kann eine Arbeit immerhin verſuchen, eine Arbeit, wie er ſie ſchon gelernt hat: mit Bleiſtift und Feder auf dem Papier. Und ſo ſetzt er ſich hin und malt, ſo gut er kann, einen von den vier Gulden nach, die die ganze Woche vorhalten ſollten. Er iſt ſich bewußt, ſich tüchtig darum geplagt zu haben, als er nach dreitägiger emſiger Arbeit ein Ding fertig kriegt, das ſo einer Guldennote einigermaßen ähnlich ſieht. Einen Gulden Lohn für dreitägigen Fleiß in einer nützlichen Beſchäftigung — das ſcheint ihm durchaus gerechtfertigt. Daß das ein Betrug iſt, verſteht er nicht; er iſt ja der Meinung, dieſes emſig bezeichnete Papierſtück ſei das Geld ſelbſt, und Jedermann, dem er das Geld gäbe, könne es auf gleiche Weiſe weitergeben. Niemand habe alſo Schaden davon. Wohl ſteigen in ihm Bedenken auf, wenn er auf dem Original die winzige Schrift lieſt, die da beſagt: wer ſolche Staatsnoten nachahmt u. ſ. w. Aber er findet eine Beruhigung darin, daß er denſelben Satz auf ſeinen Kopien gewiſſenhaft nachſchreibt, und im Uebrigen ſind dann die über die Leiſtung ihres Aelteſten überraſchten Eltern da, die in ihrem Elend ſchwach genug ſind, einen Betrug zu fördern, zu dem ihnen das Talent des Knaben und ihre Armuth die Veranlaſſung geben.

So habe ich nach und nach ſieben Gulden gefälſcht; die erſten davon brachte der Vater in Verkehr, die übrigen ich ſelbſt — bei Nacht nur, wie mir der Vater rieth, und

ich begriff auch hierin wieder blos die Hälfte der Sache: die Gulden haben ihre Mängel, sie sind noch nicht so gut ausgefallen, wie sie sollten, Du mußt das also in der Finsterniß bemänteln, bis Du vollkommenere Erzeugnisse herstellen kannst! — Und dann kam die Katastrophe. Ein Kastanienverkäufer, dem ich des Abends zuvor eines meiner Falsifikate angehängt hatte, ließ mich festnehmen, als ich wieder an ihm vorbeikam. Und dann fand die Gerichtsverhandlung statt, bei welcher ich, ohne daß ich's recht wußte, die passive Hauptrolle spielte. Man hätte mich fragen sollen: ‚Hast Du Deine Produkte für Geld gehalten?' Dann wäre man mir wohl gerecht geworden; aber man fragte pedantisch nach der im Gesetz liegenden Formel: ‚Wolltest Du Deine Zeichnung als Geld ausgeben?' Mein Ja darauf war vielleicht das Einzige, was ich überhaupt gesagt habe. Ich war wie vor den Kopf geschlagen, mich verwirrten nur all' diese strengen Gesichter, diese Kreuz- und Querfragen, diese ganzen unheimlichen Ceremonien, als deren Mittelpunkt ich mich fühlte. Aus meiner Umgebung unterschied ich deutlich nur die weinende Mutter und die gebrochene Gestalt des Vaters, der wie stumpfsinnig vor dem langen grünen Tische stand.

Vielleicht thue ich den Herren vom Gericht und meinem Vertheidiger auch Unrecht, wenn ich ihnen vorwerfe, daß sie den Kern der Wahrheit nicht herauszuschälen verstanden, vielleicht ist Alles geschehen, was in meinem Interesse lag, und ich war in jener dunklen Stunde nur zu dumm, darauf einzugehen. Jedenfalls weiß ich, daß mir in meinen Gedanken jeder Stützpunkt abhanden kam, und daß ich schließlich sogar nicht mehr hörte, was vorging. Ich wünschte nur das Eine: diese quälende Prozedur solle aus sein. — Ich glaubte auch steif und fest, daß dann meine Sache abgethan sei wie ein Knabenstreich meiner früheren Periode mit den obligaten Prügeln. Daß die

eigentliche Sühne erst kommen sollte, davon hatte ich keine Ahnung. Ich war eben ein Bube von erstaunlicher Begriffstutzigkeit in manchen Dingen, aber drei Monate über meine vollen dreizehn Jahre alt und daher nach dem Gesetz strafmündig. Drei Monate zuvor wäre ich nach dem Gesetze frei ausgegangen. So aber lautete mein Urtheil auf sechs Monate leichten Gefängnisses. Meine bejammernswerthen Eltern bekamen schweren Kerker; ich weiß nicht mehr in welchem Ausmaße, ich war ja im Moment der Verkündigung geradezu gelähmt.

Mein nächster bleibender Eindruck war ein Erstaunen über die Annehmlichkeit der Haft, von der ich mir die entsetzlichsten Vorstellungen gemacht hatte. Jetzt bekam ich mit einem Male ein gutes, reichliches Essen, wie ich es zuvor nie gekannt hatte, ich fror nicht mehr, und die Gefängnißbeamten behandelten mich freundlich. Mit dem natürlichen Egoismus meiner dreizehn Jahre vergaß ich in dieser materiellen Befriedigung das Schicksal meiner Angehörigen. Von den weiteren Folgen meiner Strafe hatte ich keine Ahnung. Ich wäre am liebsten immer geblieben, wo ich war, und als man mir schon nach zwei Monaten die Freiheit schenkte, weil ein Gnadenakt des Kaisers mir zwei Drittel der Strafe erlassen hatte, da war mir das gar nicht recht. Ich meinte ja nun natürlich, wieder in das alte Elend zurückkehren zu müssen.

Es kam freilich anders. Zunächst erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß mein Vater im Gefängnißspitale todkrank darniederliege, und meine beiden Geschwister im Waisenhause untergebracht seien. Das Waisenhaus hatte man mir auch immer als etwas Gräßliches geschildert, damit war mir bei allen Unarten gedroht worden. Ich sollte es aber besser haben. Es meldete sich ein reicher Menschenfreund, der meiner Verurtheilung beigewohnt hatte, ließ sich einige Proben von meiner Fertigkeit im Freihand-

zeichnen geben und nahm sich meiner an. Ich kam zuerst in ein Erziehungsinstitut in der Provinz, später hierher an die Akademie. Meine ersten Erfolge erlebte mein großmüthiger Gönner nicht mehr; auch mein Vater, der im Gefängniß starb, und meine Mutter waren längst todt, meine Schwester an einen biederen Handwerker verheirathet und mein jüngerer Bruder Lehramtskandidat; diesem konnte ich dann schon aus meinen eigenen Mitteln zu einem höheren Fache in seinem Berufe verhelfen. Da haben Sie den Lebensgang des dreizehnjährigen Falschmünzers! Ich fühle keinen Makel auf mir. Mir machte die ganzen Jahre her die Erinnerung an jenes Ereigniß nur deshalb Pein, weil ich meine bedauenswerthen Eltern in Schmach und Elend untergegangen wußte, und vor dem Abgrund schauderte, an dem ich vorbeigestreift war. Aber mein Schicksal hatte sich zum Glück gewendet, und ich trage meinen Dank dafür, soweit es menschenmöglich ist, ab durch ehrliches Streben in meinem Fache, durch den Kampf für die höchsten Ziele der Kunst und der Menschheit."

„Zu Ehren dieses heiligen Zieles geschah es dann wohl auch, daß Sie mich mit so heißem Bemühen in die Tinte ritten, als ich vor das Ehrengericht der Genossenschaft gefordert worden war?"

„Gewiß. Sie haben ja —"

„Ebenfalls ein bischen Falschmünzerei getrieben," fiel Glitz rasch ein. „Lassen Sie's gut sein, Herr Professor, ich weiß, was Sie mir darauf erwiedern wollen: Sie waren damals ein Knabe, ich ein erwachsener Mann, und Ihren rein künstlerischen Ehrenschild haben Sie sich ja jedenfalls fleckenlos erhalten, schon weil Ihr Reichthum an Talent Sie die Kniffe des Talentlosen in der Kunst verschmähen lassen konnte. Aber kommen wir zu Ende! — Sie haben sich eine offenbare Taktlosigkeit zu Schulden

kommen lassen, daß Sie damals die Berufung in das Ehrengericht der Künstlerschaft annahmen. Wenn Ihr Vergehen auch menschlich verzeihlich, meinetwegen Ihre Verurtheilung sogar der Mißgriff einer unvollkommenen Justiz, so hätte Ihnen doch die nackte Thatsache der abgebüßten Strafe den Zutritt zu dem Ehrenamte verbieten müssen, dessen Träger auch nicht einmal den Schatten eines Makels besitzen darf. So will es die verfeinerte Sitte, die noch einen wohlweislichen Unterschied zwischen dem anständigen Menschen im gewöhnlichen Sinne und einem Ehrenmanne macht."

„Kein Ehrenmann? Ich? Weil ich als Knabe — ah, lächerlich! Sie werden mich doch nicht im Ernst glauben machen wollen, daß man die zweiundzwanzig Jahre überspringen und den dreizehnjährigen Jungen unmittelbar mit meinem heutigen Ich verbinden könnte?"

Die aufsteigende Angst, die aus diesen Worten sprach, ließ jedoch schon errathen, daß er jetzt selber an der Festigkeit seiner Argumente zu zweifeln begann.

„Das Nachgericht, das die Gesellschaft hält, kennt keine Verjährung, mein Herr Professor! Sie haben vergessen, aber damit können Sie das Geschehene doch nicht aus der Welt schaffen. Wenn die Geschichte so wenig Bedeutung hätte, wie Sie sich jetzt selber einreden möchten, so hätte meine Kenntniß davon doch auch unsere Stellung zu einander nicht verändern können."

„O, schmeicheln Sie sich etwa, daß dies geschehen ist?" brauste der Künstler auf.

„Doch wohl, denn Sie würden es doch nicht wagen, mich hinauswerfen zu lassen, nicht wahr? Auf meiner Seite hat sich im Laufe unseres Zwiegespräches nichts verändert, also muß die Veränderung doch auf der Ihren eingetreten sein. Warum haben Sie jetzt den ruhigen Stolz verloren, mit dem Sie mich empfingen?"

Hufſchmied wollte ſprechen, aber es mangelte ihm das rechte Wort. Er zwang ſich zur Kaltblütigkeit. Er ließ ſich wieder auf den Stuhl nieder und ſuchte in der Eile zu überlegen, was er zunächſt zu thun hätte. Glitz kam als Erpreſſer, daran war nicht zu zweifeln, aber ihm gleich ſelber Geld anbieten, das hieße ihn zu dem Glauben verleiten, daß man ihn fürchte; Glitz konnte dann auch, wenn es ihm vielleicht doch nur um die Rache gegen ſeinen damaligen Ankläger vor dem Künſtlerehrengericht zu thun war, ein ſolches Anerbieten als Haupttrumpf gegen den Feind ausſpielen. Nein, nein, der Profeſſor hätte ſich dem Manne dadurch mit gebundenen Händen ausgeliefert!

„Ich begreife eigentlich nicht, wie ich dazu komme, mit Ihnen um Ehrbegriffe zu rechten," ſagte er dann. „Es kann doch auch nicht Ihre Abſicht geweſen ſein, ſich mit mir über dieſe Frage akademiſch zu unterhalten. Was wollen Sie alſo mit der Sache bei mir?"

„Aha! Sie meinen, ich hätte es auf eine gemeine Erpreſſung abgeſehen? Nein, mein Herr Profeſſor. Ich verlange nur eines von Ihnen: verzichten Sie auf Klariſſe v. Steinar!"

„Was kann Ihnen daran liegen, wenn die Baroneſſe meine Frau wird?" fragte Hufſchmied erſtaunt.

„Ich habe die junge Dame einſt aufrichtig geliebt, hätte ich ſie errungen — ich ſtünde heute wahrſcheinlich anders in der Welt da. Doch ich mußte auf ſie verzichten, ich mußte mich mit dem Gedanken abfinden, daß ſie ein Anderer heimführt. Aber Sie ſollen der Andere wenigſtens nicht ſein, das habe ich mir zugeſchworen, als ich das erſte Wort von dieſer bevorſtehenden Verlobung vernahm. In Ihnen haſſe ich meinen Todfeind. Geben Sie mir die Verſicherung, daß Sie dieſe Verbindung löſen wollen, und mein Zweck iſt erreicht!"

„Ein wahnſinniges Verlangen! Das ſoll ich erfüllen?"

„Mein werther Herr Professor, Sie sprechen, als ob Sie nicht wüßten, daß Ihnen die Baroneſſe jetzt doch so wie so verloren iſt — entweder durch Ihren freiwilligen Verzicht oder, im Falle Ihrer Weigerung, durch meine Veröffentlichung der kleinen pikanten Geſchichte, wie der berühmte Profeſſor Hufſchmied den erſten Schritt auf ſeiner Künſtlerlaufbahn gemacht hat. Oder glauben Sie etwa, daß ſie Ihnen trotz des da entſtehenden Skandals ihre Hand reichen würde?“

„Ja!“ ſchrie Hufſchmied. „Was wiſſen Sie von dieſem erhabenen Mädchencharakter, Sie Lump! Ich werde Kla-riſſe Alles ſagen, ehe ein Tropfen von dem Gift an ſie anſpritzen kann, das Sie über mich ausgießen wollen. Ich werde auch vor der ganzen Welt die Wahrheit bekennen, die mir nicht ſo viel ſchaden kann, wie Sie es erwarten. Meine zahlreichen Feinde werden wohl Zeter gegen mich ſchreien — aber mögen ſie es! Ich verlache ſie Alle — meine Verdienſte und mein Glück werden ſie mir nicht rauben!“

„Verblendeter Mann! Iſt es möglich, daß Sie ſelber glauben, was Sie mir da vormalen? Wenn ſchon die Neigung der Baroneſſe wirklich ſo unerſchütterlich wäre, daß ſie dieſem Stoße widerſtünde — meinen Sie denn, daß ihre Eltern nur einen Augenblick daran denken könnten, ihre Tochter einem beſtraften Verbrecher zu geben?“

Hufſchmied wich zurück. „Einem Verbrecher?“ Die Worte erſtarben ihm auf den bebenden, blutleeren Lippen.

„Sie ſind ſtreng und unerbittlich in den Geſetzen, die Ihnen Richtſchnur ſind! Das haben Sie mit großer Be-redtſamkeit damals betont, als Sie über mich einen Ur-theilsſpruch zu fällen hatten; das rühmen Ihnen Ihre Anhänger nach und machen Ihnen Ihre Feinde zum Vor-wurf. Nun wohl, ein ebenſo ſtrenges und unerſchütter-liches Urtheil werden jetzt auch Sie finden, in jenen höheren

Kreiſen wenigſtens, die Ihnen erſt Ihr Genie erobert hat. Aber Sie können das Schlimmſte vermeiden, wenn Sie die Baroneſſe opfern. Ich ſchweige in dieſem Falle, und Ihr Name bleibt unangetaſtet, Sie behalten Ihre Aemter, Ihre Würden, und können die Ihnen jüngſt zugedachten neuen noch dazu empfangen. Meine Rache wäre freilich noch vollkommener, wenn ich Sie durch meinen ſenſationellen Enthüllungsartikel in der Geſellſchaft ſtürzen würde, aber ich möchte dies gerne vermeiden aus Rückſicht auf die Baroneſſe, für die ich heute noch Gefühle bewahre, welche ich ſozuſagen als den Reſt meines beſſeren Selbſts pflege; ich möchte ihr, wenn es angeht, die Demüthigung erſparen, die ihr als Ihrer offenkundigen Braut ſonſt unvermeidlich wäre."

Hufſchmied durchmaß mit großen Schritten das Zimmer, ſtöhnend wie unter einer Laſt, die ihm die Bruſt zerdrücken wollte. Glitz wartete geduldig auf eine Antwort, als der Maler jedoch nach langen Minuten immer noch ſchwieg, beſann er ſich anders.

„Nun gut, ich will Ihnen noch zu eingehenderer Erwägung Zeit laſſen!" Er deutete auf ſeine Viſitenkarte, die er auf dem Schreibtiſche liegen ſah. „Sie haben hier meine Adreſſe, dahin können Sie mir ſchreiben, wenn Sie ſich zu dem Verzicht entſchloſſen haben. Und Sie müſſen doch einſehen, daß Ihnen nichts Anderes übrig bleibt, als auf meine Bedingungen einzugehen. Aber dies müßte bis längſtens übermorgen, Montag, früh der Fall ſein, da anderenfalls meine Enthüllungen noch in der am Nachmittag erſcheinenden Ausgabe des ‚Tagesboten' Platz finden würden. Das iſt der letzte günſtige Termin — da am Dienstag ja die feierliche Eröffnung des Hoftheaters durch den König ſtattfinden ſoll."

Hufſchmied erwiederte auch jetzt noch nichts, und Herr v. Glitz ging. Er war ſeines Sieges ſicher.

3.

Als der Künſtler allein war, wandte er ſich mit ſchleppenden Schritten nach dem Diwan und fiel ſchwer darauf nieder.

Nein, nein! ſchrie es unaufhörlich in ihm, es darf nicht ſein, es kann nicht ſein! Sein ganzes Glück wurde da mit einem Male zerſchmettert von boshafter Bubenhand. War es denn denkbar, daß die Bekanntwerdung eines Jugendvergehens, wenn es auch noch ſo ſchlimm beurtheilt werden ſollte, das ganze ſtolze Gebäude umblies, das er ſich durch ein vieljähriges, ruhmvolles Schaffen errichtet hatte? War denn ſeine Kunſt, derentwegen man ihn achtete und auszeichnete, plötzlich nichts, wog ſein Können nicht mehr? Wie hätte er denn die ganze Zeit her ſo ſorglos über jene böſe Jugendepiſode hinweggleiten können? Ja — und ſonderbar genug — wie kam es, daß er jetzt, wo ihm die Vergangenheit durch eine fremde Zunge vorgehalten worden, ſelbſt nicht mehr ſo harmlos darüber dachte wie ſeither?

„Ich fühle mich rein!“ hatte er Glitz zu Anfang ſeiner Auseinanderſetzung noch mit ehrlichem Stolze entgegengerufen, und jetzt fand dieſes Wort mit einem Male keinen rechten Widerhall mehr in ſeinem Inneren. Es gab da ein paar Bemerkungen dieſes Glitz, die ihm nicht aus dem Gedächtniß wollten, ſcharf betonte Ausdrücke und Wendungen, die ihm ätzend auf dem Herzen brannten. Zum Beiſpiel dieſer Vorwurf der Taktloſigkeit, daß er mit ſeiner bemakelten Vergangenheit das Ehrenamt eines Schiedsrichters in der Künſtlergenoſſenſchaft angenommen und in dieſem Amte das moraliſche Todesurtheil über einen Gefallenen, einen Fälſcher, ausgeſprochen und befürwortet hatte. Freilich, das war vor ihm ſelbſt die Entſcheidung in einer die Künſtlerehre berührenden Frage geweſen, aber heute hätte er ſich auf ſolchem Richterſtuhle

doch nicht so sicher gefühlt, wie damals, wo sein Gedächtniß für seine Jugendsünde geschlummert hatte.

„Bestrafter Verbrecher!“ hatte Glitz ihm dann noch in's Gesicht geschleudert. Pfui! Pfui! Und das mußte er sich sagen lassen. So würden die Leute über ihn denken, wenn Alles herauskäme!

Ach ja! man würde dann dem einstigen „Sträfling“ wohl anders begegnen, als jetzt. Dahin der Direktorposten der Akademie, vielleicht sogar die Professur, die Staatsaufträge! Und natürlich, das mußte auch den Baron Steinar umstimmen! Und wenn auch er, der Hauptbetroffene, dem Skandal Trotz bieten wollte — die freiherrliche Familie konnte sich darüber nicht hinwegsetzen.

Aber Klarisse!

„Ich stehe zu Dir!“ hatte sie ihm gesagt, und dieses schöne Wort leuchtete jetzt wie ein Stern in dunkler Nacht vor ihm auf.

Klarisse, ja gewiß, sie hielt er fest, sie konnte ihm nicht entrissen werden! Sie würde, wenn es sein mußte, mit ihm fliehen — über's Meer, in die Fremde, wo ihn Niemand kannte und Niemand nach seiner Vergangenheit fragte. Dann mochte hinter ihm geschehen, was da wollte, er verlangte nichts mehr von der Welt!

Der Gedanke hatte etwas wunderbar Stärkendes für ihn. Und auf der Stelle wollte er ihn sich zur tröstlichen Gewißheit machen.

Jetzt hätte es ihn keine Minute länger zwischen diesen beengenden Zimmerwänden gelitten. Er ging hinaus, schickte den Diener nach der Akademie, für heute sein Kommen abzusagen. Dann nahm er seinen Hut und machte sich ohne Säumen auf den Weg nach dem Hause des Barons.

Er wußte, daß Klarisse um diese Zeit gewöhnlich in ihrem reizenden Atelier weilte; um diese Stunde hatte er

ihr ja früher den Unterricht ertheilt, der zwiſchen Lehrer und Schülerin den Bund der Herzen vermittelt hatte.

Die Eltern waren nicht anweſend, und ſo konnte er ohne Aufenthalt bei der Tochter des Hauſes eintreten, die ſich hinſichtlich ihres Verkehrs der Ungebundenheit einer emanzipirten Amerikanerin erfreute.

Hufſchmied vergaß in ſeiner Erregung ſogar das Anklopfen. Als er die Thür öffnete, fuhr Klariſſe in höchſter Ueberraſchung auf. Dann ließ ſie raſch einen Seidenvorhang über das Gemälde fallen, an dem ſie gerade gearbeitet hatte und ſtellte ſich, in der einen Hand noch die Palette und die Pinſel, wie zum Schutz vor die Staffelei. Aber das war unnöthig; der Künſtler dachte jetzt nicht daran, nach ihrem neueſten Werke zu fragen. Er rang nur nach Worten, er ſuchte das Chaos zu überwinden, das in ſeinem Haupte hin und her wogte, ſuchte nach dem Punkte, an welchem er ſeine Mittheilungen beginnen ſollte.

„Was iſt Dir, Leopold?“ fragte ſie beſtürzt, jetzt erſt ſeine verſtörte Miene bemerkend.

„Verzeihe mein rückſichtsloſes Eindringen!“ verſetzte er. „Aber ich konnte nicht anders; mir iſt zu Muthe, als hinge mein Leben von der Minute ab.“

Jetzt wurde ſie beſorgter. Raſch legte ſie ihr Kunſtwerkzeug ab und ging auf ihn zu.

„Iſt denn ein Unglück geſchehen? Du ſcheinſt ja ganz verändert?“

Er nickte. „Ja, das iſt wohl das rechte Wort, ich bin nicht mehr der, der ich geſtern noch war. Aber kennſt Du mich denn überhaupt ſo genau?“

„Welche Frage! Was ſoll das? Was meinſt Du?“

„Je nun, Du kennſt dieſen Leopold Hufſchmied doch nur als das, was er im Laufe der Jahre geworden iſt, haſt ihn nur in ſeinem Glanz, auf der Höhe ſeines Ruhmes geſehen. Aber Du mußt auch von ſeinen früheren Ver-

hältniſſen erfahren. Ich habe mir da ein arges Verſäumniß zu Schulden kommen laſſen, daß ich in meinem Glücke nur die Gegenwart genoß und meine Jugend vergaß."

„Geh', laß doch dieſen unheimlichen, düſteren Ton, mein Freund! Was fällt Dir plötzlich ein? Die Vergangenheit, Deine Jugendzeit? Fragen wir doch gar nicht darnach, wenn ſie, wie es ſcheint, nicht erquicklich geweſen iſt! So wie Du heute biſt, biſt Du mein. Um das Andere kümmere ich mich nicht."

Sein Geſicht hellte ſich auf. „Ich wußte es ja, ich wußte es ja!" jauchzte er aus bewegter Bruſt. „So laß uns raſch in's Reine kommen, laß mich Dir ſagen, was mir auf dem Herzen brennt!"

„Wie, alſo beſtehſt Du doch darauf?"

„Ja, mein Kind!"

Sie ſtutzte und ſah ihn mit Mißtrauen und dem Schmollen eines Backfiſchchens an.

„Mein Kind? Und dieſer Ton? So begann Papa in früheren Zeiten ſeine langweiligen Strafpredigten. Und damit willſt Du von Deiner ſogenannten Vergangenheit ſprechen? Das eröffnet mir ja einen reizenden Ausblick."

„Bitte, ſcherze jetzt nicht!" bat er. „Es ſind recht finſtere Schatten, die jene Vergangenheit mir heute in den Weg geworfen hat. Ich meinte ſie begraben zu haben, aber man hat ſie wieder heraufbeſchworen. Man verſucht eine vergiftete Waffe wider mich daraus zu ſchmieden, man rückt damit gegen unſer Liebesglück zu Felde — nichts Geringeres, als uns zu trennen, iſt das Ziel."

Jetzt erſchrak ſie denn doch. Ein raſches Wort lag ihr auf den Lippen, ſie ſprach es jedoch nicht aus. Ihr prüfender Blick ſchien in ſeinem Innerſten leſen zu wollen, und mit regungsloſer Miene ſuchte ſie eine Reihe fataler Möglichkeiten zu überdenken. Er nahm ſie nach kurzem

Schweigen ſanft bei der Hand und führte ſie zu einer Ottomane, wo er ſie Platz zu nehmen nöthigte.

„Du biſt auf etwas Widerwärtiges gefaßt. — So höre mich an!“

Und nun ſprach er ſich rückhaltlos aus. Er erzählte ihr die Geſchichte von dem dreizehnjährigen Knaben, der ſieben Guldennoten gezeichnet hatte und dafür in's Gefängniß geſteckt worden war. Er ſagte nicht gleich, daß er dieſer Knabe geweſen war, aber ſie mußte den Zuſammenhang ja ſofort errathen. Stumm hörte ſie ihm zu, ihr Blick hing völlig entgeiſtert an ſeinem Munde, ein tiefes Mitleid ſchien ſie in Bann zu halten. Erſt als er den Namen des kleinen Miſſethäters nannte, da zuckte ſie zuſammen.

„Alſo wirklich — Du — Du!“ flüſterte ſie und ſah den vor ihr Stehenden an, als könne ſie noch nicht begreifen, daß der Knabe von damals und dieſer Mann dieſelbe Perſon ſein ſollten. „Und warum haſt Du mir von dieſem — traurigen Falle noch nie erzählt?“

„Ich ſage Dir ja, ich ſuchte ihn zu vergeſſen und pries mich glücklich, daß es mir gelang. Es kam mir niemals in den Sinn, daß dieſe Jugendſünde noch einmal eine Rolle in meinem Leben ſpielen könnte, und ich hoffe auch jetzt, daß ihre Enthüllung den Bund unſerer Herzen unberührt läßt. — Oder ſollte es nicht ſo ſein?“

Da ſchoß ihr eine dunkle Blutwelle in's Geſicht, als wäre ſie ſelbſt auf einer Schuld ertappt worden. Sie erhob ſich und ſtrich ſich haſtig die goldigen Löckchen aus der Stirne, eine ungeheure Rathloſigkeit malte ſich in ihrem Blick.

„Klariſſe!“ ſchrie der Mann plötzlich auf und wollte auf ſie zuſtürzen.

Sein gellender Ton raubte ihr die Faſſung. Zuſammenſchreckend wie eine Hyſteriſche, huſchte ſie an ihm vorbei,

gegen das Fenſter zu, wo ſie Miene machte, ſich hinter ihren Malgeräthen zu verbarrikadiren, als fürchte ſie ſich vor dem Angriff eines Wahnſinnigen. Als ſie aber gewahrte, wie er unbeweglich ſtehen blieb, mit herabgefallenen Armen, mit einem ergreifenden Schmerz in den Zügen — da kam ſie wieder zur Beſinnung.

„Du — Du haſt mich erſchreckt," ſtotterte ſie; „mir war plötzlich — ſo wunderlich, ich weiß nicht . . ."

„Eine inſtinktive Scheu vor mir?" fragte er beinahe tonlos.

Sie wandte den Kopf, nahm die Unterlippe zwiſchen die Zähne, machte eine Geberde der Hilfloſigkeit und brach mit einem Male in krampfhaftes Weinen aus.

Hufſchmied wollte auf ſie zu eilen in dem unwillkürlichen Drang, ihr Beiſtand zu leiſten, aber ſein Fuß ſtockte ſchon bei dem erſten Schritt. Ihn ſelber übermannte eine Schwäche, die eine Fluth von Thränen in ihm aufzurühren drohte. Müde, wie ein an einer Todeswunde Verblutender, ſank er zuſammen, die Hände ſchwer auf eine Stuhllehne ſtützend.

Noch war kein entſcheidendes Wort gefallen, aber in dieſer Minute wußte er ſchon, daß da Alles aus war. Wie raſch er jetzt doch begriffen hatte! Und heute Morgen hatte ihn dieſer Glitz mit allem Aufwand von Beweisgründen nicht davon zu überzeugen vermocht, daß er Klariſſe aufgeben müſſe! Jetzt leuchtete ihm ihr Standpunkt ein. Natürlich, natürlich, wie er nur hatte ſo verblendet ſein können, ihr zuzumuthen, daß ſie ſich mit allen Wurzeln aus dem Boden reißen ſollte, auf welchem ihre ganze Lebensanſchauung, ihr ganzes Ich herangewachſen war!

Als hätte ein greller Blitzſtrahl ein dunkles Feld vor ihm erhellt, ſo hatte er nun mit einem Male die Lage der Dinge und ihren Zuſammenhang überſchaut. Er hegte nicht den geringſten Groll gegen dieſes Mädchen. Was

hätte er ihr denn auch vorwerfen können? Daß sie die Rücksichten auf Verhältnisse nicht abstreifen konnte, die ihr Lebensbedingung waren? Nicht ihre bloße Vernunft, ihr ganzes ureigenes Wesen, ihre Individualität hatte gesprochen, als sie vor dem Manne zurückgewichen war, der nach den ihr in Fleisch und Blut übergegangenen Gesellschaftsgesetzen ein Gebrandmarkter war.

Endlich gelang es Klarisse, ihres Weinkrampfes Herr zu werden. Sie trocknete sich das Gesicht und rang ihren zuckenden Lippen ein mattes Lächeln ab.

„Verzeihung — Verzeihung!" stammelte sie. „Ich — kann nicht anders, ich —"

„Ich weiß, ich weiß," unterbrach er sie mit einer beschwichtigenden Sanftmuth. „Ich sehe Alles klar — Sie brauchen sich nicht zu rechtfertigen, Baronesse! Ja, so muß ich nun wieder zu Ihnen sprechen — zum Beweis, daß ich mich schon völlig in eine Nothwendigkeit füge, die deutlicher zu betonen ich Ihnen ersparen will."

„Ja, meine Eltern!" fiel sie ihm jetzt mit einem schmerzlichen Seufzer in's Wort. „Sie wissen natürlich noch nichts?"

Er schüttelte den Kopf. „Ich werde aber heute noch mit dem Herrn Baron sprechen."

Sie besann sich einen Moment, dann sagte sie schüchtern: „Bitte, lassen Sie das lieber! Eine förmliche Vereinbarung war ja noch nicht getroffen, ich werde vor Papa und Mama daher allein die — Veränderung der Dinge erklären. Es würde zunächst zu schmerzlich berühren, wenn man aus Ihrem eigenen Munde — und ich kann ja überhaupt einen Vorwand gebrauchen —"

„Ah! Sie wollen dem Herrn Baron womöglich verschweigen, was ich Ihnen gestanden habe?"

Sie bejahte mit einer leisen Kopfbewegung, dabei erschien aber plötzlich eine Falte zwischen ihren stolzen Augenbrauen; ein neuer Gedanke war ihr zugeflogen.

„Oder ist Ihre Angelegenheit neuerdings in weiteren Kreisen bekannt geworden?“ fragte sie plötzlich mit zunehmender Hast. „Sprachen Sie nicht gleich anfangs von einer Art Verschwörung wider Sie? Man will Ihre Vergangenheit am Ende an die Oeffentlichkeit ziehen?“

„So ist es. Herr v. Glitz — Sie erinnern sich dieses Mannes gewiß noch — benützt seine zufällige Kenntniß von der Sache zu einem Racheſtreich gegen mich.“

Jetzt war er es, der vor einem gellenden Schrei erbebte, der das Atelier durchzitterte. Mit Entsetzen sah er, welche Verwandlung sich in der Miene der Baroneſſe vollzog. Wie Dolche trafen ihn die sprühenden Blicke aus zwei haßfunkelnden Augen.

„O! Also darum fühlten Sie plötzlich das Bedürfniß, Ihr Herz vor mir zu erleichtern? Weil Sie wußten, daß Sie morgen vielleicht schon vor der ganzen Stadt am Pranger stehen würden? Anders hätten Sie mir überhaupt nie die Wahrheit gesagt! Ah, und Sie wagten es, mit einer solchen Vergangenheit mir, einer Steinar, zu nahen?“

Er erwiederte nichts. Er griff sich nur an die Stirn. Jetzt wurde es zum zweiten Male in ihm hell.

„Welche Schmach!“ fuhr Klariſſe, jetzt ganz die stolze Ariſtokratin, fort. „Allüberall weiß man von der beabsichtigten Verbindung — und jetzt wird man mit Fingern auf mich zeigen. Ich bin zum Gespött der Gaſſe geworden, der Pöbel wird über die Braut des Falschmünzers lachen, und mein Vater — der arme Vater! Er wird das nicht überleben — er ist ja ruinirt bei Hofe, wo er Sie zu den höchsten Ehren —“ ein hyſteriſches Zorngelächter erstickte ihre Worte.

Hufschmied fühlte, daß eine Entzauberung mit ihm vorging. Wie hatte er sich in diesem Mädchen getäuscht!

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und Frau

v. Steinar erſchien auf der Schwelle — ſprachlos vor dem Anblick, der ſich ihr bot. Die lauten Herzensergießungen der Tochter ſchienen ſie herbeigelockt zu haben.

„Mama! Mama!“ ſchrie Klariſſe auf und warf ſich an der Mutter Bruſt.

„Ja, mein Gott!“ brachte die Baronin mühſam genug hervor; „was iſt denn geſchehen? Was ſoll denn das nur bedeuten?“

Sie ſah fragend Hufſchmied an, über deſſen Antlitz ein bitteres Lächeln flog, während er erwiederte: „Das werden Sie, gnädige Frau, wenn nicht früher durch die gnädige Baroneſſe ſelbſt, ſo übermorgen aus der Zeitung erfahren!“

Damit verneigte er ſich und ging.

Das war wieder der kräftige, ſtolze Mann, der mit ruhiger, feſter Hand die Ruder ſeines Lebensſchiffleins führte.

Jetzt gab es nichts Zweifelhaftes mehr in ihm, jetzt ſah er ſich Alles klar vorgezeichnet. Ja, er war entſchloſſen, ſich frei ſeinem Schickſal zu ſtellen. Er fühlte, daß er der Welt ein offenes Bekenntniß ſchuldig war, er mußte ſehen, wie man ihn richtete. Nun, wo er wußte, daß es wirklich Leute gab, die ihn ächteten, wäre er ein Betrüger geweſen, wenn er ſeine Jugendgeſchichte hätte vertuſchen wollen. Darum mochte die Enthüllung dieſes Herrn v. Glitz ihren Lauf nehmen mit allen Folgen; er würde ſich nicht noch einmal erniedrigen vor dem Manne!

Im Dahinſchreiten auf der Straße, im plätſchernden Regen, dachte er ſo gelaſſen über die Reihenfolge deſſen nach, was er thun wollte, als ordne er die gewöhnlichſten Tagesgeſchäfte. Von Zeit zu Zeit griff er ſich unter dem Mantel an die Bruſt — rein unwillkürlich nur; er wunderte ſich, daß da drinnen nichts eigentlich ſchmerzte. Er fühlte höchſtens eine befremdende Leere an der gewiſſen Stelle,

eine Lücke, ſo wie etwa nach einer glücklich überſtandenen Operation.

Dieſe Baroneß Klariſſe hatte die excentriſche Laune gehabt, ſich von dem berühmten Künſtler lieben zu laſſen, der die Staffeln des Ruhmes mit ſo raſchen Schritten erſtiegen hatte. Es war eine Laune geweſen, entſprungen der Eitelkeit auf ihr eigenes künſtleriſches Können oder vielleicht dem Verlangen, ihre Kreiſe, die Schaar ihrer Anbeter und Bewerber zu verblüffen und zu ärgern. Und der Baron! Es mochte dieſem Höfling viele Seufzer gekoſtet haben, ehe er ſich entſchloß, auch auf dieſes „Ich will's einmal!“ ſeines verzogenen Lieblings einzugehen.

Ja, er war ein verblendeter Mann geweſen, wie ihn geſtern noch Glitz genannt hatte, daß er den eigentlichen Zweck der ihm zugedachten Adelung erſt jetzt einſah. Wie Schuppen fiel's ihm von den Augen. Darum ſollte die Verlobung erſt zu ſeinem Ehrentage veröffentlicht werden. Der geadelte Profeſſor konnte ſchon eher als der künftige Eidam des freiherrlichen Hauſes präſentirt werden.

„O, ich Dummkopf!“ ſagte Hufſchmied zu ſich ſelber, während er ſich den regenweichen Schlapphut tiefer in die Stirn drückte. „Da wäre ich ja im ſchönſten Zuge geweſen, auch für die Zukunft der ausgemachte, ahnen- und ahnungsloſe Hampelmann Derer v. Steinar zu werden.“

Da ſtieß ihn ein Regenſchirm an, er wollte ausweichen, aber die Perſon darunter ſtellte ſich ihm in den Weg.

„Potztauſend, Herr Profeſſor! So tief in Gedanken?“

Hufſchmied ſah ſich einem guten Bekannten gegenüber, dem Doktor Schäfer, dem Herausgeber der „Allgemeinen Morgenpoſt“, der verbreitetſten und maßgebendſten Zeitung des Landes. Die Herren ſchüttelten ſich die Hände.

„Macht Ihnen Ihr Meiſterwerk noch Sorge? Fürchten Sie, nicht fertig zu werden?“

„Ach ja, die Fresken!“ verſetzte der Maler. „Da habe

ich in der That noch die letzte Hand anzulegen, aber das kann auch morgen, am Sonntag geschehen. Ich habe zunächst Dringenderes mit Ihnen zu besorgen, Herr Doktor! Sie führt mir das Schicksal in den Weg." Es hatte ihn plötzlich der Gedanke ergriffen, daß es besser sei, Glitz zuvorzukommen, dessen gehässiger Angriff doch unzweifelhaft eine Entstellung der Wahrheit nicht unterlassen würde. „Wie ich Ihr Wohlwollen für mich kenne, beabsichtigen Sie wahrscheinlich, meiner Person noch in einem besonderen Artikel zur Eröffnungsfeier zu gedenken?"

„Das ist leicht zu errathen."

„Würden Sie mir vielleicht gestatten, selbst etwas zu schreiben — eine kleine autobiographische Notiz, die Ihre Leser gewiß sehr interessiren wird? Und könnte diese Notiz noch in Ihrer morgigen Frühausgabe erscheinen?"

„Ei freilich, aber hat denn das so große Eile?"

„Ja; mir liegt sehr viel daran, daß man mich noch vor diesem bedeutungsvollen Dienstag völlig kennen lernt."

Der eigenthümliche Ton des Künstlers machte den Anderen stutzig. „Wie meinen Sie das, Herr Professor?"

Hufschmied lächelte. „Ich will eine Probe auf den wahren Werth meines Ruhmes machen, denn ich fürchte, es war in der mir bisher zugewendeten Werthschätzung viel falsche Münze dabei; da muß ich aber vor Allem selber mit dem echten Gepräge den Anfang machen. — Sehen Sie mich nicht so erstaunt an, die Räthsel, in denen ich jetzt für Sie spreche, sollen sich sogleich lösen, wenn Sie mir die Erlaubniß geben, den gewünschten Artikel auf der Stelle abzufassen."

„Da kommen Sie nur gleich mit mir, ich bin eben auf dem Sprung nach der Redaktion! Mir wäre es auch lieb, die fragliche Notiz sofort in Satz geben zu können, denn es ist schon ein Uhr, und wir haben noch viel zu thun."

— — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde ſpäter erhob ſich Hufſchmied von dem Schreibtiſch im Bureau Doktor Schäfer's und überreichte dieſem den vollgeſchriebenen Papierbogen: das Manuſkript zu ſeiner autobiographiſchen Notiz.

„Bitte, leſen Sie das erſt, wenn ich draußen bin!“ ſagte er. „Ich habe jetzt keine Zeit, die Ausdrücke Ihrer Ueberraſchung entgegenzunehmen. — Das wird alſo gleich geſetzt werden?“

„Ohne Verzug. Wenn Sie wollen, können Sie in zwei Stunden den Bürſtenabzug davon leſen.“

„Das wäre ja — hm! das iſt wirklich das Beſte! Bitte, würden Sie mir noch die Freundlichkeit erweiſen, mir außerdem einen Abzug auf Poſtpapier herſtellen zu laſſen? Ich möchte denſelben Seiner Majeſtät vorlegen.“

„Wie Sie wünſchen, lieber Profeſſor! Der Hofbericht meldet aber, beiläufig geſagt, daß ſich der König auf ſeinem Jagdſchloß Buchenhof befindet und erſt am Dienstag Morgen zurückkehren wird, um am Abend der Feſtvorſtellung im Theater beizuwohnen.“

„So, ſo! Dann muß ich es durch die Kabinetskanzlei beſorgen laſſen, denn eine Audienz am Dienstag Vormittag käme mir ſchon zu ſpät. Alſo meinen Dank, beſter Doktor! Und ich bitte, die mir gütig bewilligten Abzüge gleich in meine Wohnung zu ſchicken.“

Damit drückte er dem kopfſchüttelnden Herausgeber die Hand und eilte davon. —

Gegen fünf Uhr bereits konnte Profeſſor Hufſchmied in der königlichen Kabinetskanzlei erſcheinen.

„Excellenz,“ begrüßte er dort den Generaladjutanten mit einer Miene, die den dicken jovialen alten Herrn betroffen machte; „ich habe hier die Ehre, Ihnen ein dringendes Immediatgeſuch zu überreichen. Es iſt nothwendig, daß Seine Majeſtät davon Kenntniß nimmt, ehe noch die Vorbereitungen zu der Hoftheaterfeier ihren Fortgang

nehmen, denn es wird dadurch Manches verändert werden. Ich lege mein akademisches Lehramt nieder, wenn es gewünscht werden sollte, und meine Abwesenheit bei dem Festakt ließe sich, wenn nöthig, schon heute durch eine Unpäßlichkeit in meinem Befinden begründen. Ich theile Eurer Excellenz das mit, um einer zeitigen Abwickelung meiner Angelegenheit entgegenzukommen. Inzwischen bitte ich, dieses Schriftstück sammt Beilage auf dem direktesten Wege Seiner Majestät zu übermitteln." —

Als Hufschmied die Kabinetskanzlei im königlichen Palaste verließ, sah er den Freiherrn v. Steinar die Treppe heraufkommen. Schon erhob sich seine Hand unwillkürlich nach dem Hute, als er bemerkte, daß der Baron so starr an ihm vorbeisah, als wäre er gar nicht vorhanden.

„Sehr gut!" sagte sich der Maler, als sie wie ein paar Marionetten aneinander vorbeischritten. „Der edle Herr hat sich rasch gefaßt. Vor vierundzwanzig Stunden war ich noch der Intimste seiner Intimen, und jetzt bin ich ihm Luft. Ja, das kommt davon, wenn man so unversehens selber ein bischen in Hofschranzenthum gemacht hat!"

Das Letzte an diesem heute so ereignißreichen Tage war, daß er seinem Diener zu Hause den Auftrag gab, diesen Herrn v. Glitz, falls er doch wieder vorsprechen sollte, auf keinen Fall einzulassen.

„Sagen Sie ihm, ich verbäte mir ein- für allemal seine Besuche oder Briefe. Ich hätte meine Sache allein geordnet!"

4.

Am Sonntag Morgen trat der Diener des Professors zur gewohnten Stunde bei seinem Herrn ein, mit dem Frühstück und der Zeitung, der „Allgemeinen Morgenpost".

Hufschmied lächelte sarkastisch, als er den scheuen Blick, die offenbare Verlegenheit des Burschen gewahrte.

Aha, der wußte schon Alles, der hatte die Zeitung

geleſen! Die Geſchichte ging raſch. Freilich, der Untergang eines Menſchen macht ſich ja überhaupt ſchneller, als der Aufſtieg.

Man ſah dem Diener an, daß er froh war, ſich gleich wieder zurückziehen zu dürfen.

Hufſchmied frühſtückte und entfaltete dabei die Zeitung. Ja — da ſtand's: „Erklärung."

Wie ſich das ausnahm an der Spitze des lokalen Theils, in größerer Schrift als alles Uebrige geſetzt. „Feindſelige Machinationen, die wider mich im Gange ſiud, legen mir die Nothwendigkeit nahe, mich in einer bisher als rein perſönlich erachteten Sache an die öffentliche Meinung zu wenden —"

Gut, ganz gut! Jetzt kam das Bekenntniß in knappen, ſchmuckloſen Worten und zum Schluſſe hieß es: „Dies nur zur Steuer der Wahrheit, nicht etwa zur Rechtfertigung. Dieſe liegt allein in meinem eigenen Gewiſſen."

Jetzt war alſo der Stein im Rollen und das Urtheil vielleicht ſchon geſprochen, im Publikum und draußen auf Buchenhof. Es konnte eigentlich nicht zweifelhaft ſein; der König würde ſeine Entlaſſung ſtillſchweigend annehmen — das war er ja ſchon der Adelsgeſellſchaft ſchuldig, die im Freiherrn v. Steinar ſo ſchwer beleidigt worden war. In dieſem Falle gedachte Hufſchmied die Stadt zu verlaſſen, um den Leuten aus dem Wege zu gehen.

Wie es aber auch immer kommen mochte, zunächſt hatte er hier noch ein Werk zu vollenden, und das wollte er mit Eifer thun. Ja, er freute ſich, heute in der Sonntagsſtille den letzten Pinſelſtrich an ſeinen Fresken zu machen — allein, vollkommen ungeſtört von den Handwerkern, die ſonſt gleichzeitig im Theaterſaale gearbeitet hatten.

„Joſeph, eine Droſchke!" befahl er.

Der Diener hielt es für geboten, den Herrn ſchüchtern darauf aufmerkſam zu machen, daß das Wetter heute ſo ſchön ſei, wie man es nur verlangen könne.

„Thut nichts, ich will etwaige Begegnungen auf der Straße vermeiden."

„Wohin, wenn man fragen darf, gedenken der Herr Professor zu fahren? Es ist nur, um ... wenn zufällig Jemand fragen sollte —"

„Es braucht's Keiner zu wissen — ich bin für Niemand mehr zu haben."

„Aber wann darf ich auf die Rückkehr des Herrn Professors rechnen? Oder wollen Sie wieder im Restaurant speisen?"

„Ich weiß nicht!" wehrte Hufschmied ungeduldig ab. „Lassen Sie mich jetzt mit solchen Fragen zufrieden! Ich komme, wenn's mir paßt — vielleicht gar nicht. — Adieu!"

Und er fuhr zum Theater. Er betrat es durch die kleine Bühnenthüre, zu der er seit dem Beginn der Restaurirungsarbeiten den Schlüssel bei sich trug. Er wollte dem Thorwart die Sonntagsruhe nicht stören, Niemand sollte wissen, wo er sich befand; so war's ihm am liebsten.

Heller Sonnenschein, der durch die geöffneten Luken an den Hinterwänden der Gallerie hereindrang, durchfluthete den weiten, hohen Raum.

Aber was war denn das? Die Gerüste schon so gut wie abgeräumt; nur vorne am Proscenium, wo er noch die Fußleiste des zweitheiligen Deckengemäldes zu verzieren hatte, stand ein schmaler, thurmhoher Bau.

Ach ja, freilich! Er hatte ja vorgestern die Erlaubniß dazu gegeben, und gestern Abend war es geschehen; die Zimmerleute hatten nicht gewußt, daß er seine Arbeit gestern versäumt hatte. Nun, es mußte auch so gehen!

Er kletterte die Leitern hinan. Am ersten Absatz, der bis in die Höhe der Hofloge reichte, fehlte schon das Geländer. Na, von da aus riskirte man bei einem Fall noch nicht gleich den Hals. Aber auch oben in der schwindelnden Höhe schien das Brettergefüge stellenweise schon gelockert

zu sein! Mit dem Anbau, der diesem Gerüste den Haupthalt gegeben, fehlten auch die Klammern, welche die aneinandergestoßenen Latten verbunden hatten. Aber er hatte nichts zu fürchten, er kannte ja jeden Zollbreit auf diesem Boden, und da er allein war, brauchte er keinen Anstoß von unten her zu fürchten. Ueberdies herrschte ja klares Licht ringsum.

Sicheren Fußes bestieg er da oben noch die kleine Trittleiter, mittelst welcher er bequem an die Decke reichen konnte. Auf dem hohen Rolltische daneben lagen seine Malgeräthe. Er füllte die Farben in die Schalen der Palette, raffte die Pinsel zusammen und machte sich mit Eifer an die Arbeit. Die grotesk aneinander gereihten Masken, aus denen die „Leiste" bestand, waren schon sammt und sonders aus der Skizze herausgearbeitet; er hatte nur die feinere Charakterisirung zu vollenden. Da war das im Todesschrei verzerrte Gesicht des Philoktet, mit dem weitgeöffneten Munde, wie es sich die tragische Maske des antiken Theaters noch erlauben konnte, daneben eine andere, die für den Kopf des blinden Oedipus gelten konnte, und da marschirten sie nacheinander auf, die Charaktere aus den Werken des Sophokles, Euripides, Aeschylos, des Aristophanes und Plautus. Fast an jedem hatte der Pinsel des Künstlers noch etwas zu bessern; mitunter waren es nur ein paar Linien, ein feiner Strich oder ein leiser Schatten, die früher Niemand vermißt hätte, die hinterher aber Jedem als unumgänglich erforderlich einleuchten mußten, so sehr trugen sie zum Gesammteindrucke bei.

Stundenlang pinselte Huffschmied so an dem Rahmen des unteren Hauptgemäldes, Fuß um Fuß mit der Trittleiter nachrückend, bis ihn endlich die Müdigkeit in den stets erhobenen Armen zum Rasten zwang.

Wie doch die Zeit verflogen war! Wirklich, so lange in einem Zuge hatte er schon seit Wochen nicht mehr gearbeitet.

Er ſtieg von dem Tritt herab und ſetzte ſich auf deſſen untere Stufe, den Kopf ſoweit zurücklegend, daß er die diesſeitige Hälfte des in zwei großen Bogen um den Kronleuchter gelegten Deckengemäldes in die richtige Geſichtslinie bekam. Ein befriedigtes Lächeln umſpielte dabei ſeine Lippen. Ja, da lag Leben und Bewegung darin!

Das Gemälde war jetzt bereits ſeit drei Wochen fertig; die Hauptfigur hatte er ſchon zu Ende des Sommers vollkommen entworfen gehabt. Damals hatte er ihr die Züge der Baroneſſe v. Steinar gegeben, ſo wie ſie in ſeinem zur Liebe aufkeimenden Herzen gelebt hatten; er hatte von jeher eine Stärke darin geſucht, Porträtähnlichkeiten frei aus dem Gedächtniß zu ſchaffen. Wochenlang war der erſte Entwurf geblieben. Er war mittlerweile Klariſſe im rein geſelligen Verkehre näher gerückt, die Liebe hatte ihn ganz und gar in Feſſeln geſchlagen, mit Entzücken gedachte er in der Einſamkeit ihres geiſtvollen, heiteren Geplauders, ſchwindelnd erfüllte ihn das Verlangen, dieſen berückend ſchönen Mund zu küſſen, aber ſein Künſtlerauge ward von Tag zu Tag unzufriedener mit ihrem Bildniß, dieſe gemalte Muſe da oben ließ ihn immer kälter. Das war ja gar nicht Klariſſe, und das war auch nicht die „Kunſt", wie er ſie ſich verkörpert dachte. Er beſſerte nach, das Porträt wurde dadurch vollkommener, aber immer mehr entfernte ſich dieſes Frauenantlitz von dem Ausdruck, den er der Muſe geben wollte. Und da hatte er eines Tages das Geſicht ausgekratzt und neu begonnen. Er entſchuldigte ſich vor ſeiner Liebe damit, daß er ſeine Herzenskönigin ja auch nicht ſo vor aller Welt zur Schau ſtellen wollte. Einzelne Züge von ihr ſollten immerhin wieder Platz finden, aber er brauchte vor Allem etwas mehr Ernſt und Tiefe für die Phyſiognomie; ſanfte Heiterkeit ſtand der „Kunſt" wohl an, aber tief im Grunde ihrer Seele mußte auch ein wenig Wehmuth ſchlummern, etwas von der ſchönen

Erhabenheit des Schmerzes, der allem Edlen anhaftet; und davon hatte das Weſen der reizvollen Baroneſſe nicht die Spur.

Und doch hatte er das Modell für dieſen Geſichtsausdruck damals ſozuſagen bei der Hand gehabt. Da war ihm zu Beginn des neuen Schuljahres an der Akademie unter ſeinen neu eingetretenen Schülerinnen gleich am erſten Tage ein ſtilles Geſichtchen aufgefallen, das ſo andächtig aus zwei dunklen Augen zu ihm aufgeblickt hatte. Das Geſicht war ihm dann zuwider geworden, als er an dem Mädchen eine abſolute Talentloſigkeit für ſein Fach entdecken mußte. Er hatte das Geſicht beſchuldigt, ihn beſtechen, rühren zu wollen, und ſein Künſtlergewiſſen hatte ſich dagegen aufgebäumt. Wollte dieſes Mädchen mit Blicken bezahlen, was ihre ungeſchickte Malerhand ſchuldig blieb? Und doch, Einiges aus dieſem Geſicht konnte er für ſeine Muſe immerhin nehmen und feſthalten. Und ſo war es auch geſchehen. Die Muſe des Deckengemäldes erhielt das herrliche Goldhaar Klariſſens, das ſüße Oval ihres Geſichtes und ihre Naſe, aber der feine Zug um den Mund, die reine Stirne, vor Allem aber der tiefe, ſeelenvolle Blick war von der Anderen. So hatte ihn das Antlitz befriedigt, das war „ein Ideal, das ſich ſehen laſſen konnte," hatte er ſich lachend geſagt, „ein Ideal, wie man es im Bilde liebt, während wir uns im Leben lieber an die Mädchen vom Schlage Klariſſens halten."

Dieſer Gedanke fiel ihm auch jetzt wieder ein, und er ſchüttelte den Kopf. Auch im Leben ſind Mädchen, wie dieſe Klariſſe, nur als überflüſſiger Schmuck eines vornehmen Hauſes etwas werth.

Dann dachte er an Diejenige, die er ſich zum zweiten Modell genommen hatte. Ja, die Hübner! Ottilie hieß ſie ja wohl mit ihrem Vornamen! Der Name war ihm nicht ſympathiſch. Nun, dieſes Fräulein Ottilie Hübner

gehörte jetzt auch zu seinen triumphirenden Feinden. Wie würde sie sich freuen, wenn sie die Geschichte in der „Morgenpost" zu lesen bekam! Er stellte sie sich vor, wie sie mit triumphirendem Finger auf die Druckerschwärze wies und — gleich diesem Herrn v. Glitz — voll Hohn hinauslachte: „Da seht, und der da redet von künstlerischem Gewissen, der spricht vernichtende Urtheile aus und jagt Andere in Schmach und Elend!"

Aber nein, das Hohngelächter konnte er sich doch nicht gut vorstellen, es paßte so gar nicht zu ihrem Gesicht. Oder war das nur, weil er dieses gemalte Antlitz da oben an der Decke vor sich hatte, das freilich nicht hohnlächeln konnte?

Gleichviel, sie mußte auf jeden Fall Genugthuung darüber empfinden, daß er wenigstens von seiner gesellschaftlichen Höhe gestürzt war, sie mußte ja sein Verhalten ihr gegenüber — von ihrem Standpunkte aus — als eine bittere Ungerechtigkeit, empfinden, und man darf von einem Menschen nichts Uebermenschliches verlangen.

„Am Ende sind alle Feindseligkeiten, mit denen wir uns das Leben sauer machen, nur auf Mißverständnisse zurückzuführen," lachte er. „Das ist, glaube ich, auch ungefähr von Goethe gesagt worden. Ja, ja, der große Goethe, der kannte die Leute! Aber jetzt wieder an's Werk! Wenn die gute Stimmung anhält, so kann in zwei Stündchen Alles fix und fertig sein."

Er stand auf und wollte eben die Palette aufnehmen, um wieder sein Leiterchen zu erklimmen, da drang ein starkes Geräusch an sein Ohr, das von unten aus dem Hintergrunde des mächtigen Saales herkam. Eine Thür fiel draußen zu, dumpfe, rasche Schritte näherten sich, jetzt wurde die innere Thür, die vom Stehparterre her zum Mittelgang zwischen den Parkettplätzen führt, aufgerissen. Man sah deutlich den Ausschnitt mit dem Tageslicht von

draußen in der dunklen Hinterwand, und ein paar Schatten huſchten herein.

Ein kurzes erregtes Geflüſter ſchwirrte herauf — wie Geiſterſtimmen ſich in dem akuſtiſchen Kuppelſaale fortpflanzend. War da nicht eben ſein Name genannt worden? Wer waren denn dieſe Leute da unten, und was wollten ſie?

Er warf die Pinſel hin und trat haſtig vor an den Rand des Gerüſtes, nur von dem Wunſche beſeelt, ſich über dieſe Störenfriede zu unterrichten; und in dieſe einzige Sekunde drängte ſich eine Reihe blitzſchnell aufeinanderfolgender Ereigniſſe.

„Da iſt er! Heiliger Gott — er will ſich herabſtürzen!“ ertönte ein Schrei, und da verlor Hufſchmied wirklich den Halt unter ſeinen Füßen. Er war auf dem blos loſe auf den Schragen liegenden Brette zu weit hinausgetreten — es kippte um, die Schranke, nach der ſeine Hand haſchte, brach aus den Nägeln — er ſah noch, wie eine dunkle Geſtalt da unten mit weit vorgeſtreckten Armen den Parkettgang herabgeflogen kam — gleichzeitig wurde er mit furchtbarer Wucht in einem ſcharfen Bogen auf die untere Etage des Gerüſtes hinabgeſchleudert, und das lange Brett, das ſeinem Körper im Umkippen dieſe Richtung gegeben, überſchlug ſich und ſauste in's Parkett hinab.

Das Donnergepolter miſchte ſich mit einem neuen Schrei, der aber gleichzeitig aus mehreren Kehlen aufſtieg. Mehr konnte Hufſchmied zunächſt nicht wahrnehmen, denn er verlor für den Moment die Beſinnung.

Die Betäubung währte jedoch nur ein paar Sekunden. Dann konnte er ſich ſchon aufraffen. Er reckte die Glieder. Nein, er hatte nichts gebrochen, nur der Rücken ſchmerzte ihn, und in ſeinem Schädel ſummte es wie meilenweit herkommender Glockenton. Aber da unten im

Parkett mußte etwas Entsetzliches geschehen sein! Da stöhnte es, Rufe des Schreckens und der Verwirrung hallten im Saale wider, und eine Person rannte jetzt hinaus, wahrscheinlich um Hilfe herbeizuholen.

„Was ist geschehen?“ schrie er hinunter und glitt die Leiter hinab.

Als er unten ankam, erhob sich eine von den zwei Männergestalten, die sich in dem schmalen Parkettgange über eine dritte gebeugt hatten, eine weibliche, die am Boden lag.

„Bohrmann, was machen denn Sie da?“ fragte der Professor erstaunt. „Und wer ist denn das? Die Dame ist doch nicht schwer getroffen?“

Bohrmann, der älteste Schüler aus der Malklasse des Professors, konnte nicht antworten. Hufschmied erkannte die am Boden liegende Gestalt und stieß einen Schrei des Staunens und des Schreckens aus.

„Fräulein Hübner!“

Damit drängte er den zweiten Mann hinweg — seinen Diener Joseph. Er hatte aber keine Zeit, sich jetzt über die Anwesenheit des Burschen zu wundern. Er kniete nieder, legte seine Hand auf die Stirne der Regungslosen, wo er eine dunkle Stelle gewahrte, und schauderte, als er es warm und feucht unter seinen Fingern fühlte.

Ah, das war Blut!

„Einen Arzt — schnell einen Arzt! Und vor Allem Wasser! So schnell als möglich!“

Da kam auch schon der zurückkehrende Theaterportier herbeigestürzt, einen Wassereimer schleppend; ihm folgte seine Frau mit Leinenzeug.

„Sie lebt!“ rief Hufschmied, der Portiersfrau ein Stück Leinwand aus der Hand reißend, mit welchem er das Blut der Wunde zu stillen suchte. „Aber jetzt einen Arzt — einen Arzt!“

„Der muß im Augenblick da ſein," antwortete der Thorwart. „Mein Mädel holt ihn ſchon!"

Hufſchmied richtete den Oberkörper der Beſinnungsloſen ſo ſanft wie möglich ein wenig auf.

„Wir müſſen ſie wegzutragen verſuchen, hier in dem engen Raume ſind wir ja an Allem behindert! Greifen Sie an, Bohrmann! Und nur behutſam — nicht erſchüttern! Es hängt dieſes junge Leben an einer einzigen unſerer Bewegungen!"

Mit der größten Sorgfalt trug man Fräulein Hübner hinaus nach der Portiersloge, wo die Frau auf einem kleinen Lederdiwan raſch ein Lager herſtellte. Da war auch ſchon der Theaterarzt zur Stelle; er hatte von der Botin bereits erfahren, um was es ſich handelte. Er nahm die naſſen Kompreſſen, die man ihm von zwei Seiten reichte, ſtillte das Blut, das unter dem geöffneten Nothverbande wieder hervorbrach, und unterſuchte die Wunde mit kundigem Blick.

„Die Stirnwunde iſt leicht, alſo an ſich von keiner beſonderen Bedeutung. Das herabfallende Brett hat ſie jedoch ſchwer getroffen und vielleicht eine Gehirnerſchütterung herbeigeführt. Wir werden ſehen."

„Es iſt aber doch zu keiner ernſtlichen Beſorgniß Anlaß?" fragte Hufſchmied haſtig. Der Arzt zuckte die Achſeln.

„Vorläufig nicht, denn ich hoffe auf eine leichte Gehirnerſchütterung. Wenn keine Gehirnentzündung dazutritt, iſt keine Gefahr zu beſorgen."

„Und wann wird ſich das entſcheiden?"

„Wer kann das ſagen? In den nächſten vierundzwanzig Stunden."

Dieſe Auskünfte gab der Doktor ſchon, während er aus ſeinem mitgebrachten Verbandzeug das Nöthige zuſchnitt. Dann kam die Patientin ein wenig zu ſich, ſchlug

die Augen auf und lispelte etwas, das man für den Ausdruck von Durstempfindung nehmen mußte. Gleich darauf versank sie wieder in ihre Ohnmacht.

Der Arzt meinte, es würde am Gerathensten sein, die Kranke in ihre gewohnte Umgebung zu bringen; gerade jetzt könne ein Transport noch am ehesten stattfinden. Und als er von dem jungen Maler vernahm, daß die Wohnung der Mutter nicht weit entfernt sei, schickte er den Portier aus, um aus der Rettungsstation des Hoftheaters die Wagenbahre zu requiriren.

Während der Arzt noch die weiteren Maßregeln traf, trat Hufschmied mit seinem Schüler auf den Korridor hinaus. Joseph, der Diener, wurde zu Frau Hübner vorausgeschickt.

„Bohrmann," begann er, „jetzt erklären Sie mir einmal den Hergang der Sache!"

„Verzeihen Sie, Herr Professor, es — es war wohl ein Mißverständniß!" versetzte dieser verlegen. „Es ist — wir glaubten nämlich Alle, Sie würden — Sie könnten oder wollten — ach, bitte, Herr Professor, werden Sie nicht ungeduldig! Ich will lieber von Anfang an berichten! Wir — Ihre Klasse — wir hatten von Ihrer bevorstehenden Verlobung gehört, Professor Weinmüller sprach ganz bestimmt davon, und wir haben da eine künstlerische Adresse hergestellt, um Ihnen zu der Verlobung unsere Gratulation darzubringen. Alle Schüler sollten sich unterschreiben, der Vollständigkeit wegen auch Fräulein Hübner, obwohl sie meinte, ihr Name würde da nicht hineinpassen, wir würden dadurch nur Ihren Zorn erregen. Um sich aber doch — wenn auch stillschweigend — an unserer Huldigungsgabe zu betheiligen, übernahm sie es, die Stickerei auf dem Seidenbande zu machen, mit dem wir die Pergamentrolle zu umschlingen gedachten. Es sollte Ihr und der Baronesse v. Steinar Namenszug an den beiden Enden in Gold gestickt werden."

„Und dazu erklärte ſich das Fräulein bereit?“

„Sie hat es uns ſelber ſo vorgeſchlagen, aber ſich ſtrenge Verſchwiegenheit ausbedungen. Es war alſo Alles beſtens vorbereitet. Fräulein Hübner wollte die Arbeit morgen früh fertig haben. Da las ich heute früh Ihre — Ihre Erklärung in der Zeitung und war dadurch auf's Höchſte beſtürzt. Ich gewann die Ueberzeugung, daß wir in unſerem Eifer, Ihnen unſere Gratulation darzubringen, etwas zu voreilig geweſen waren. Mein nächſter Weg war nunmehr zu Fräulein Hübner, um ihr zu ſagen, daß ſie ſich mit der Stickerei keine Mühe zu geben brauche. Sie hatte noch keine Ahnung von dem Vorgefallenen, auch von dem bewußten Zeitungsartikel nicht, und war ganz faſſungslos, als ich ihr davon ſprach. Ich hatte das Blatt bei mir und ließ es ſie leſen. Sie wurde todtenblaß dabei und am Ende nahm ſie mich in höchſter Aufregung bei Seite und ſagte mir, das wäre die Sprache eines Mannes, der mit dem Leben abgeſchloſſen hat.“

Hufſchmied trat überraſcht einen Schritt zurück.

„Ah, jetzt verſteh' ich! Nun und was geſchah dann?“

„Nachdem ſie mir den Verdacht eingeimpft hatte, konnte ich natürlich nicht umhin, mir ſo raſch als möglich Gewißheit zu verſchaffen. Ich lief alſo auf der Stelle die Treppe hinab, und ſie folgte mir, als geſchähe es ganz unwillkürlich. Wir nahmen eine Droſchke nach Ihrem Hauſe — da wartete das Fräulein unten, während ich zu Ihnen hinauf lief. Ich erfuhr, Sie ſeien nicht zu Hauſe — Ihr Diener wußte mir auch keine nähere Auskunft zu geben, aber als ich mit meinen Befürchtungen herausplatzte, war auch er im Nu davon angeſteckt. Er meinte, Sie hätten vor dem Fortgehen ſo ſonderbare Redensarten geführt, hätten geſagt, Sie kämen vielleicht gar nicht mehr heim und dergleichen, und dann hätten Sie auch geſtern Nachmittag viel geſchrieben, Ihre Papiere geordnet, kurz, alle

Vorbereitungen zu einem außerordentlichen Schritt getroffen. Wir ſtürmten jetzt natürlich Alle fort, um nach Ihrem Verbleib zu forſchen. Fräulein Hübner denkt nur einen Moment nach, dann fragt ſie den Diener, ob Sie mit Ihren Arbeiten im Theater fertig geworden ſeien, und als ſie hört ‚nein‘, da ſagt ſie mit einer verblüffenden Beſtimmtheit: ‚Dann hat er ſich in's Hoftheater begeben; er wird erſt ſein Werk vollenden, ehe er aus der Welt geht. Vielleicht kommen wir noch nicht zu ſpät!‘“

„Gut, gut — ich danke Ihnen!“ ſagte Hufſchmied ganz ergriffen. „Das Uebrige erklärt ſich von ſelbſt.“ —

Als der Krankentransport in der Wohnung der Mutter anlangte, kümmerte ſich vorläufig Niemand um den Maler, der hinter den Trägern ebenfalls eingetreten war. Erſt als er ſich in dem beſcheidenen Zimmer der Rentamtmannswittwe allein fand, während im anſtoßenden Gemache die Kranke gebettet und verſorgt wurde, da kam er zu klarerer Beſinnung.

Was wollte er hier? War er nicht in Gefahr, ſich lächerlich zu machen?

Er ſah um ſich, da fiel ſein Blick auf einen grellfarbigen Gegenſtand, der ihm vom Fenſter her entgegenleuchtete. Es war ein breites ſchweres Seidenband, das dort von einem Nähtiſchchen halb herabhing, gerade ſo, als wäre es in höchſter Eile weggeſchleudert worden, ein purpurnes Band, mit Goldſtickerei auf beiden Enden, eine davon erſt halb vollendet. Hufſchmied ſtürzte plötzlich darauf los und ſteckte es zu ſich, als brenne es ihm in den Fingern.

Gleich darauf kam Frau Hübner mit dem Arzt heraus.

„Bis jetzt noch keine weſentliche Veränderung,“ ſagte dieſer. „So wollen wir das Beſte hoffen. Am Abend muß es entſchieden ſein. Wenn ſie die Stunden bis da-

hin gut übersteht, ohne allzustarkes Delirium, so ist die Genesung gesichert. Verschreiben kann ich nichts. Wechseln Sie nur fleißig die kalten Umschläge auf dem Kopf und geben Sie ihr nicht zuviel zu trinken, auch wenn sie empfindlichen Durst leiden sollte! Dabei das Zimmer kühl und luftig. Das wäre Alles. Vor Nacht sehe ich wieder nach."

Hufschmied sah ein, daß ihm nichts Anderes übrig blieb, als sich mit dem Doktor zu entfernen. Frau Hübner war von seiner Anwesenheit sichtlich ohnehin nicht recht erbaut. Er trat auf sie zu, drückte ihr die Hand und sprach Mancherlei, auf das er sich hinterher nicht mehr gut hätte besinnen können.

— — — — — — — — — — — —

Hufschmied erwachte am nächsten Morgen erst spät. Es war freilich kein Wunder; er war die halbe Nacht durch die Aufregung seines Innern wach gehalten worden. Jetzt erhob er sich und kleidete sich mit einer Hast an, als könne er die verlorenen Stunden noch einholen. Der schrille Ton der Klingel, mit der er seinen Diener herbeirief, enthielt schon den Vorwurf, der dem Burschen gleich darauf an den Kopf flog: „Warum haben Sie mich nicht geweckt?"

„Verzeihung! Ich dachte, Sie brauchten doch die Ruhe nach den Aufregungen des gestrigen Tages, und zudem war eben der Doktor da, um Sie über den Zustand Fräulein Hübner's zu beruhigen."

Der Maler war starr. Was der Joseph doch für ein gescheidter Kerl war!

„Der Doktor? Welcher Doktor?" that er sehr verwundert.

„Nun, der Theaterarzt. Er kam vor einer Stunde vorbei, eben auf dem Rückwege von der jungen Dame. Er wollte wissen, daß Sie ihm eine rasche Botschaft über das Befinden der Patientin danken würden, da Sie vielleicht

keine Zeit hätten, noch am Vormittag bei ihr selber vorzusprechen."

Ja, ja, die Akademiestunde! Und die war ja doch wieder versäumt, gründlich versäumt, wie ein Blick auf die Uhr lehrte. Jetzt, um Elf, pflegte Hufschmied von dem Unterrichte schon zurückzukehren. Aber, eigentlich besser so! Konnte er denn das gewohnte Tagwerk aufnehmen, ehe sich sein Schicksal entschieden hatte?

„Nun, und was sagte der Arzt?" fragte er dann, ärgerlich, daß Joseph so tückisch war, sich die Fortsetzung seiner Mittheilungen erst abnöthigen zu lassen.

„Das Fräulein wird schnell genesen, die befürchtete Gehirnerschütterung ist nicht eingetroffen. — Befehlen der Herr Professor das Frühstück?"

„Meinetwegen."

Hufschmied schämte sich nur vor dem Burschen, sonst hätte er gerne auf das Frühstück verzichtet, um augenblicklich zu Ottilie zu eilen. Als aber dann die Chokoladentasse vor ihm stand, da befahl er: „Joseph, eine Droschke!" Und als ob er sich entschuldigen müsse, setzte er hinzu: „Es ist wirklich wunderbar warm heute, ich will eine kleine Spazierfahrt machen."

Mit einer Bedachtsamkeit, mit der er die fieberische Ungeduld in seinem Innern bezähmen wollte, legte Hufschmied seinen Ueberrock an, und ging dann mit langsamen Schritten durch das Zimmer, um zu warten, bis Joseph mit dem Wagen ankäme.

O, nur ruhig Blut! Nichts übereilt, nichts überstürzt!

Damit gab er dem großen Entschlusse, der doch schon so fest und klar vor ihm stand, die nothwendig erscheinende Reife. Seine Vernunft sollte sich nicht zu beklagen haben, daß sie in der ihn bewegenden Herzensfrage nicht zu Rathe gezogen worden sei.

Jetzt erschien Joseph wieder, fast athemlos. „Legen Sie

ab, Herr Professor, legen Sie ab!" rief er. „Der König kommt! Er folgt mir auf dem Fuße. Ich hatte nur gerade noch Zeit —"

Da zog der königliche Leibjäger draußen schon die Klingel. Joseph stürzte hinaus, und Hufschmied folgte ihm, indem er sich den Mantel vom Leibe riß.

Dem Maler schwamm es vor den Augen — die schlanke jugendliche Erscheinung des Monarchen tauchte wie aus einem Nebel vor ihm auf, kaum hatte er die Besinnung, die ihm freundlich entgegengestreckte Hand zu ergreifen.

„Majestät — Majestät!" war Alles, was er hervorzubringen konnte.

„Wie denn?" meinte der König. „Sind Sie so überrascht, lieber Professor, mich wieder einmal bei Ihnen zu sehen? Lassen Sie mich versuchen, ob ich mich nicht ganz gut noch bei Ihnen zurecht finde!"

Damit ging er wie ein vertrauter Hausgenosse auf die richtige Thür los, die in das Atelier führte. Hufschmied folgte, noch immer halb betäubt vor Ueberraschung.

„Wie?" dachte er einen Moment; „sollte der König durch irgend eine merkwürdige Verkettung von Zufällen von meiner Eingabe und dem gestrigen Zeitungsartikel noch gar keine Kenntniß erhalten haben?"

Im Vorzimmer starrte Joseph noch eine Weile sprachlos den baumlangen Leibjäger an, der wie eine Bildsäule dastand, den Mantel des Königs im Arm.

„Hören Sie, Herr Metzler," flüsterte er dann, behutsam nähertretend, „was bedeutet denn das?"

„Na, sind Sie denn auf den Kopf gefallen?" gab der Diener jovial zurück, ohne seine stramme Haltung im Mindesten zu verändern. „Wir besuchen Ihren Professor wie sonst — da ist doch Alles klar, dächte ich."

„Also morgen — die Eröffnung des Hoftheaters, die findet ganz programmgemäß statt?"

„Natürlich.“

„Und das da?“ Joseph machte dabei mit dem rechten Zeigefinger eine gewaltige Kreisbewegung um das oberste linksseitige Knopfloch seines Rockes. „Das Dings — der Georgsorden. Sie wissen doch.“

„Daraus kann wohl nichts werden. Aber was braucht der Herr Professor das, wenn wir ihm nach wie vor gewogen bleiben? Wir sind extra seinetwegen schon heute von Buchenhof hereingekommen.“

„Nein, das hätt' ich mir in meinem ganzen Leben nicht gedacht!“

„Mancher Andere auch nicht. Aber Sie wissen, unser König, der weiß, was ein Künstler ist!“ — —

Als der König wieder in's Vorzimmer heraus kam, nahm er Hufschmied vertraulich am Arm.

„Apropos, Sie wollten ja gerade ausfahren, als ich kam. Blos zum Vergnügen, das herrliche Herbstwetter zu genießen? Dann kommen Sie doch mit mir und begleiten Sie mich! Wir können unterwegs noch etwas plaudern.“

Die beiden Diener wechselten einen bedeutsamen Blick miteinander, während Jeder seinem Herrn in den Ueberrock half.

Und der König fuhr mit dem Künstler in der offenen Equipage mitten durch die Residenzstadt.

5.

Zur Mittagsstunde trat Hufschmied bei der Rentamtmannswittwe Hübner ein.

„Also doch!“ entfuhr es der Frau unwillkürlich; sie mußte schon darauf gerechnet haben, daß er den Besuch versäumen werde. Aber Hufschmied ließ sich dadurch keineswegs abschrecken. In seiner Miene lag es wie Frühlingssonnenschein.

„Werthe Frau Hübner, ich kann es nicht länger verſchieben, mit Ihrer Tochter ein dringendes Wort zu ſprechen.“

„Unmöglich!“ ſuchte die Dame auszuweichen. „Ottilie iſt momentan noch durchaus nicht in der Verfaſſung, Herr Profeſſor, und ſo ſehr ich die Ehre zu ſchätzen weiß —“

„O, Sie können mich nicht täuſchen! Ich weiß, daß es ihr gut geht, und der Arzt keine Befürchtungen mehr hegt.“

Frau Hübner biß ſich auf die Lippe.

„Nun denn,“ ſagte ſie, „aber ich hege Befürchtungen. Sie zwingen mich, Ihnen zu ſagen, daß Ottilie mich dringend gebeten hat, ſie ungeſtört zu laſſen. Mein Gott! begreifen Sie denn nicht, Herr Profeſſor, daß es ihr überaus peinlich ſein muß, den Ausdruck der Theilnahme entgegenzunehmen, den Sie ihr natürlich ſchuldig zu ſein glauben? Sie hat ganz nüchterne Ereigniſſe etwas zu tragiſch genommen und empfindet das nun beſchämend genug. Wir danken Ihnen ſehr für Ihre Aufmerkſamkeit —“

„Und nehmen alles Weitere für empfangen an,“ ergänzte er. „Ich verſtehe vollkommen. Aber ich habe mit Ihrer Tochter noch etwas Anderes zu beſprechen, das weit über alle konventionellen Redensarten hinausliegt.“

Frau Hübner zögerte noch. Da öffnete ſich die Thür des anſtoßenden Zimmers, und Ottilie erſchien auf der Schwelle. Sie trug noch einen Verband um die Stirne, und das Geſichtchen ſah angegriffen aus, rührender und holder als je.

Hufſchmied ging an der Mutter vorbei ſofort auf ſie zu, mächtig ergriffen von dieſen reinen Zügen, die ein herbes Leid verbargen.

Ottilie hatte die kurze Unterredung der Beiden wohl vernommen und wollte den nicht abzuweiſenden Pflicht-

beſuch des Herrn Profeſſors als etwas Unvermeidliches entgegennehmen. Als ſie ihm aber in das höher gefärbte Geſicht ſah, da wich ſie betreten zurück; man merkte es ihr an, ſie wäre in ihrer plötzlichen Bangigkeit am liebſten vor ihm geflohen.

Doch Hufſchmied ließ ihr keine Zeit zu einem abweiſenden Worte; mit einem ſtürmiſchen Schritte ging er ihr nach, und da ſtanden ſie allein in dem kleinen Zimmer.

„Sie wollen mein Mitleid nicht, ich weiß," ſagte er mit bewegter Stimme. „Sie haben mir das ſchon einmal recht deutlich ausgeſprochen. Wie aber, wenn ich von Ihnen etwas erbäte? Ich darf wohl hoffen, daß Sie es mir nicht verſagen werden, nachdem Sie mir ja geſtern ſchon einen Beweis dafür gegeben haben."

Sie wurde blutroth und rang nach Worten. Aber er ließ ihr keine Zeit dazu.

„Da entſprang es allerdings einem Irrthum. Es iſt nicht der Mann, der mit Todesgedanken umgeht, der Ihrer edlen Aufopferung bedarf, ſondern ein Lebender, ein neu Auflebender, dem Ihre Liebe erſt ſo eigentlich zu einem frohen Daſein verhelfen könnte. Würden Sie dem Ihr mitfühlendes Herz verſchließen?"

Jetzt wich die Gluth aus ihrem Antlitz, um einer jähen Bläſſe Platz zu machen. Ihr dunkles Auge öffnete ſich weit, und ihre bebende Hand ſuchte einen Stützpunkt.

„Herr Profeſſor!" kam es wie ein Vorwurf von ihren Lippen.

„Ah! Halten Sie mich für einen unüberlegten Jüngling, der in der Hitze des Augenblickes von einem Extrem in's andere fällt? Ich ſehe, ich muß in dürren Worten ſagen, was Sie der ſtürmiſchen Sprache meines Herzens nicht glauben mögen. Nun, ſo betrachten Sie ſich den Mann, der ſozuſagen über Nacht durch Himmel und Hölle geſchritten iſt! Iſt es denn wirklich ſo wunderbar, wenn

ein Blinder einmal ſehend wird? Es iſt doch genug geſchehen, mir den Staar zu ſtechen. Und — drüben im Hoftheater, an der Decke, da lächelt ein Frauenbildniß, das Ihnen ein Geheimniß verrathen wird, das mir ſelbſt bislang ein ſolches war; es wird Ihnen ſagen, daß nur meine Erkenntniß plötzlich kam, mein Herz ſchon längſt für Sie ſchlug."

Sie ſah ihn ſtumm an, noch immer mit dem Vorwurf im Blick, als treibe er ſeinen Spott mit ihr.

„Ich wollte da Frau Muſe malen," fuhr er nach kurzem Schweigen, leiſer aber inniger, fort. „Und jetzt weiß ich, es iſt mehr — es iſt das urewige Ideal des Weibes, dem wir Männer nachziehen. Ich weiß, Sie werden das Bild richtig deuten, Sie, die Sie ihm ſo nah verwandt ſind — keine Künſtlerin mit dem Pinſel wohl, aber eine ſehr feinſinnige auf einem anderen, weit reicheren Gebiete. Oder iſt Glück zu ſpenden keine Kunſt?"

Und mit einer raſchen Bewegung ergriff er ihre andere Hand, die ſich zu einer zaghaften Abwehr erhoben hatte.

„Ottilie!" ſagte er ſchlicht und ſanft. „Ich liebe Sie — und habe Sie vom erſten Tage an geliebt, das weiß ich beſtimmt. Glauben Sie mir das? Wollen Sie mein Weib ſein?"

Da zuckte es um ihren Mund, ſie riß ſich los und bedeckte ſchluchzend ihr Geſicht.

„Mein Gott!" rang es ſich in höchſter Pein aus ihrer Bruſt. „Sie ſprechen ja aus einer ungeheuerlichen Selbſttäuſchung — anders kann es doch nicht ſein!"

Er ſah mit feuchten Augen auf ſie nieder und zog ſie an ſich.

„Nein, Ottilie. In Selbſttäuſchung befangen war ich, als ich jene Andere zu lieben glaubte. Und jetzt ſieh mir in's Auge und geſteh' mir, was ſchon Dein ganzes Weſen mir verrieth: Du liebſt mich wieder!"

Da war es mit ihren Kräften zu Ende; sie konnte nicht anders, als sich dem unwiderstehlichen Zauber überlassen, der seinen Worten entströmte. Ihr Kopf sank an seine Brust, und er beugte sich zu ihr nieder und küßte ihren Mund.

* * *

Der „Tagesbote" brachte weder in seiner Montagsausgabe, noch später den Artikel des Herrn v. Glitz. Dafür aber erschien in den vermischten Personalnachrichten dieses sowie der anderen Blätter die Notiz, daß Professor Leopold Hufschmied am Morgen den Besuch Seiner Majestät empfangen habe und mit dem König durch die Stadt gefahren sei.

Am Dienstag besagte dieselbe Rubrik unter Anderem, daß der Ministerialrath Baron v. Steinar einen längeren Urlaub genommen habe, den er mit seiner Familie im Süden zu verbringen gedenke. Eingeweihte wollten wissen, der Gesundheitszustand der schönen Baroneß Klarisse mache diesen Klimawechsel nöthig. Die freiherrliche Familie verließ sogar noch am selben Tage die Residenz und nahm sich weder zu Abschiedsbesuchen noch zum Genuß der glänzenden Hoftheaterfeier am Abend die Zeit. Die Reise sollte nach Nizza gehen. Vielleicht weil sich die Baronesse erinnerte, daß dort seit drei Wochen ein gewisser Graf weilte? Ein sehr angesehener Graf und der glühendste aller ihrer Verehrer, der damals, als ihre Beziehungen zu dem Maler bekannt geworden, davongegangen war, seine Verzweiflung dem Golf von Genua zu klagen.

Ja, es war ein vielbesprochenes Fest, diese Wiedereröffnung des Hoftheaters. Hufschmied wurde von dem König fast den ganzen Abend in der Hofloge festgehalten und mit Gunstbezeigungen überhäuft, die seltsamerweise die Wirkung hatten, daß keine Menschenseele sich mehr an die Dinge erinnern wollte, die am Sonntag und am

Vormittag des Montags die höheren Geſellſchaftskreiſe der Hauptſtadt aufgerührt hatten. In den Logen ringsum gab es viele ſauerſüße Geſichter, nur die Beſitzer des St. Georg-Ordens trugen ihre Auszeichnung mit recht viel Genugthuung zu Schau.

Hufſchmied hätte das gar nicht bemerkt, wenn er nicht von Ottilie darauf aufmerkſam gemacht worden wäre, die ihn im letzten Zwiſchenakt in der kleinen Parterreloge empfing, welche ſie mit ihrer Mutter inne hatte.

Sie lachte den Geliebten recht herzlich an, als ſie ihm ein paar ſolcher Ordensritter zeigte.

„Siehſt Du," flüſterte ſie ihm zu, während er hinter ihr ſtand, „ich habe es immer höchſt komiſch gefunden, daß man große Männer noch zu erheben glaubt, wenn man ſie adelt; v. Goethe, v. Schiller — wie kleinlich klingt das doch, wenn's eine Belohnung der Geiſtesgroßthaten ſein ſoll! Und nun gar v. Hufſchmied! Haben denn dieſe Ariſtokraten gar kein Ohr dafür, daß das einen ungeheuer lächerlichen Mißklang bilden müßte? Hufſchmied, das iſt doch keine zufällige Buchſtabenverbindung; Hufſchmied beruft ſich auf einen Ahnen im ehrlichen Handwerk des Volkes, jenes Volkes, deſſen geſundes Blut in den Adern der Größten unſerer Nation gefloſſen iſt. Es zeugt von wenig Feingefühl, einem ſolchen Namen mit dem Adelsprädikat Gewalt anthun zu wollen, nicht wahr?"

Hufſchmied drückte, halb hinter dem Logenvorhang verborgen, ſeine Lippen in ihr Haar und flüſterte: „Und ich Thor habe Dir das vornehmſte Kennzeichen der Künſtlernatur abgeſprochen: das Gefühl für Harmonie!"

Deutschland an der Sklavenküste.

Bilder aus dem Togogebiet. Von W. Kersten.

Mit 11 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Unter Deutschlands überseeischen Besitzungen ist zwar die an Größe etwa dem Königreiche Bayern gleichkommende Kolonie Togoland an der westafrikanischen Sklavenküste nächst den Marschallsinseln die kleinste, aber mit ihrem jährlichen Handelsumsatz von 4½ Millionen Mark auch die bestentwickelte.

Die Togokolonie liegt zwischen der englischen Goldküste und dem unter französischem Schutze stehenden Porto Novo; den Eingang zu ihr bildet ein nur 52 Kilometer langer Küstenstrich zwischen Quitta (Keta) und Lagos. Sie wurde von dem verstorbenen Generalkonsul Dr. Nachtigal durch den Vertrag von Bagidá am 5. Juli 1884 unter den Schutz des deutschen Reiches gestellt, worauf weitere Erwerbungen durch Konsul Randad und Assessor Falkenstein, sowie durch Grade und Dr. Henrici stattfanden. Der Gesammtumfang darf auf 65,000 Quadratkilometer mit 3 Millionen Einwohnern geschätzt werden.

Togoland umfaßt die Küstenstädte Lome, Bagidá, Porto Seguro und Klein-Popo, in denen der Handel fast ausschließlich in deutschen Händen ist. Daran schließen sich im Hinterlande die Gebiete von Togo, Towe, Kewe, Agotime, Tuwi, Agome, Liati, Gbele, Agu oder Ague und

Ober-Towe. Die Verwaltung leitet ein kaiſerlicher Kommiſſar.

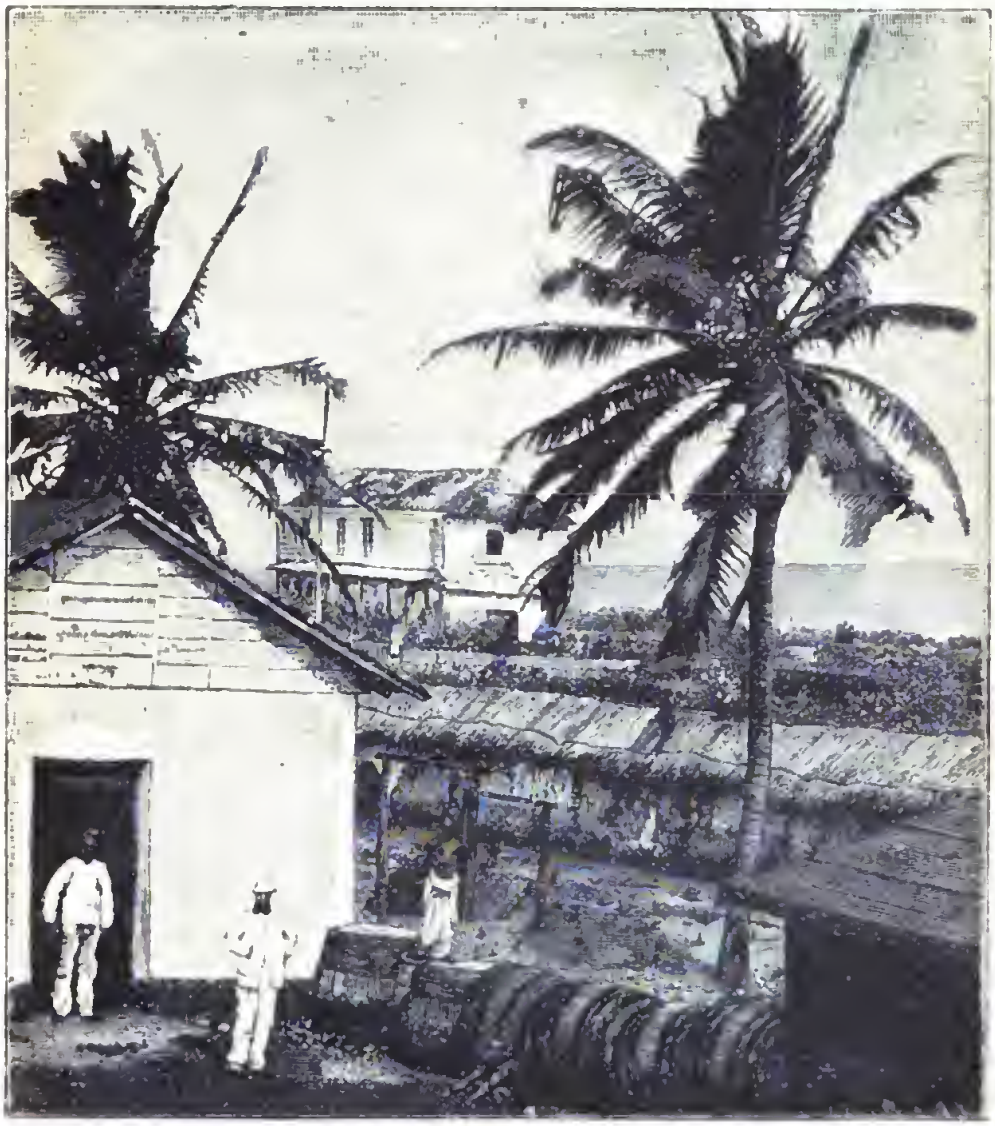
Die Küſte iſt öde und unfruchtbar, parallel mit ihr aber läuft, durch einen mehrere Kilometer, oft auch nur wenige hundert Schritte breiten Streifen vom Meere getrennt, eine ſich nach Oſten bis in das Königreich Dahomey erſtreckende Lagune, an deren grünen Ufern ſich Dorf an Dorf reiht. Der Name Togo bedeutet „jenſeit der Lagune".

Ungefähr in der Mitte ihrer Länge erweitert ſich dieſe Lagune zu einem nach Norden ſich erſtreckenden, ziemlich großen, aber blos 4 bis 5 Meter tiefen See, der den Namen Togoſee erhalten hat. Die auf älteren Karten zu findende, von den Engländern auf bloßes Hörenſagen angenommene Avon-Lagune hat ſich dagegen als ein Hirngeſpinnſt herausgeſtellt. In den Togoſee münden die beiden Hauptflüſſe des Gebietes, der Ilo und Haho, die beide nach Dr. Henrici's Feſtſtellungen während acht bis neun Monaten des Jahres für kleine Dampfer, und in der Trockenzeit wenigſtens für flache Fahrzeuge paſſirbar ſind.

Auf der Oſtſeite des Togoſees liegen die Negerdörfer Abobo, Lebe und Gbome Markt, mehr landeinwärts Aguewe, Gbome, Tahaſi und Agome. Die Hauptſtadt Togo liegt auf der Weſtſeite des Sees; ſie beſteht aus fünf Dörfern und zählt etwa 3000 Einwohner. Mehr nördlich iſt Seva, landeinwärts Oba und der als Zwiſchenhandelsplatz bedeutende Buſchmarkt Wo erwähnenswerth; ganz im Norden ferner Adangbe. Genau iſt die Nordgrenze des Togogebietes übrigens noch nicht feſtgeſetzt, während die übrigen Grenzen durch das deutſch-engliſche Abkommen vom 1. Juli 1890 beſtimmt worden ſind.

Eben dieſe Ungewißheit hat gerade gegenwärtig die drei an jenen Gebieten intereſſirten Länder Deutſchland, Frankreich und England zu neuen Anſtrengungen veranlaßt, ſich möglichſt große Strecken des Inneren zu ſichern. Im

September 1894 iſt die deutſche Togoexpedition unter Dr. H. Gruner, dem bisherigen Chef der Station Miſahöhe, aufgebrochen. Aber noch vor ihr hatte bereits der



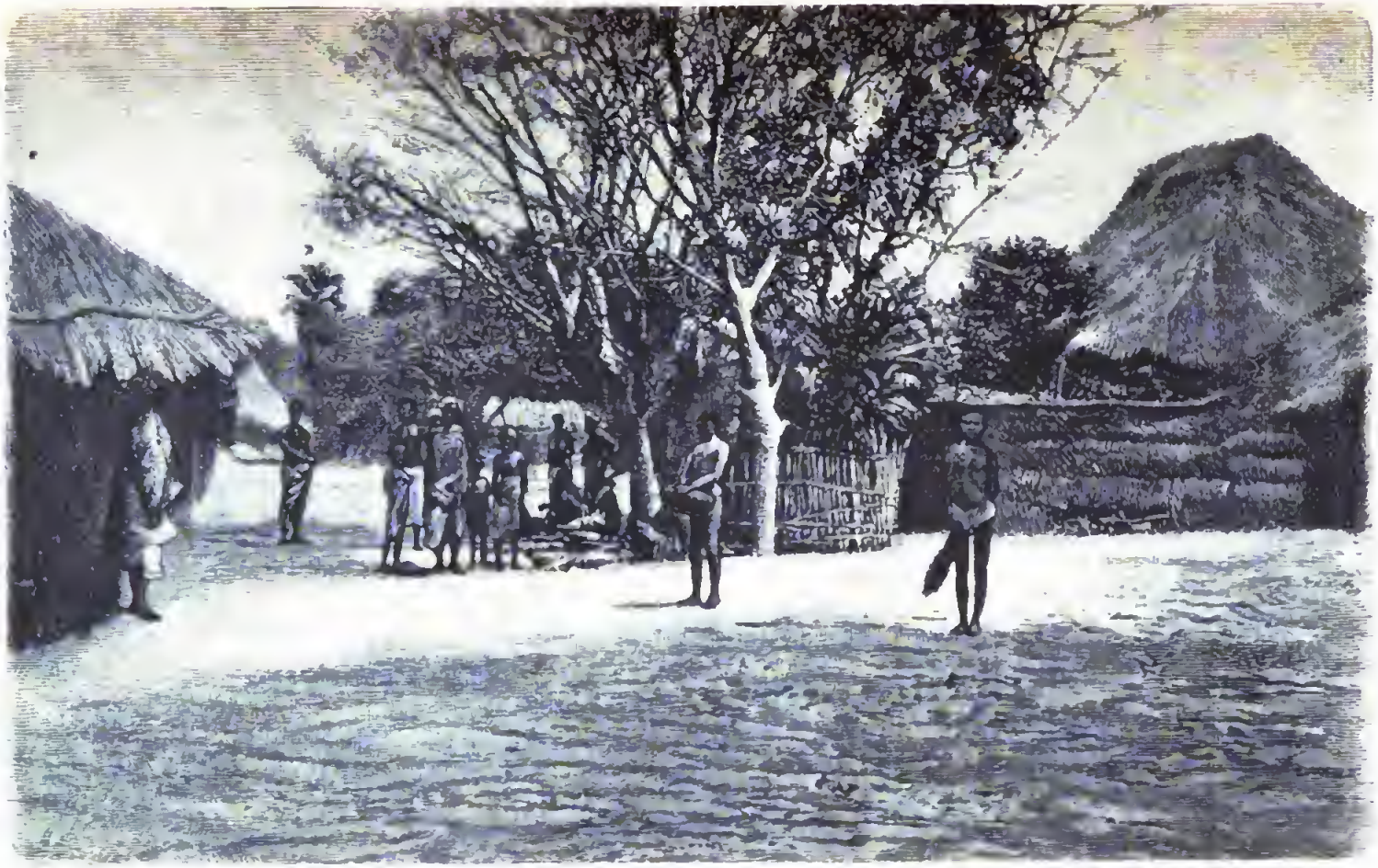
Eine Faktorei in Porto Seguro.

Gouverneur Ballot von Dahomey eine franzöſiſche Expedition zur Umgehung des Hinterlandes von Togo gebildet. Wohl hat ſich Deutſchland dort in Kratji am Voltafluſſe feſtgeſetzt, auch ſind einzelne deutſche Reiſende bis zum 9. Breitengrade vorgedrungen, doch ſteht zu be-

fürchten, daß die Franzosen in den gefährdeten Gebieten der deutschen Expedition zuvorkommen, wie sie das vorher im Hinterlande von Kamerun ebenfalls fertig gebracht haben. Gleichzeitig tauchen Meldungen über englische Expeditionen auf, die westlich und östlich von Togo und Dahomey, von der englischen Gold- und Sklavenküste aus, den Deutschen und den Franzosen zuvorzukommen suchen. Eine Schilderung von Land und Leuten im Togogebiete dürfte daher in diesem Augenblicke wohl von besonderem Interesse sein.

Der Durchfuhrhandel von der Küste nach dem Innern ist sehr bedeutend und verleiht der Togokolonie eine ihren verhältnißmäßig geringen Flächenraum weit überragende Bedeutung. Dabei vermag das ganze Binnenland mit jedem anderen Tropengebiet an Bodenfruchtbarkeit und Ueppigkeit der Vegetation zu wetteifern. Kaum irgendwo findet sich unfruchtbarer Sand, meist bildet die von zahllosen Wasserläufen durchschnittene Landschaft eine waldartige Baumsavanne, Buschwerk von Baobabs, Yucca- und Affenbrodfruchtbäumen überragt, während man an den Flüssen vielfach dichte Urwälder trifft. Etwa fünf Tagereisen von der Küste lagert vor dem tieferen Innern ein Randgebirge, in dessen Nähe die Humusschicht bis zu vier Fuß Tiefe besitzt. Die Eingeborenen betreiben dort mitunter drei verschiedene Kulturen gleichzeitig auf demselben Acker: sie ziehen Oelpalmen und Bananen als festen Bestand, während sie als einjährige Kultur Mais, Yams, Erdnüsse und dergleichen dazwischen pflanzen.

Von wilden Thieren hat man wenig zu leiden, wenn auch überall Leoparden, an einer Stelle sogar Löwen vorkommen. Strichweise gibt es Büffel und Wildschweine, sowie Elephanten. Der bekannte Forschungsreisende Hugo Zöller, dem wir die ersten eingehenderen Schilderungen über das Togogebiet verdanken, bekam von den das ganze



Marktplatz mit dem Fetischhaus in Ague.

Innere durchziehenden ſchmalen Fußpfaden aus niemals vierfüßiges Wild zu Geſicht, was er den vielen Raubthierfallen zuſchreibt, welche die Eingeborenen längs dieſer Pfade im Gebüſch zu verbergen pflegen. Auffallend reich iſt das Land an Vögeln; Termitenhaufen zeigen ſich ſo maſſenhaft, daß ſie, wie in manchen Gebieten von Auſtralien, förmlich die Scenerie des Landes beeinfluſſen.

Das Land iſt gut bevölkert und wird im Innern von den gutartigen und ziemlich civiliſirten Ewe-Negern bewohnt, während ſich in den Küſtenorten natürlich die Vertreter von verſchiedenen Stämmen zuſammenfinden. Da Togo zur Auswanderung nicht geeignet iſt, ſo bleiben die Europäer dort auf die Mitarbeiterſchaft der Schwarzen angewieſen.

Die Dörfer im Innern ſind ſauberer als die Küſtenplätze, dafür ſorgen aber die täglich mehrmals badenden Küſtenneger beſſer für körperliche Reinlichkeit. In jedem Orte fand Zöller einen oder mehrere Häuptlinge, in jedem einige der Rechtspflege und dem Fetiſchdienſte gewidmete öffentliche Gebäude, und überall Götzenbilder in Menge.

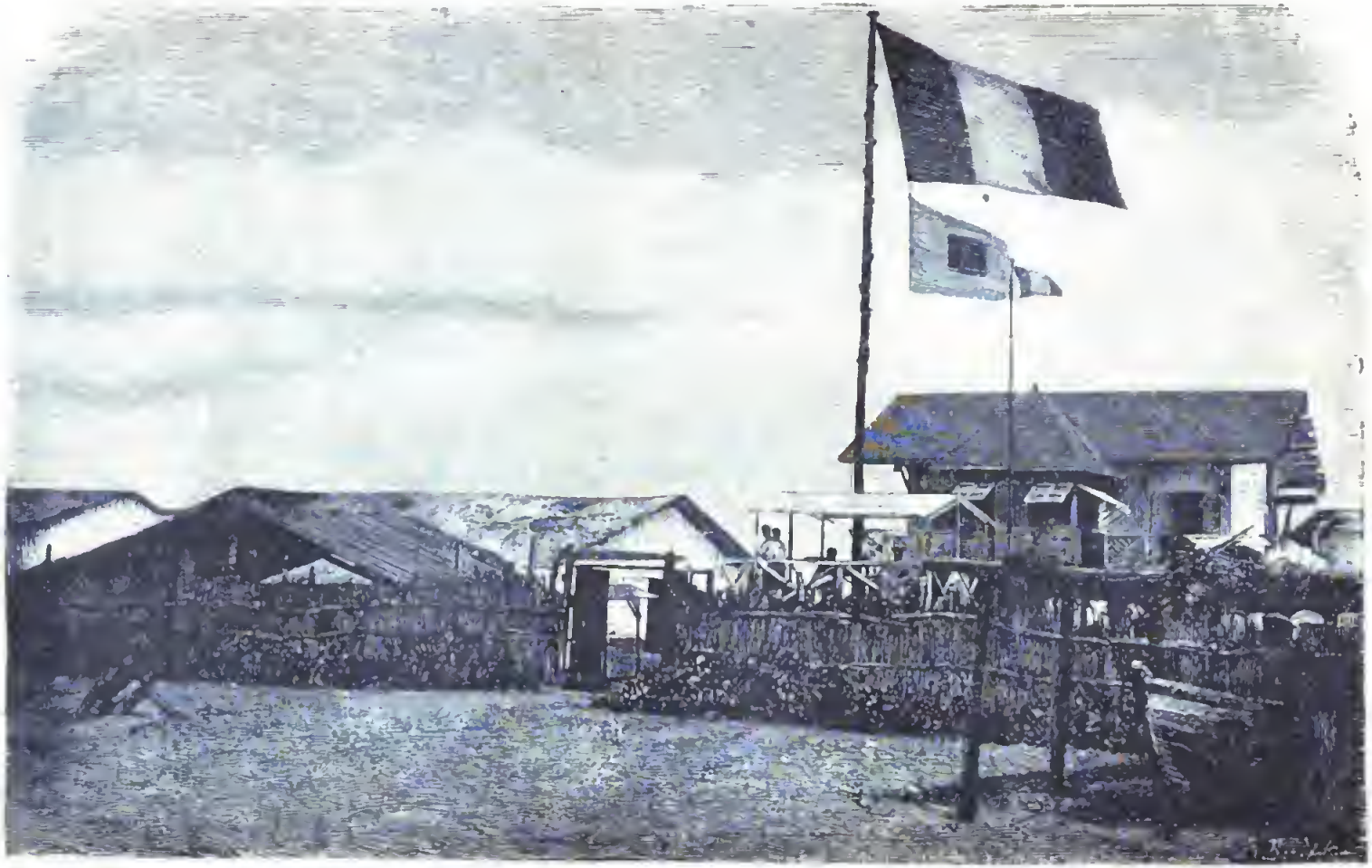
Die Eingeborenen ſprechen dieſelbe, nur in verſchiedene Dialekte zerfallende Sprache, und zeigen im Innern durchweg eine ſehr dürftige Bekleidung. Bei den Frauen beſteht ſie aus einem um die Hüfte gewundenen Tuche, während die Mädchen zwei Lappen Zeug an einer um die Hüfte geſchlungenen Schnur befeſtigt haben. Faſt nie fehlen als Schmuck dienende Schnüre an Armen und Beinen. Die Männer ſind meiſt mit Hüftentuch oder einem togaähnlichen Gewande bekleidet und tragen ſtets ein Dolchmeſſer bei ſich. In Weberei und Töpferei ſind die Eingeborenen recht geſchickt. Der Ackerbau wird in ziemlich urwüchſiger Weiſe betrieben. Rindvieh und Pferde gibt es nicht; von unſeren Hausthieren ſind blos Schweine, Schafe, Ziegen, Hühner und vereinzelt auch Hunde zu finden. Die beſten Arbeiter

Kru-Jungen mit ihren dreizackigen Rudern.

ſind die aus der Negerrepublik Liberia ſtammenden Kruneger, denen man in allen Plätzen längs der ganzen Küſte von Guinea begegnet. Sie vermiethen ſich als Ruderer und Schiffsbeſatzung, als Laſtträger und als Diener in den Faktoreien. Einen eigenthümlichen Anblick gewährt eine Bootsbedienung von Kruleuten mit ihren dreizackigen Rudern.

Der Handel und Verkehr in den Küſtenplätzen des Togolandes iſt in einem höchſt erfreulichen Aufblühen befindlich. Wenn Togo auch die Hauptſtadt iſt, ſo darf man doch das an der Küſte gelegene Klein-Popo, das mit Einſchluß der Vororte Badji und Degbenu gegen 4000 Einwohner zählt, thatſächlich als den Hauptplatz der Kolonie bezeichnen, ſowohl wegen ſeines regen Handels, wie auch als Sitz der Regierung. Was den Namen dieſes Ortes betrifft, ſo iſt er verderbt aus dem portugieſiſchen Worte povo, welches Volk, auch wohl Anſiedlung bedeutet. Bei den Einheimiſchen wird Klein-Popo nur Anego geheißen, aber erſterer Name iſt einmal amtlich geworden, obwohl das ſogenannte Groß-Popo, bei den Einheimiſchen Pla geheißen, das zum franzöſiſchen Kolonialbeſitze gehört, viel kleiner iſt.

Als die namhafteſten in Klein-Popo anſäſſigen Kaufmannsfirmen nennt Zöller: Friedrich M. Vietor Söhne, mit Zweigfaktoreien in Badji und Degbenu; Max Grumbach oder Hanſafaktorei; Cypr. Fabre & Cie., die auch eine Faktorei in Groß-Popo und eine Zweigfaktorei in Porto Seguro beſitzen. Bei letzterer angeſtellt iſt der Konſularagent Cantaloup, der eine Eingeborene zur Frau hat. Die Firma Regis Aîné & Cie. iſt vertreten durch einen Mulatten Namens Aite — gleich Chico d'Almeida, der Kommis bei der Hanſafaktorei iſt, eines der Häupter der politiſch einflußreichen d'Almeida-Familie. Die bedeutendſten eingeborenen Händler ſind Creppy und Gomaz, Albert Wilſon, Manuel d'Almeida, Francisco und Joa-



Die Faktorei von Fabre & Cie. in Groß-Popo.

quim d'Almeida, ſowie die Händlerinnen Menſavi und Agbegbe.

Auch in Lome und Bagidá, die in direktem Verkehr

Konſularagent Cantaloup mit ſeiner eingeborenen Frau.

mit Deutſchland durch die Woermanndampfer ſtehen, gibt es anſehnliche Faktoreien am Strande; im Ganzen ſind in Lome 14 Faktoreien, in Bagidá 5, in Porto Seguro 2 und in Klein-Popo 8. Groß-Popo zählt vier Firmen, die Zweigfaktoreien zu Abanage und „im Buſch" (das heißt

im Innern) haben, nämlich außer der bereits erwähnten Cypr. Fabre & Cie. und der gleichfalls franzöſiſchen Firma Regis Aîné & Cie. die deutſchen Häuſer Wölber & Brohm und Max Grumbach.

Chico d'Almeida, Kommis bei der Hanſa-Faktorei, eines der Häupter der Almeida-Familie.

Die Faktoreien ſind ſämmtlich nach derſelben Schablone erbaut und eingerichtet. Man umgibt das ganze, umfangreiche Grundſtück mit einem ſoliden Bretterzaun, um den häufig noch eine Kaktushecke gepflanzt wird. Die zahlreichen Gebäude werden im Innern längs dieſes Zaunes aufgeführt, damit der Hof frei bleibt und leicht zu überſehen iſt. Dann ſind aber noch verſchiedene Außengebäude da, wie Magazine für Oel, Palmkerne, Salz u. ſ. w., ein Pulvermagazin, eine unter freiem Himmel angebrachte Ein-

richtung zum Oelkochen, eine cementirte Tenne zum Trocknen der Palmkerne, eine wegen der Feuergefährlichkeit abſeits vom Wohnhauſe liegende Küche u. ſ. w. In den Höfen pflanzt man gewöhnlich Kokospalmen an, auch trifft man ſtets zahlreiche Hühner, Enten, Tauben, Hunde und Affen darin an.

Die Wohnhäuſer der Faktoreien werden ſchon aus Geſundheitsrückſichten meiſt mit einem Stockwerk über dem Erdgeſchoß erbaut. Im Erdgeſchoß befinden ſich dann der Laden, das Komptoir und die Vorrathsräume der werthvolleren Waaren, während in dem meiſt von einer Veranda umgebenen oberen Stockwerk die Wohn-, Speiſe- und Schlafzimmer liegen.

Hauptausfuhrartikel der Togokolonie wie der geſammten Sklavenküſte ſind Palmöl und Palmkerne. „Jene waldartigen Anſammlungen von Oelpalmen," berichtet Zöller, „denen das zum Markte gebrachte Oel entſtammt, beginnen bei Quitta, Lome, Bagidá und Klein-Popo etwa 20 bis 30 Kilometer abſeits von der Küſte im Innern, bei Groß-Popo und Weidah (Dahomey) treten aber die Palmenwälder viel dichter an die Küſte heran, und wer dort eine Lagunenfahrt macht, wird ſich von den eleganten Formen der Oelpalmen, namentlich wenn hochaufgeſchoſſene und noch jüngere Exemplare zu einer Gruppe vereinigt ſind, entzückt fühlen. Die im reifen Zuſtande rothſchwarzen Palmnüſſe gleichen in der Form einer großen Eichel und werden durch Kochen oder eine Art von Gährung ſo weich, daß die Eingeborenen — es geſchieht das meiſt in alten Kanoes und mit den Füßen — das Oel daraus auszupreſſen vermögen. Die härteren, ebenfalls ölhaltigen Kerne gleichen in der Form einem Sperlingsei; ſie ſind weit härter als Mandeln, aber doch nicht ſo hart, daß man ſie nicht mit dem Meſſer zu durchſchneiden vermöchte.

Das Oel wird meiſtens ſchon von Denjenigen, die es

herſtellen, mit Waſſer und Erde verfälſcht, bis es endlich, durch ſo und ſo viel Hände ſeinen Weg nehmend, zur Küſte gelangt. Hier muß es alsdann in den Faktoreien durch Kochen von Schmutz und Waſſer gereinigt werden.

Junger Mann aus der d'Almeida-Familie.

Blos in Weidah und Lagos wird den Kaufleuten reineres und unverfälſchtes Oel angeboten, weshalb denn auch Weidah- und Lagosöl etwas höher im Preiſe ſteht als alles übrige.

Da es hierzulande keine anderen Transportmittel gibt, als den Menſchen ſelbſt, ſo wird alles Oel, werden alle-

Palmkerne auf den Köpfen der Eingeborenen herbeigeſchleppt. Meiſt ſind es Weiber, die in langen Zügen mit thönernen oder aus Kürbisſchalen gefertigten Kalebaſſen auf dem Kopfe zu den Faktoreien kommen."

Die Kaufleute bedienen ſich meiſt eingeborener „Traders" oder Zwiſchenhändler, die für einen gewiſſen Betrag Waaren erhalten und dafür Oel oder Kerne einkaufen, ſo daß ſich die Faktoreien ſelbſt nicht mit dem Einkauf im Kleinen, ſondern blos mit dem Verſandt ganzer Fäſſer zu befaſſen brauchen. Die Dauben und Reifen dieſer Fäſſer werden aus Europa eingeführt, und ſchwarze Küfer ſetzen daraus an Ort und Stelle die Fäſſer zuſammen, die vor dem Verſandt weiß verkalkt werden, damit ſie der Sonnengluth beſſer widerſtehen können.

Zur Unterſtützung der europäiſchen Kaufleute ſind häufig auch eingeborene Kommis oder „Clerks" angeſtellt, die meiſt Mulatten ſind. Sie haben die Palmkerne und das Palmöl abzumeſſen, im Laden zu bedienen und die gewöhnlichen Bureaugeſchäfte zu verſehen. Sie rechnen und ſchreiben ganz gut, gelten aber faſt ausnahmslos als unehrlich.

Die „Traders" und erſten Kommis („Chief-Clerks") haben, ſoweit ſie Eingeborene ſind, durchweg mehrere Weiber. Sie legen ihren Verdienſt meiſt in Weibern an, die ſie von deren Eltern kaufen, wie das Landesbrauch iſt. Daher hat die Vielweiberei hier einen ſogar im Orient unbekannten Umfang angenommen. Die Eheſchließung ſelbſt erfolgt ohne jedes Ceremoniell, es ſei denn ein mit Muſik und Tanz verbundenes Rumgelage.

Läden und Faktoreien ſind von 6 bis 12 Uhr Vormittags und von 2 bis 5 oder 6 Uhr Nachmittags geöffnet, und zumal wenn am Vormittage die aus dem Innern kommenden Handelsweiber eintreffen, entwickelt ſich ſtets ein reges Leben; doch wechſelt der Geſchäftsumſatz an den einzelnen Plätzen zeitweilig ungemein.

Ein „Trader“ oder Zwiſchenhändler in Porto Seguro.

Bis vor wenigen Jahren war die Ausbeutung der Kolonie eine ausſchließlich kaufmänniſche, wie ſie vorſtehend kurz geſchildert wurde. Seitdem hat man auch mit Plantagenbau begonnen, den die „Deutſche Togogeſellſchaft“ eröffnete, indem ſie zu Gaphe, zwei Tagereiſen von der Küſte, Tabak, Baumwolle, Ricinus und Kaffee anpflanzte. Auch Vietor jun. hat unmittelbar am Strande eine Kokospflanzung zur Kopragewinnung angelegt. Das Faktoreigeſchäft allein, das nur auf dem Verkehr mit Palmöl und Palmkernen beruht, erwies ſich nämlich auf die Dauer als nicht lohnend genug, da die Preiſe für Oel und Kerne (die zur Fabrikation von Seife, Stearin, Parfümerien, Margarin u. ſ. w. dienen) in Europa ſinken und der Wettbewerb immer größer wird.

Zum Schutze der Kolonie beſteht eine ſchwarze Polizeitruppe; auch ein Gefängniß iſt zu Sebbe erbaut worden, dem es nicht an Inſaſſen fehlt, da an Dieben und Straßenräubern kein Mangel iſt. Eine höchſt erfreuliche Pflanzſtätte europäiſcher Kultur aber bildet die in Klein-Popo eingerichtete deutſche Schule für Kinder der Eingeborenen, welcher der Lehrer Köbele aus Württemberg vorſteht. Er hat gewöhnlich gegen 65 Zöglinge, die in zwei Abtheilungen täglich drei Stunden lang unterrichtet werden. Meiſt lernen ſie binnen drei Wochen zweiſilbige Wörter leſen und auch bald ſchreiben. Im Deutſchen machen ihnen gewiſſe Konſonanten viele Mühe, ſo zum Beiſpiel z, ch und ſch, namentlich aber Doppelkonſonanten (gl, kl, pr u. ſ. w.). Sie lernen zuerſt deutſch grüßen, dann die Gegenſtände in der Schule, Körpertheile, Kleidungsſtücke und die Namen der vorgezeigten Bilder deutlich bezeichnen. Aus dieſen Wörtern werden dann Sätze gebildet. Namentlich erregen die Anſchauungsbilder große Freude.

Die Schüler zeigen ſich faſt alle wißbegierig, ſingen und turnen gut; ſie ſtehen allerdings hinter gleichalterigen

deutschen Kindern zurück, jedoch nicht in dem Maße, wie gewöhnlich angenommen wird. Ihre schlimmste Eigenschaft ist der ihnen angeborene Hang zum Stehlen und Lügen,

Eingeborener „Trader" mit seinen beiden Hauptweibern.

wofür häufig Strafen verhängt werden müssen. Den Eltern liegt daran, daß die Kinder zur Schule gehen und deutsch lernen, weil sie merken, welche Vortheile Jenen daraus erwachsen.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß sich in der Togo-

kolonie bereits zwei Reichspoſtagenturen befinden, Klein-Popo und Lome, von denen die erſtere die weitaus bedeutendere iſt. Der Sicherheit halber, welche die deutſche Poſt bietet, ſowie wegen ihrer Schnelligkeit in der Be-

Küfer in der Faktorei Wölber & Brohm, nebſt Familie.

förderung der Poſtſachen ſteht ſie überall an der Küſte in hohem Anſehen, und iſt der engliſchen, ganz beſonders aber der franzöſiſchen Poſt weit überlegen.

An jedem Mittwoch und Sonnabend Morgen um 8 Uhr geht ein uniformirter Poſtbote über Porto Seguro und Bagidá nach Lome mit den für die Küſte und die Ueber-

ſeepoſt via Quitta-Liverpool beſtimmten Briefen. In Lome trifft er 4 Uhr Nachmittags ein, muß alſo die etwa 40 Kilometer betragende Wegſtrecke, die durchweg durch tiefen Sand führt, in acht Stunden zurücklegen. Dort nimmt er die eingetroffenen Poſtſachen in Empfang und langt damit Donnerstags und Sonntags Nachmittag wieder in Klein-Popo an.

Ein „Clerk".

Von Lome aus werden die Poſtſachen mittelſt engliſcher Boten im Anſchluß an die deutſche Poſt bis Accrah befördert. Briefe aus dem franzöſiſchen Schutzgebiet werden meiſt in Klein-Popo, nicht in Weidah, zur Poſt gegeben. — Der im Innern von Togoland gelegenen Station Miſahöhe werden Briefe monatlich zweimal, immer am 1. und 16., durch Kommiſſariatsboten zugeſtellt; dieſe Verbindung

ſoll auch auf die Miſſionsſtationen Ho und Amedſchowe, wie auf die Forſchungsſtation Bismarckburg ausgedehnt werden.

Die Togokolonie iſt bisher ſeltener genannt worden wie die übrigen deutſchen Kolonien, aber ſie iſt, wie ſich aus den vorſtehenden Schilderungen zur Genüge ergibt, ein höchſt werthvoller und in erfreulicher Entwickelung begriffener Beſitz.

Ein weiblicher Dragoner.

Biographiſche Skizze von **Ernſt Montanus.**

(Nachdruck verboten.)

Gegenwärtig macht das neue Stück von Victorien Sardou „Madame Sans-Gêne", das er mit Moreau zuſammen verfaßt hat, die Runde auch über die meiſten deutſchen Bühnen. Es iſt vielfach die Meinung verbreitet, daß die Titelheldin Marſchallin Lefebvre, welche Wäſcherin war, bevor ſie die Gattin des tapferen Sergeanten wurde, der es ſpäter bis zum Marſchall und Herzog von Danzig bringen ſollte, wirklich jenen Beinamen geführt habe.

Das iſt nun gänzlich unrichtig, wohl aber hat es allerdings eine hiſtoriſche Mademoiſelle und ſpätere Madame Sans-Gêne gegeben, deren Lebenslauf ſo abenteuerlich und ſeltſam geweſen iſt, daß auch der phantaſiereichſte Romanſchriftſteller kaum etwas Intereſſanteres erfinden könnte. Es war das ein Mädchen, Thereſe Figueur, die unter dem Namen „Sans-Gêne" 22 Jahre lang in der franzöſiſchen Armee gedient und an zahlreichen Feldzügen und Schlachten theilgenommen hat.

Dieſen weiblichen Dragoner machte der Pariſer Schriftſteller und Dramatiker Moreau vor einiger Zeit zur Heldin eines im Jahre 1797 ſpielenden hiſtoriſchen Stückes, das er Sardou brachte, um ſeine Meinung darüber einzuholen. Der erfahrene Dramatiker fand die darin vorkommenden

Eiferſuchtsſcenen zwiſchen Napoleon und Joſephine ſehr gut, war indeſſen bezüglich der Titelheldin der Meinung, daß ſie dem großen Publikum zu wenig bekannt ſei. Er rieth, an ihre Stelle die Marſchallin Lefebvre zu bringen, die in ihrem Leben und Verkehr am Hofe thatſächlich eine „Madame Ungenirt" geweſen ſei, wenn man ſie auch nicht ſo genannt habe. Moreau war damit einverſtanden, und er und Sardou verfaßten nun das neue Stück gemeinſam, das außerdem jetzt in einer etwas ſpäteren Zeit ſpielt, ſo daß es ſich nicht mehr um Napoleon's Eiferſucht auf Joſephine, ſondern auf ſeine zweite Gemahlin Marie Luiſe handelt. Es iſt darin übrigens nahezu Alles ungeſchichtlich und zu Gunſten der theatraliſchen „Mache" gefälſcht — nicht blos der Name der Titelheldin. Unſere Leſer aber dürfte es intereſſiren, auch die echte, die geſchichtliche Sans-Gêne kennen zu lernen.

— — — — — — — — — — — —

In dem Vorgemach des Diviſionsgenerals Dugommier, der 1793 die Belagerung der antirepublikaniſch geſinnten und von den Engländern und Spaniern beſetzten Stadt Toulon durch die Konventstruppen leitete, wartete ein Soldat von den Chaſſeurs zu Pferde als Ordonnanz auf die Befehle des Oberkommandirenden oder der bei ihm verſammelten Offiziere. Es war ein junger, hübſcher, noch etwas ſchmächtiger Burſch, der ſich die Zeit damit vertrieb, daß er mit einem Hunde ſpielte, den einer der Offiziere mitgebracht hatte.

Plötzlich wurde die in das Zimmer des Diviſionsgenerals führende Thür haſtig geöffnet, und es erſchien ein kleiner hagerer Offizier in der Uniform eines Bataillonskommandanten der Artillerie. Er mochte höchſtens vier- oder fünfundzwanzig Jahre zählen und war augenſcheinlich ein Südländer, wie ſeine ſcharfgeſchnittenen, dunkelolivenfarbigen Züge bekundeten.

Er reichte der Ordonnanz einen Befehl an den Kommandanten einer der Belagerungsbatterien und gebot, ihn ſofort zu überbringen und dann mit der Antwort zurückzukommen.

Der Soldat machte ſich auch alsbald auf den Weg und führte ſeinen Auftrag aus. Auf dem Rückwege kam er an einer „fliegenden“ Garküche vorüber, die der Sergeant Junot, der nachmalige Herzog von Abrantes, dort aufgeſchlagen hatte, und da augenblicklich auf beiden Seiten das Feuer ruhte, ſo glaubte er bei dieſer Gelegenheit erſt ſeinen Hunger ſtillen zu dürfen, der ihn ſchon eine ganze Weile quälte. Er verzehrte alſo behaglich eine Portion Hammelbraten, bevor er wieder in das Hauptquartier zurückkehrte, um dem Artillerie-Bataillonskommandanten die ihm mitgegebene Antwort zu überbringen.

Nachdem er dem kleinen Mann mit dem dunklen Teint das Schreiben eingehändigt hatte, zog dieſer ſeine Uhr und ſagte kurz und ſcharf: „Du brauchteſt höchſtens dreiviertel Stunden, um Deinen Auftrag auszuführen, haſt Dir aber eine Stunde und zehn Minuten dazu genommen. Fort mit Dir in den Arreſt!“

Der Soldat entfernte ſich geſenkten Kopfes. Gleich darauf trat der Sohn des Generals Dugommier ein und fragte den Bataillonskommandanten: „Wo iſt denn Sans-Gêne? Haſt Du ihn fortgeſchickt, Bonaparte?“

„Wenn Du die Ordonnanz meinſt,“ gab der künftige Beſieger Europas zur Antwort, „ſo habe ich ihn in Arreſt geſchickt. Der Burſche hatte ſich erſt eine halbe Stunde lang herumgetrieben, bevor er mir auf einen Brief an Kapitän Breſſuire, mit dem ich ihn fortſchickte, die Antwort brachte.“

„Weißt Du auch, daß dieſer ‚Burſche‘ in Wirklichkeit ein Mädchen iſt?“ fragte der Andere lachend.

„Mich gelüſtet nicht, ſeine nähere Bekanntſchaft zu machen.“

„Oho — Sans-Gêne ist ein höchst wackeres und ehrsames Frauenzimmer von tadellosem Rufe, das sich der vollen Achtung seiner Kameraden und Vorgesetzten erfreut. Darum erlaß ihr die Strafe wegen jenes leichten Vergehens!"

Da jetzt auch noch andere Offiziere hinzukamen und für Sans-Gêne baten, nachdem sie gehört hatten, um was es sich handelte, so ließ Napoleon Bonaparte Gnade für Recht ergehen.

Man holte den weiblichen Krieger zurück, und da man sich inzwischen bei dem General zu Tische gesetzt hatte, so wurde auch Sans-Gêne der Ehre einer Einladung gewürdigt. Mit der Disziplin nahm man es in dem republikanischen Heere nicht so sehr genau, und so machten sich einige der Offiziere den Spaß, die aus dem Arrest befreite Amazone gegen den Kommandanten Bonaparte aufzuhetzen. Sie meinte darauf: „Ja, wenn ich mir wirklich noch etwas hätte zu Schulden kommen lassen! Aber wegen so einer Lumperei mich gleich mit Arrest zu bestrafen, das werde ich dem ‚Mulatten' da mein Lebtag nicht vergessen!"

Alles lachte, und der für gewöhnlich düstere und schweigsame Bonaparte stimmte mit ein, da er gerade guter Laune war. Dann ließ er sich die Geschichte des Mädchens berichten.

Sie hieß Therese Figueur und war am 17. Januar 1774 zu Talmay (Côte-d'Or) geboren. Ihre Mutter starb bei ihrer Geburt; ihr Vater betrieb ein großes Getreidegeschäft zu Epinay und heirathete nach einigen Jahren wieder. Als er 1783 starb, nahm ein Oheim sich der Kleinen an, die es bei ihrer Stiefmutter niemals gut gehabt hatte, und brachte sie erst nach Rueil und dann nach Avignon, wo sie als Verkäuferin in einem Tuchladen thätig war.

Als 1793 die Girondiſten die Opfer des „Berges" wurden, erhob ſich die Stadt Avignon gegen die republikaniſchen Machthaber. Thereſens Onkel Viard ſchloß ſich der Bewegung an, und als das neunzehnjährige Mädchen den feſten Entſchluß ausſprach, ihm in's Feld folgen zu wollen, beſchaffte er für ſie die Uniform eines Kanoniers, damit ſie ihn unbeanſtandet begleiten könne. Die Föderaliſten von Avignon wurden aber durch die Truppen des Generals Carteaux alsbald geſchlagen und zerſtreut.

Unter den Gefangenen befanden ſich auch Thereſe und ihr Onkel. Der General ließ die Beiden ſich vorführen, und Thereſe benahm ſich ſo muthig und energiſch, daß Carteaux ſie belobte und aufforderte, ſich in das republikaniſche Heer, in dem es eine ganze Anzahl Amazonen gab, einreihen zu laſſen. Sie ging nebſt ihrem Oheim darauf ein, und Beide legten nun die Uniform der Chaſſeurs zu Pferde an.

So war alſo Thereſe Figueur ein regulärer Soldat geworden; es handelte ſich nur noch darum, ihr einen „nom de guerre" zu verleihen. Man entſchied ſich für den Namen Sans-Gêne (Ungenirt), weil ſie, als man ſie nach tapferer Gegenwehr gefangen genommen, „ſich nicht genirt hatte, ihre Ueberwinder Feiglinge und Räuber zu ſchelten". So berichtet ſie ſelbſt in ihrer Lebensbeſchreibung, die im Jahre 1842 zu Paris erſchien unter dem Titel: „Die Feldzüge von Fräulein Thereſe Figueur, gegenwärtig verwittwete Frau Sutter, ehemaliger Dragoner im 15. und 9. Regiment, von 1793 bis 1815, nach ihrem Diktat aufgezeichnet von Saint-Germain Leduc."

Als ſie in ihrer Uniform nach Marſeille kam, wurde ſie dort ſehr gefeiert und von den leicht erregbaren Einwohnern ſogar unter dem Rufe: „Vive Sans-Gêne!" im Triumph auf einer mit Laub geſchmückten Sänfte durch die Straßen getragen. Hierauf nahm ſie mit ihrem

Truppentheile an der Belagerung von Toulon Theil, wo sie in der oben geschilderten Weise die erste Bekanntschaft des Kommandanten Bonaparte machte. Nach der Einnahme dieses Platzes kam sie nach Castres, wo sie in das 15. Dragonerregiment eingereiht wurde und nun völlig militärisch und kavalleristisch ausgebildet wurde.

Sie hatte schon bei ihrem Vater auf dem Pferde gesessen, machte jetzt aber den ganzen Kurs im Reiten in der Schwadron durch, lernte Hindernisse nehmen, mit der Pistole schießen und Säbel wie Degen führen. „Ich war von der gewöhnlichen Größe der Frauen in Frankreich," bemerkt sie bei dieser Gelegenheit, „4 Fuß 11 Zoll hoch. Meine hohen Absätze gaben mir reichlich einen Zoll mehr."

Es verdient nochmals betont zu werden, daß auf Theresens Ruf während ihrer ganzen, 22 Jahre währenden militärischen Laufbahn niemals auch nur der leiseste Makel gefallen ist. Niemals hat sie die geringste Ausschreitung begangen und stets und überall es verstanden, sich die gebührende Achtung zu verschaffen.

Obwohl sie alle Kriegsfahrten fortan als tapferer Dragoner mitmachte und alle Kämpfe und Gefahren ihrer Kameraden theilte, so gab sie sich in der Garnison doch auch gern sanfteren Neigungen hin. Namentlich ging sie gern zum Tanz, was zu einem heiteren Zwischenfalle den Anlaß bot.

Sans-Gêne tanzte auf einem Balle, wo Niemand ihr Geschlecht kannte, eifrig mit einem jungen hübschen Mädchen aus Castres. Der Vater sah das, und da ihm der bescheidene Dragoner gefiel, der nicht rauchte, trank und fluchte, so hielt er ihn für einen passenden Schwiegersohn und gedachte die Gelegenheit wahrzunehmen, um seine Tochter an den Mann zu bringen. Er begab sich zu dem Obersten des Regiments, klagte den jungen Dragoner an, seine Tochter kompromittirt zu haben, indem er so oft mit

ihr tanzte, und verlangte, daß dieſer ſie heirathe. Der Oberſt verbiß mit Mühe das Lachen, ließ Sans-Gêne, ſowie die Tochter und deren Mutter holen und offenbarte die Sachlage, worauf natürlich eine überaus komiſche Scene der gegenſeitigen Verblüffung unter den Betheiligten folgte.

Von Caſtres kam Sans-Gêne zu der von Dugommier befehligten Armee in den Oſtpyrenäen, die gegen die Spanier im Felde ſtand. Als ein Befehl des Konvents alle Frauen von der Armee verbannte, erhoben alle Offiziere zu ihren Gunſten Einſprache, und ſie blieb Dragoner ungeachtet des Geſetzes. Sie befand ſich unter den erſten Franzoſen, die in Figueras eindrangen. Als in einem Gefechte ihr das Pferd unter dem Leibe erſchoſſen wurde und ihr Karabiner bei dem Sturze zerbrach, ſchenkte ihr der General Augereau ein Paar von ſeinen eigenen Piſtolen mit den Worten: „Nimm ſie, Bürgerin, als ein Erinnerungszeichen an Augereau, der den kleinen Sans-Gêne nicht vergeſſen wird!“

Bei verſchiedenen Gelegenheiten gab ſie Beweiſe ihres männlichen Muthes. Dem General Nouguez rettete ſie auf dem Schlachtfelde das Leben, nachdem er ſchwer verwundet worden war; bei einem Flußübergange bewahrte ſie zwei Infanteriſten mit eigener Lebensgefahr vor dem Ertrinken. Zwei Pferde wurden wiederum unter ihr erſchoſſen.

Von ſolcher Tapferkeit begeiſtert, bot ihr ein Adjutant ſeine Hand. Sie empfand nur kameradſchaftliches Wohlwollen für den Offizier, ließ ſich aber durch das Drängen ihrer Waffengefährten dennoch beſtimmen, ſeine Werbung anzunehmen. Beide begaben ſich in Uniform auf die Bürgermeiſterei. „Zunächſt,“ hob der humoriſtiſch veranlagte Standesbeamte an, „muß ich die beiden hier erſchienenen Bürger fragen, welcher von ihnen denn eigentlich die Braut iſt.“ Alle Anweſenden brachen in ein Gelächter

aus, in das auch der Bräutigam einstimmte. Sans-Gêne aber ärgerte sich; sie war schon mit einem Widerstreben gekommen und erklärte nun energisch, daß sie auf die Heirath verzichte und unvermählt bleiben wolle. Dabei beharrte sie.

Nachdem der Friede mit Spanien zu Stande gekommen war, wurde sie zu der italienischen Armee und zu dem bei dieser stehenden 9. Dragonerregimente versetzt. In einem Gefechte mit den Oesterreichern brachte sie einen verwundeten Karabinier, den sie vor sich auf den Sattel genommen hatte, in das Lazareth zu Busca, wurde aber bei dieser Gelegenheit von feindlichen Husaren gefangen genommen. Es gelang ihr jedoch, aus dem Gefängniß zu entkommen und in das Haus eines Grafen Belin zu flüchten, der mit den Franzosen sympathisirte.

Dieser gab ihr Frauenkleider und versteckte ihre Uniform. Bei Tische jedoch waren einige französische Emigranten von der Legion von Bussy zugegen, die sich des Sieges über ihre Landsleute rühmten, über die Republik schimpften und damit prahlten, wie sie diese „ganze Kanaille" zu Paaren treiben würden. Zornflammend sprang Sans-Gêne auf, schalt sie Elende und Verräther und forderte sie, obwohl sie nur ein Weib sei, zum Zweikampfe heraus.

Aengstlich suchte die Gräfin Belin zu vermitteln, aber Sans-Gêne erklärte ohne Zagen, daß sie ein Dragoner der Republik sei, und nun waren die Emigranten einstimmig in ihrer Bewunderung und versicherten ihren Gastfreunden, daß sie Recht daran gethan hätten, dies tapfere, edelsinnige Mädchen in Sicherheit zu bringen.

Am anderen Tage gelangte Sans-Gêne in Weiberkleidern glücklich durch die feindlichen Vorposten und nahm an den ferneren Kämpfen Theil. In einem Gefechte wurde ihr Pferd erschossen, worauf ihr Graf Belin ein

neues, eine prächtige iſabellfarbige Stute aus ſeinem Stalle ſchenkte. Bei Savigliano wurde auch dies unter ihr getödtet und ſie ſelbſt ſchwer verwundet. So gerieth ſie abermals in die feindliche Gefangenſchaft.

Der Fürſt von Ligne nahm ſich theilnahmsvoll des weiblichen Dragoners an und ließ ſie ärztlich verpflegen. Nach zwanzig Tagen durfte ſie zu dem franzöſiſchen Heer zurückkehren, ihre Geſundheit war jedoch ſo ſtark erſchüttert, daß man ſie nach Lons-le-Saulnier ſandte, dem Depotplatze für eine neu zu errichtende Schwadron der 15er Dragoner. Sie verließ das 9. Regiment am 19. Januar 1800.

Halbtodt langte ſie ſie an ihrem Beſtimmungsorte an, wo man ihr einen Urlaub auf unbeſtimmte Zeit und eine Penſion von 200 Franken bewilligte. Sie begab ſich nach Montélimar und von dort nach Chalons-ſur-Saône. Kaum aber waren ihre Wunden vernarbt und ihre Kräfte zurückgekehrt, als ſie nach Paris eilte, um von Neuem in die Reihen der 9. Dragoner einzutreten. Alle dort anweſenden Generäle luden ſie an ihre Tafel; Joſephine Bonaparte empfing ſie mit Auszeichnung in Saint-Cloud, und auch der Erſte Konſul bezeigte ihr ſein Wohlwollen.

„Nun, Herr Sans-Gêne," neckte er ſie, „finden Sie mich noch immer ſo häßlich wie vor Toulon?"

„Ein bischen beſſer ſehen Sie jetzt aus, General," ſagte ſie, und Napoleon wandte ſich lachend zu Joſephine:

„Weißt Du, daß ſie mich damals einen ‚Mulatten' genannt hat?"

Auf Verwendung des Generals Lannes erhielt ſie den Preis der vier Pferde vergütet, die unter ihr erſchoſſen worden waren; ſie begab ſich dann nach Compiègne, wo die 9. Dragoner damals in Garniſon ſtanden. Ein Bruder Augereau's, der deſſen Adjutant war, brachte ſie nach La Houſſaye, dem Schloſſe des Generals, der den

Dragoner, der früher unter ihm gefochten hatte, in der liebenswürdigsten Weise aufnahm. Seine Gemahlin behielt sie eine Zeitlang als Gesellschafterin auf dem Schlosse. Dort traf sie zu jener Zeit der General Marbot, der ihrer auch in seinen unlängst veröffentlichten Denkwürdigkeiten Erwähnung thut und verschiedene von den lustigen Streichen erzählt, die „Fräulein Ungenirt" auszuführen liebte.

Nach zehn Monaten rückte sie mit den 9. Dragonern in Deutschland ein, war bei der Kapitulation von Ulm zugegen, machte die Schlacht von Austerlitz mit und gehörte zu dem Korps, das Wien besetzte. Am 16. Februar 1806 nahm sie einen Urlaub nach Frankreich, das sie im Herbste wieder verließ. Sie war in der Schlacht bei Jena, stürzte auf dem Marsche nach Berlin mit ihrem Pferde in einen Graben und verletzte sich ernstlich. Da ihre Gesundheit auf's Neue stark erschüttert war, sandte sie Bernadotte, dessen Ordonnanz Sans-Gêne eine Zeitlang gewesen war, nach Paris zurück, wo sie sehr krank eintraf. Nur langsam erholte sie sich in dem Hospital La Charité, das sie erst nach achtzehn Monaten wieder verlassen konnte.

1809 meldete Sans-Gêne sich wieder zum Dienst und begab sich nach Spanien, wo sie an den Kämpfen um Burgos theilnahm. Im Juli 1812 wurde sie von Guerillas umzingelt, gefangen genommen, nach Lissabon gebracht und den Engländern ausgeliefert. Man sperrte sie in ein Fort, das bereits vielen Kriegsgefangenen als Kerker diente, die schlecht behandelt wurden, beinahe vor Hunger starben und Ratten fingen, um sie zu kochen und zu verzehren.

Die Gefangenen durften, wenn man sie in's Freie ließ, einen gewissen Bezirk nicht überschreiten. Als Sans-Gêne dies eines Tages aus Vergeßlichkeit that, schlug ein Wachtposten sie ohne vorherige Warnung mit dem Gewehrkolben

nieder und versetzte ihr dann noch einen zweiten Schlag auf den Kopf.

Als sie wieder genesen war, wurde sie mit einem Gefangenentransport nach England eingeschifft. Die Fahrt von Lissabon nach Portsmouth währte 39 entsetzliche Tage. Unterwegs war die Behandlung der Gefangenen eine so grausame, daß Einer von ihnen wahnsinnig wurde. In England wies man ihr ein Dorf bei Southampton als Aufenthaltsort an, wo sie gute Behandlung fand. Im Jahre 1814, nach der Abdankung Napoleon's I., erhielt sie die Freiheit wieder und wurde nach Frankreich zurückgesandt. Als sie nach Saumur gelangte, nahm sie der General Lefebvre-Desnouettes gastfreundlich auf, schenkte ihr 100 Thaler und ließ ihr die Uniform eines Chasseurs zu Pferde überweisen. Sie begab sich mit ihm nach Paris, wo inzwischen der „Gefangene von Elba" wieder eingetroffen war, und nahm an einer großen Revue vor dem Kaiser theil.

„Sieh da," meinte er, als sein scharfes Auge sie erkannte, „Fräulein Sans-Gêne hat also die Dragoner verlassen, um zu den Chasseurs überzugehen?"

Der General Lefebvre-Desnouette berichtete darauf dem Kaiser, daß sie aus England käme, wo sie lange kriegsgefangen gewesen sei.

„Was, Du hast Dich fangen lassen?" fragte der Kaiser sie.

„Ja, leider."

„Da wirst Du wohl kein Geld haben. Geben Sie ihr eine Anweisung," befahl er dann einem seiner Adjutanten.

Die auf 1500 Franken lautende Anweisung wurde ausgestellt, aber nicht bezahlt. Der Zahlmeister, dem Sans-Gêne sie übergab, wurde plötzlich zur Feldarmee einberufen und vergaß, ihr den Betrag zu übermitteln.

Nun folgten sich die Ereignisse Schlag auf Schlag: zuerst Waterloo und dann das Einrücken der Verbündeten in Frankreich. Sans-Gêne wollte bei irgend einem Truppentheile eingestellt werden, aber es kam nicht mehr dazu. Die zweite Abdankung Napoleon's und die Rückkehr der Bourbonen machten dem Kriege ein Ende.

Die militärische Laufbahn Sans-Gêne's war abgeschlossen. So abenteuerlich sie klingt, so ist sie doch vorstehend in allen Einzelheiten genau nach durchaus authentischen Aktenstücken mitgetheilt worden, die Emile Cère in einem Buche über „Madame Sans-Gêne und die Frauen im französischen Heere von 1812 bis 1815" zusammengestellt hat.

Der nun folgende Theil ihres Lebens verfloß ebenso still, wie der bisherige stürmisch gewesen war. Sie besaß jetzt nichts, als ihre geringe Pension von 200 Franken, that sich daher 1815 in Paris mit Frau Garnerin zusammen, die sich als kühne Luftschifferin einen Namen gemacht hatte, und gründete mit ihr ein Speisehaus, in dem meist Offiziere verkehrten. Ein Geschenk von 4000 Franken, das ihr ein früherer Soldat, dem sie auf dem Schlachtfelde das Leben gerettet hatte, dankbaren Sinnes aus einer ihm zugefallenen Erbschaft anbot, nahm sie nicht an.

In der Hauptstadt traf sie mit Clemens Sutter, einem Freunde ihrer Kindheit, zusammen, mit dem sie einst in Rueil gespielt hatte. Er war nachher ebenfalls Dragoner gewesen, dann — nach seiner glücklichen Heimkehr aus Rußland — Elitegendarm, und hatte es nun bis zum Unteroffizier bei der Gendarmerie des Chasses gebracht. Als sie sich wiedersahen, kamen sie zu dem Entschluß, einander zu heirathen, leider verboten indeß die gesetzlichen Bestimmungen jedem Gendarm des Chasses ein Mädchen zu heirathen, das nicht über eine Rente von 600 Franken

verfügte. Das traf nun bei Sans-Gêne nicht zu, allein der Platzkommandant, General Despinois, geſtattete zu ihren Gunſten eine Ausnahme von der Regel. „Ein Gendarm, der einen ehemaligen Dragoner heirathet, das iſt doch gar zu drollig!“ meinte er.

Die Hochzeit fand am 2. Juli 1818 ſtatt. „Fräulein Ungenirt“ zählte damals 44 Jahre, war aber noch immer hübſch. Die Pariſer „Damen der Halle“ (d. h. die Hökerinnen) ſpendeten ihr den Hochzeitsſtrauß von Orangenblüthen. Ihr Mann war eine ſtattliche, echt martialiſche Erſcheinung. Sie lebten recht glücklich zuſammen, bis er ihr dicht vor ſeiner bevorſtehenden Beförderung zum Offizier am 19. Februar 1829 durch den Tod entriſſen wurde.

Fortan führte Madame Sans-Gêne, wie ſie allgemein noch immer hieß, ein einſames, ſtilles Daſein. Sie war arm, ſuchte aber dennoch nach Kräften fremde Noth zu lindern. Dann begann ſie zu kränkeln und bewarb ſich um Aufnahme in das Hoſpital des Ménages, in dem ſie 1841 auch eine Stelle bekam. Dort iſt ſie am 4. Januar 1861 geſtorben.

Der Kummer ihres Lebens war, daß ſie nicht gleich ihren glücklicheren Mitſchweſtern Virginie Ghesquière, Marie Schellinck und Angelique Brulon, die ebenfalls dem franzöſiſchen Heere angehört hatten, durch das Kreuz der Ehrenlegion ausgezeichnet worden war, worauf ihre militäriſchen Leiſtungen ihr ſicherlich vollen Anſpruch erworben hatten.

Stücken. Schon die Art der Billetkontrole (die England allerdings mit noch einigen außerdeutschen Ländern gemein hat) bedingt eine andere Einrichtung. Jeder Bahnsteig ist nur für Züge nach bestimmten Richtungen und hat ein besonderes Eingangsthor, an dem diese groß und deutlich angeschrieben stehen, so daß Jeder ohne langes Fragen seinen Weg nach seinem Zuge findet. Wenn der Reisende dem am Thor des Bahnsteiges stehenden Beamten seine Fahrkarte gezeigt hat, erfährt er keinerlei Belästigung mehr, bis er am Ausgangsthor des Bahnhofes seines Reiseziels seine Fahrkarte wieder abgibt. Freilich, das englische Eisenbahnpublikum ist „in Freiheit dressirt". Es sucht sich seine Plätze selbst, macht die Wagenthüren selbst auf und zu, sorgt selbst für Aufrechterhaltung der Ordnung im Zuge, und kann so aller Bevormundung durch Schaffner oder sonstige Beamte entbehren.

Dicht bei der Charing-Croß-Station ist der gleichnamige Platz. Der Name rührt her von einem der neun Kreuze, die einst König Edward I. seiner Eleanor zu Ehren errichten ließ. Eine Nachbildung dieses Kreuzes, das 1647 entfernt wurde, steht dicht bei der Station und soll 35,000 Mark gekostet haben. Der obere, größere Theil des Platzes heißt, seit man da die 177 Fuß hohe Nelsonsäule zu Ehren des Seehelden von Trafalgar errichtet hat, Trafalgarplatz. Er schließt hinten mit der „National-gallery" (Bildergallerie) ab, auf deren reiche Schätze im Innern wir leider hier nicht eingehen können.

Der Trafalgarplatz war früher vielfach der Schauplatz tumultuarischer Volksversammlungen. Unter dem letzten Ministerium Gladstone war der Unfug so arg geworden, daß das darauffolgende Ministerium Salisbury ihn verbot.

Vor einigen Jahrzehnten galt der Trafalgarplatz als der schönste Platz in London. Jetzt ist er es entschieden nicht mehr. Doch ist's nicht weit nach der Stelle, die ihm

Charing-Croß-Bahnhof.

den Rang abgelaufen hat. Die Straße Whitehall entlang an der Kaserne der Gardekavallerie und an den Gebäuden der Miniſterien vorbeigehend, ſieht man bald zur Linken einen gothiſchen Thurm mit einer ungeheuren Uhr hinter den Häuſern hervorragen. Es iſt der nördliche Thurm des Parlamentsgebäudes, deſſen Uhr, im Volksmunde „Big-Ben" genannt, man in ganz London ſchlagen hören ſoll — wenn es ruhig genug auf den Straßen iſt. Wer auf dem offenen Platze beim Parlamentsgebäude ſteht, dem thut wirklich die Wahl weh, wo er hinſchauen ſoll. Hier der in unſerem Jahrhundert erſt entſtandene gothiſche Rieſenbau, in dem die Erwählten unter den Lebenden der Nation ihre Sitzungen halten, und drüben nach rechts die ehrwürdige alte Weſtminſterabtei, wo ihre erwählteſten Todten ſchlafen. Faſt iſt es ſchade, daß die ſchöne alte Abtei von dem durch ſeine Dimenſionen entſchieden impoſanteren Parlament einigermaßen in Schatten geſtellt wird. Aber es könnte für das Haus, in dem die Vertreter des Volkes berathen, keine beſſere Stelle geben als dieſe, wo die Nähe der alten Ruhmeshalle ſie ſtetig mahnt, der edlen Vorgänger, die dort beigeſetzt ſind, würdig zu ſein. Und auch hiſtoriſch war der Platz für das Parlamentsgebäude ſchon gegeben. Denn hier ſtanden ſchon die einfacheren früheren Sitzungshäuſer, und auch in der noch ſtehenden und dem jetzigen Bau eingefügten Weſtminſterhalle haben früher verſchiedentlich Parlamente getagt.

Der Beſucher des Parlamentsgebäudes nimmt ſeinen Eintritt in der Mitte des Baues, rechts von der Weſtminſterhalle, und gelangt ſo in die achteckige domartige Centralhalle. Rechts von hier befindet ſich das Oberhaus mit den ſonſtigen dazu gehörigen Räumen, ſowie einige königliche Staatsgemächer, während die linke Seite hauptſächlich von dem Unterhauſe und ſeinen Anhängſeln eingenommen wird. Die Parlamentsſitzungen finden meiſt am Spätnachmittage

ſtatt und dauern bis in den Abend hinein. So lange ſie nach Eintritt der Dunkelheit noch währen, ſtrahlt dann auf dem Uhrthurm ein elektriſches Licht. Eigentlich noch großartiger, als von der Landſeite, präſentirt ſich übrigens

Der Parlamentsplatz an einem Regenabend.

das Parlament vom Fluſſe aus, entweder von der Weſtminſterbrücke, oder vom jenſeitigen Ufer. Da kommt dann die ganze 275 Meter lange Faſſade ſo recht zur Geltung. In unſerer Illuſtration S. 211 iſt dieſe allerdings theilweiſe von der Brücke verdeckt. Der Thurm auf der rechten Seite iſt wieder der Uhrthurm, der auf der linken der

viel größere und feuerfeste Viktoriathurm, der als Archiv dient.

Schlendert man vom Parlament das Themseufer (Thames-Embankment) abwärts, so kommt man wieder unter der Charing-Croß-Brücke hindurch und sieht sich bald dem berühmten Obelisken, der Nadel der Kleopatra, gegenüber. Das ist eine theure Nadel gewesen. Ihr Transport von ihrem ursprünglichen Standort in Egypten nach dieser Stelle hat etwa 200,000 Mark gekostet. Anfangs schien es, als wollte der Stein in der feuchteren Luft Englands rasch verwittern. Man hat aber diesem Vorgang durch Anwendung von Wasserglasanstrich Einhalt zu thun gewußt.

Schaut man auf den Fluß hinunter, so findet man den Verkehr da sehr rege, aber doch nicht stärker, als man es so inmitten einer Großstadt erwartet hatte. Das ändert sich, wenn man sich weiter abwärts begibt, unterhalb der London-Brücke. Hier erst sieht man, was Themseverkehr heißt, denn hier erst beginnt das, was man den Hafen von London nennt. Weiter aufwärts können, der Brücke halber, die größeren Fahrzeuge nicht, und um ihnen nicht weiter unten schon ein Hinderniß entgegenzustellen, hatte man es bis in die neueste Zeit vermieden, weiter flußabwärts eine Brücke zu bauen, so dringend das Bedürfniß auch war. Jetzt endlich hat man die Schwierigkeit gelöst, indem man eine zweistöckige Brücke gebaut hat. Der eigentliche Fahrweg dieser Brücke kann aufgezogen werden, und es können so die größten Oceandampfer passiren, während hoch oben darüber hinweg der Fußverkehr ungestört weiter geht. Das ist die viel angestaunte neue Towerbrücke, nahe bei dem weltbekannten befestigten Bau, der — mit Unterbrechungen — fast fünfhundert Jahre den Königen von England als Residenz diente, der aber fast noch bekannter ist durch die düsteren Erinnerungen, die sich an

ſeinen Gebrauch als Staatsgefängniß knüpfen. Der Tower hat ſchon in ſeinem ganzen äußeren Anſehen etwas, das ſofort an ein Gefängniß gemahnt, und er würde einen noch viel düſtereren Eindruck machen, wenn das helle Bau-

Weſtminſterbrücke und Parlamentsgebäude.

geſtein das Bild nicht etwas freundlicher geſtaltete. Heute dient der Tower als Arſenal und zugleich als Aufbewahrungsort der Kronjuwelen. Kein Beſucher Londons wird es ſich entgehen laſſen, die vielen Sehenswürdigkeiten, die er enthält, zu beſchauen. Doch kehren wir zum Fluß zurück. In dieſer Gegend beginnen die Docks, rechts und

links des Flusses künstlich hergestellte Bassins, in denen die Handelsschiffe be- und entladen werden. Ganze Wälder von Masten sieht man hier. Aber mehr und mehr werden die alten Docks ungenügend, und neue müssen weiter flußabwärts angelegt werden, da die gewaltigen Fahrzeuge, die heute den Verkehr vermitteln, immer mehr Raum, immer tieferes Fahrwasser beanspruchen. So wird vielleicht das Ostende von London, das lauter arme Arbeiterbevölkerung enthält, die großentheils vom Hafenverkehr abhängt, sich in der Zukunft auch allmälig flußabwärts ziehen.

Das Ostende! Es ist das soziale Schmerzenskind Londons. Hier wurde auch die Heilsarmee geboren, die allem Elend der unteren Klassen nach neuen Rezepten abhelfen möchte. Wenn sie es nur wirklich könnte! Gern wollte man dann das Absonderliche und Widerwärtige in den Kauf nehmen, das in ihrem Auftreten liegt.

London hat im Ostende und anderwärts mancherlei Oertlichkeiten, wo man sich abwechselnd die Nase und die Augen zuhalten möchte. Denn nicht alle die abgelegeneren Stadtgegenden sind so malerisch, wie das alte Quartier an der Themse, das eine unserer Illustrationen dem Leser vor Augen führt. Aber wer gerecht sein will, muß zugeben, daß in der letzten Zeit Vieles gebessert worden ist. Nicht nur, daß man einige der häßlichsten und überfülltesten Quartiere der inneren Stadt niedergerissen und schöne neue Straßen hindurch gelegt hat, man hat sein Augenmerk auch mehr als früher auf die Menschen der untersten Klasse gerichtet. Viel Lob gebührt hier der „Charity-Organisation-Society", einer Gesellschaft, die der Planlosigkeit in der überreichen Londoner Privatwohlthätigkeit zu steuern sucht; vieles ist auch der Polizei zu danken, die besonders seit den Morden Jack's des Aufschlitzers dem Straßengesindel schärfer zu Leib zu gehen scheint. Noch gibt es freilich Straßenbettler die Menge, die meist

unter dem Vorwande eines Hausirgewerbes ihr Geschäft treiben, ohne daß die Polizei ihnen recht beikommen kann. Allein der ganz zerlumpte Professionsbettler, der seine Lumpen zur Schau trägt, um Mitleid zu erregen, ist doch

Der Tower von der Surrey-Seite.

eine verhältnißmäßig seltene Figur geworden. Auch in dem Nachtleben der Straßen ist vieles besser, als ehedem, und der nächtliche Wanderer ist nicht mehr so leicht der Gegenstand von Belästigungen, wie früher.

Uebrigens hält das Durchschnittpublikum Londons seine Nachtruhe recht gründlich. Nach Mitternacht ist's

ſo ſtille, wie kaum in einer größeren deutſchen Provinzialſtadt, und Morgens wird's wohl 8 Uhr, ehe der Straßenverkehr wieder ſo recht in Gang kommt. Auf den Märkten regt ſich's natürlich ſchon früher. Da ſind die großen Lebensmittelauktionen, in denen die Kleinhändler ihren

Altes Quartier an der Themſe.

Bedarf für den Tag holen. Für den Fremden lohnt ſich's wohl, dieſe Märkte früh Morgens aufzuſuchen und ſich einen ſchwachen Begriff zu machen, wie der Magen der Rieſenſtadt gefüllt wird. Freilich, es gibt ſo viel Anderes zu ſehen, daß der Beſucher ſelbſt bei mehrwöchentlichem Aufenthalt ſich noch große Beſchränkung in der Auswahl deſſen, was er ſehen will, auferlegen darf. Indeſſen die Zeit Morgens vor 8 Uhr läßt ſich kaum anders verwenden, da ſelbſt das Theehaus, wo man ſein Frühſtück zu nehmen pflegt, noch geſchloſſen iſt. Bei guter Zeiteintheilung läßt

sich auch an einem Tage viel ausrichten, zumal bei den vielfachen Verkehrsgelegenheiten.

Wer das Geld nicht scheut, dem dienen in den meisten Fällen am besten die Cabs, kleine Einspänner, die überall

Ein Stand für Cabs (Einspännerdroschken).

an den bestimmten Haltestellen des Fahrgastes harren. Der Kutschbock ist hinten; der Kutscher langt mit seiner Peitsche über das Wagendach hinweg und lenkt das Gefährt mit einer oft erstaunlichen Sicherheit durch den dichtesten Menschen- und Wagenknäuel der verkehrsreichen Straßen hindurch. Das Hauptverkehrsmittel ist aber heute noch der Omnibus, der, weil er ausweichen kann und

somit im dichtesten Verkehr leichter zu handhaben ist, nur in den allerbreitesten Straßen von der Pferdebahn hat verdrängt werden können. Endlich sind die unterirdischen Eisenbahnen ein sehr billiges Beförderungsmittel, namentlich auf weitere Strecken. Daß das Fahren auf ihnen nicht gerade zu den behaglichsten Dingen auf der Welt zählt, wird sich der Leser wohl vergegenwärtigen können. Schon die unterirdischen Stationen machen einen düsteren, dem Fremden etwas unheimlichen Eindruck. Hier dringt von oben noch etwas Licht ein, aber vor- und nachher sind es lauter Tunnelstrecken — höchstens mit ganz kleinen Unterbrechungen — bis zu den nächsten Stationen, und so fort, im ganzen Ring herum. Einen Ring um die inneren Stadttheile bilden nämlich diese unterirdischen Bahnen. Ihre Anlage soll für die Meile etwa 20 Millionen Mark gekostet haben, da abgesehen von den Schwierigkeiten der Arbeit die Anlage auch überall mit Kellern, Wasser- und Gasleitungen, Telegraphendrähten u. s. w. in Kollision kam. Neuerdings ist nun aber auch noch eine Strecke elektrischer unterirdischer Bahn hinzugekommen.

So recht das Herz der Londoner City ist die Gegend zwischen der St. Paulskathedrale und der Bank von England. Der Bank zunächst liegt die Börse und das Mansion-House (die Wohnung des Oberbürgermeisters von London); nicht ferne auch die Guildhall, das Rathhaus der City. Und die St. Paulskathedrale mit ihrer Riesenkuppel bildet den hervorstechendsten Zug im Bilde Londons. Ohne sie wäre es gar nicht mehr die gleiche Stadt. In der Straße, die beide Stellen verbindet, Cheapside genannt, steht die Bowkirche. Der jetzige Bau ist von dem Erbauer der St. Paulskathedrale und so vieler anderer Londoner Kirchen, Sir Christopher Wren, nach dem großen Brande von 1666 errichtet worden, allein schon die frühere Bow-

Unterirdische Bahnstation.

kirche, 1087 erbaut, die an der gleichen Stelle stand, spielte eine große Rolle im Londoner Leben.

Als echter Cockney (City-Londoner) zählt nur der,

deſſen Wiege vom Klange der Bowglocken erreicht wurde. An dieſe Glocken knüpft ſich auch die Lieblingsſage der Londoner von jenem Dick Whittington, der als armer Lehrjunge, nur von ſeiner treuen Katze begleitet, ſeinem harten Lehrmeiſter davon lief. Als er der Stadt den Rücken wendete, läuteten eben die Bowglocken, und ſie ſchienen ihm zu ſagen:

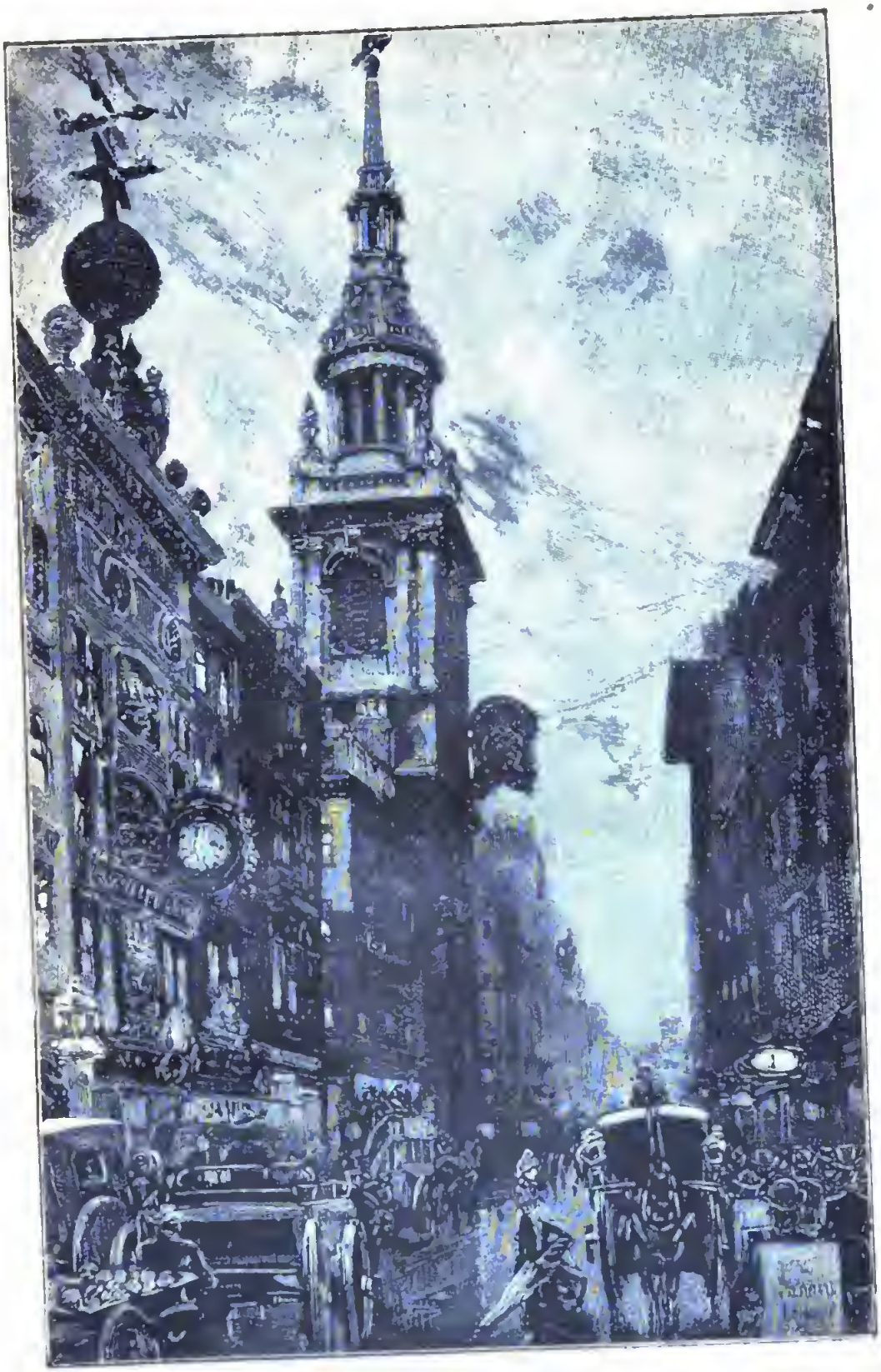
„Turn again Dick Whittington,
Thrice Lord Mayor of London.“*)

Thatſache iſt, daß dieſer Whittington mit großem Ruhme dreimal das hohe Amt eines Stadtoberhauptes von London innehatte. Wie weit die Geſchichte von den Bowglocken und der weitere Zuſatz, daß Whittington mittelſt ſeiner Katze ſein Glück gemacht habe, richtig iſt, mag dahingeſtellt bleiben.

Von der Front und der Nordoſtecke der Paulskathedrale führt je ein großer Straßenzug beiläufig weſtwärts. Der nördlichere dieſer Züge, Newgateſtreet, Holborn, Oxfordſtreet, bringt uns in eine der beſten Geſchäftsgegenden mit reichen glänzenden Läden. Auch nach dem Britiſchen Muſeum gelangt man in dieſer Richtung. Die ausgedehnten Räumlichkeiten dieſer an Größe und Reichhaltigkeit unübertroffenen Sammlung reichten ſchon lange nicht mehr aus, und man hat ſich deshalb vor einigen Jahren genöthigt geſehen, die naturhiſtoriſche Sammlung in einem anderen Stadttheil, South-Kenſington, in ein eigens dazu aufgeführtes Prachtgebäude zu verlegen. So umfangreich die ausgeſchiedene Sammlung auch war, man vermißt ſie im alten Gebäude nicht. Die Räume, die ſie einnahm, ſind bis auf den letzten Fleck wieder gefüllt.

Biegt man von Oxfordſtreet in eine der nordwärts

*) „Kehr' wieder, Richard Whittington, dreimal Lord Mayor von London.“



Die Bowkirche in Cheapside.

führenden Straßen ein, etwa Bakerstreet oder Tottenham Court-Road (beiläufig bemerkt die Straße der billigen Läden), so gelangt man in die Gegend des ausgedehnten Regentspark, dessen nördliches Ende von dem zoologischen Garten eingenommen wird.

Doch verlassen wir diese Gegend und schauen wir nach dem anderen Straßenzuge, der von der Paulskathedrale westlich führt: Ludgate-Hill, Fleetstreet, Strand. Hier gelangt man rechts zu dem alten Gebäudekomplex des Temple (einst Besitz der Tempelritter, jetzt Rechtsschule) mit seiner alterthümlichen Kirche; weiterhin zu dem ausgedehnten Palaste Somerset-House, der jetzt verschiedenen Behörden als Sitz dient. Auf der rechten Seite finden wir den herrlichen, erst vor wenigen Jahren vollendeten gothischen Justizpalast, und in der Seitengasse Fetter-Lane das Staatsarchiv (Record-Office), das ganz feuersicher aus Stein und Eisen aufgeführt ist. Das Ende des Strand, der einstigen Landstraße zwischen den damals von einander unabhängigen Städten London und Westminster, stößt wieder auf den schon erwähnten Trafalgarplatz.

Wir wenden uns aber diesmal von hier nicht nach Süden, dem Parlament zu, sondern weiter nach Westen, wo wir ausgedehnte Parks, die Paläste von St. James und Buckingham und elegante Straßen wie Pall Mall und Piccadilly finden. Ein Blick in die letztere Straße zeigt uns stets ein äußerst belebtes Bild. Neuere Straßen haben sie in Bezug auf imposante und schmuckreiche Gebäude zwar überholt, aber gerade in ihrer Altmodischheit zeigt sie eine gewisse konservative Vornehmheit. Daß der Verkehr auf der Straße hier im fashionablen Westen einen ganz anderen Eindruck gewährt, als in der City, ist natürlich. Aber so recht charakteristisch läßt sich der Londoner Straßenverkehr überhaupt nicht im Bilde festhalten. Selbst bei einer photographischen Momentaufnahme findet man

Piccadilly.

immer leere Räume, die das Auge in Wirklichkeit auf der Straße nicht wahrnimmt, weil sie eben nur sekundenlang vorhanden sind. Wer das Alles nicht in Bewegung gesehen hat, macht sich keinen Begriff davon. Interessant ist auch der Besuch der großen Parks, des Hydepark namentlich, und das besonders zu den Stunden, da die elegante Welt zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen sich hier tummelt.

Etwas südlich vom Hydepark, von Piccadilly aus am nächsten durch Brompton-Road erreichbar, liegt das Kunst- und Gewerbemuseum von South-Kensington. Außer einer reichen Menge von Originalgegenständen findet man hier Nachbildungen der interessantesten Baudenkmale und sonstige verschiedene Erzeugnisse menschlicher Kunst- und Gewerbethätigkeit aus allen Zeiten und Ländern. Ganze Gebäudeparthien sind hier in Originalgröße nachgebildet, ganze Lokomotiven und Schiffstheile sind hier aufgestellt. In unmittelbarer Nähe dieses Museums befindet sich die bereits erwähnte, zum britischen Museum gehörige naturhistorische Sammlung.

Wohl wäre noch gar Manches zu beschreiben. Allein es konnte nur unsere Aufgabe sein, das Wichtigste herauszugreifen. Wer möchte es unternehmen, die Sehenswürdigkeiten einer solchen Riesenstadt, die Kirchen, Spitäler und Lehranstalten, die Museen, die Denkmäler, die Theater (an letzteren ist allerdings in London nicht gar viel zu bewundern) und so manches Andere im Rahmen eines kurzen Aufsatzes auch nur alle zu erwähnen, geschweige denn zu beschreiben?

Wer London gründlich kennen lernen will, muß sich gleich von vornherein auf einen langen Aufenthalt einrichten. Theuer ist der Spaß gar nicht — wenn man sich erst ein bischen eingelebt hat. Das lernt freilich nur Derjenige rasch, der die englische Sprache kennt. Und

leider wird die engliſche Sprache von den deutſchen Schulen ſehr vernachläſſigt. Das Franzöſiſche, mit dem der Deutſche in andern Ländern ſich zu helfen pflegt, nutzt ihm in England nichts. Der Engländer will von der franzöſiſchen Sprache ſo wenig wiſſen, wie vom franzöſiſchen Geld, das nicht einmal in den Reſtaurationen der großen Londoner Bahnhöfe genommen wird, wo doch alle die feſtländiſchen Reiſenden aus- und einſteigen.

Moderne Glasmalerei.

Kunſtgewerbliche Plauderei von **Ulr. Myers.**

Mit 10 Illuſtrationen.

(Nachdruck verboten.)

Wenn wir heute eine der zum Glück bis auf unſere Zeiten erhalten gebliebenen Stätten betreten, in denen einſt unſere Vorfahren wohnten und hausten, wenn wir die alten Zimmer in Schlöſſern und Burgen oder uralten Patrizierhäuſern ſehen, ſo feſſelt uns der Reiz der Behaglichkeit, der harmoniſchen Gediegenheit, der ſoliden Einfachheit dieſer Räume.

Nicht die verſchnörkelten Formen, die lebhaften Farben, die reiche Vergoldung des Rokoko treten uns in dieſen alten Gemächern entgegen, ſondern gediegene Natürlichkeit und Solidität. Naturfarben iſt das Holz, das zur Täfelung, zur Decke und zu den ſchweren Möbeln verwendet wurde; gerade und einfach ſind die Linien der Architektur und der Dekoration; dunkel gehalten iſt die ganze Einrichtung, und doch wie gemüthlich, wie behaglich ſitzt es ſich in dieſen alten Stuben. Faſt will der Neid uns überwältigen, wenn wir daran denken, wie ſchön und bequem unſere werthen Vorfahren es in ihrem Heim hatten.

Nähere Erwägung thut indeſſen dar, daß wir eigentlich gar keinen Grund mehr zum Neide haben, daß wir vielmehr die Generationen unmittelbar vor uns bemitleiden

müſſen, denen es unmöglich geweſen wäre, ſich einzurichten, wie unſere längſt verſtorbenen Vorfahren, während das für uns in Wirklichkeit gar nicht mehr ſo ſchwer iſt.

Seit dem dreißigjährigen Kriege hatte das einſt ſo blühende, weitberühmte deutſche Kunſtgewerbe einen derartigen Stoß erlitten, daß es ſich nicht wieder erholen konnte. Es ging ſtetig zurück, und ſein Rückgang iſt deutlich an den Wohnungseinrichtungen und Ausſtattungen aus jener Zeit zu merken. Das 19. Jahrhundert brachte die Erfindung der Maſchinenarbeit und eine Zerfahrenheit im Styl, die den vollſtändigen Ruin des Kunſtgewerbes herbeiführte. Es begann ein ſchneller Wechſel der Mode, der im Intereſſe der Fabrikanten und der von ihnen beſchäftigten Arbeiter lag. Das Gefühl für das bewährte Althergebrachte ging vollſtändig verloren, und ein wildes Hetzen und Jagen nach unſinnigen, zuſammenhangloſen, unmotivirten Neuheiten trat an ſeine Stelle. Die Geſchloſſenheit des Kunſthandwerkes, das ſorgfältig Formen und Modelle pflegte und wahrte, war zerſprengt, jeder Handwerker arbeitete für ſich ohne Rückſicht auf die anderen, nur in der Abſicht, ſeinem Erzeugniß zu möglichſt großem Erfolge zu verhelfen. Der Sinn für einen beſtimmten Styl ging vollſtändig verloren, ſelbſt der Kunſthandwerker kehrte ſich mehr und mehr von der Kunſt

Brautzug.
(Bild mit Kante von Kathedralglas.)

ab, und es blieb ein ſchablonenhaft arbeitender Handwerker übrig, der für die künſtleriſchen Beſtrebungen und Leiſtungen ſeiner Handwerksgenoſſen im Mittelalter gar kein Verſtändniß mehr hatte.

Heidelberg mit Schloßruine.
Von H. Heubner.

Da es keinen beſtimmten Styl mehr gab, kein Handwerker mehr nach einem künſtleriſchen Geſichtspunkte arbeitete und daran dachte, ſein Produkt mit den Arbeiten anderer Branchen in irgend welchen Einklang zu bringen, war es dem Publikum beim beſten Willen noch vor dreißig Jahren nicht möglich, auch nur eine einheitliche Zimmereinrichtung zuſammen zu bringen. Tiſchler, Tapezierer, Stofffabrikanten produzirten ſchales, nüchternes Zeug, das ſich beim beſten Willen nicht zu einem harmoniſchen Ganzen vereinigen ließ. Eine Zimmereinrichtung und Ausſtattung muß eine Idee, die Verkörperung eines Gedankens im dekorativen Sinne darſtellen; wie ſollte man dies ermöglichen, wenn die einzelnen Stücke eben nur in gedankenloſer Schablone hergeſtellt wurden?

Deshalb sind die Einrichtungen aus jener Zeit so entsetzlich nüchtern, so öde, so geschmacklos, daß sich die heutige Generation um jeden Preis dieses werthlosen Krams zu entledigen sucht, während die Mobilien, die zwei- und dreihundert Jahre älter sind, jetzt erst recht Werth besitzen.

Die Wartburg.. Von H. Heubner.

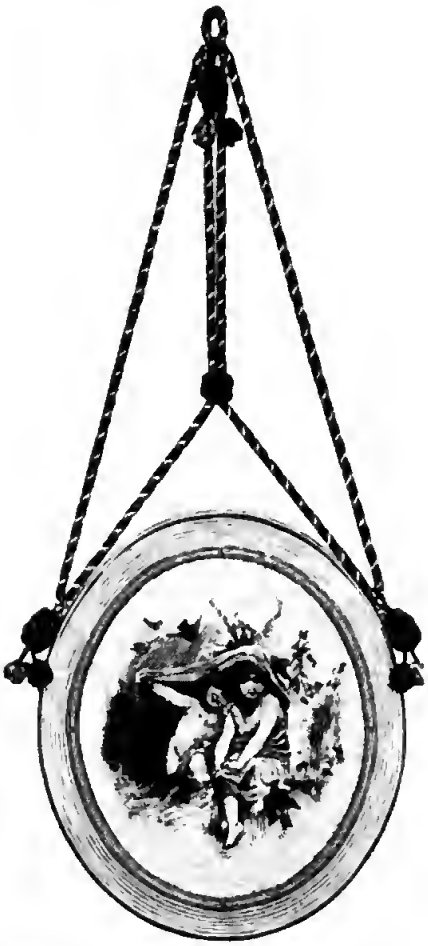
Als im Anfang der siebziger Jahre der „altdeutsche Styl" aufkam, waren die meisten Laien geneigt, dies für eine Modesache zu halten, die rasch vorübergehen würde, und die man nicht mitmachte, weil man fürchtete, sich lächerlich zu machen. Dieses Altdeutsche aber ist zu einem wahren Segen für unser Kunstgewerbe geworden. Die Rückkehr zu den gediegenen Formen und Modellen des Mittelalters, zu der man genöthigt war, weil es eben an jüngeren werthvollen Vorbildern fehlte, hat unser Kunsthandwerk auf eine Höhe gebracht, die zum Theil selbst die der früheren Glanzzeiten übersteigt und die Anerkennung so kritischer Beurtheiler, wie der Franzosen, der Engländer und der Amerikaner erzwungen hat.

Mit dieser Hebung des Kunsthandwerks wurde auch die Glasmalerei in Deutschland wieder aus einem wahren Todesschlafe geweckt, in dem sie mehrere Jahrhunderte, wie es schien für immer, geruht hatte.

Die ersten Glasmalereien findet man schon im 6. Jahrhundert nach Christi Geburt an französischen Kirchenfenstern. Aus dem 9. Jahrhundert befanden sich Glasmalereien in der Züricher Frauenmünsterkirche; aus den letzten Jahren des 10. Jahrhunderts stammten die Glasmalereien im bayrischen Kloster Tegernsee. In Deutschland brachte es diese Kunst im 15. und 16. Jahrhundert zu einer außerordentlichen Blüthe. Kirchen, Paläste, Rath- und Zunfthäuser, Gesellen- und Wirthsstuben wurden mit Wappen, Emblemen, Zierrathen, biblischen und geschichtlichen Darstellungen geschmückt, und bis heute haben sich, wenn auch nur vereinzelt, wunderbare Proben der früheren Technik erhalten.

Was wir an diesen alten Glasmalereien zu bewundern haben, ist ihre Durchsichtigkeit, die Unvergänglichkeit ihrer Farben, die durch die Jahrhunderte lange Einwirkung des Sonnenlichtes und die Einwirkung der meteorologischen Einflüsse nicht im Geringsten verändert wurden, dann die Leuchtkraft, der Schmelz, um nicht zu sagen die „Weichheit" der Farben. Auch für die Glasmalerei wurden die fürchterlichen Folgen des dreißigjährigen Krieges verhängnißvoll, und im 17. Jahrhundert ging sie unaufhaltsam ihrem Verfall entgegen. Es kam dazu, daß inzwischen an Stelle des gothischen Kirchenstyles die Renaissance getreten war mit starkem Mauerwerk und kleinen Fenstern, die keine Flächen mehr für glasmalerische Leistungen boten. Außerdem entwickelte sich die gewöhnliche Glasindustrie mehr und mehr und lieferte Fensterscheiben von einer Größe und reinen Weiße, die man bis dahin nicht gekannt hatte.

Die Glasmalerei ging zu Grunde, die alten Meiſter ſtarben aus, und die Geheimniſſe der dauerhaften und kräftig wirkenden Farben in den Glasfenſtern, die Technik des Uebereinanderſchmelzens von Farben gingen mit ihnen vollſtändig verloren.



Winter. Mit Poſamentengarnitur.

Herbſt. Mit Poſamentengarnitur.

Erſt im Anfange unſeres Jahrhunderts ging von Bayern eine Wiederbelebung der Glasmalerei aus, und die kunſtſinnigen bayriſchen Herrſcher ließen es ſich angelegen ſein, dieſe Kunſt zu pflegen. Es gelang, die Geheimniſſe der alten Meiſter nach langen, mühevollen und koſtſpieligen Verſuchen nochmals zu erfinden, und im Jahr 1827 wurde in München die ſeither ſo bedeutend gewordene Anſtalt

für Glasmalerei begründet. Die wiedererweckte Kunst leistete ihre Dienste vorläufig nur für Kirchenbauten, und das künstlerische Streben nach Wiederherstellung alter Gotteshäuser, das sich in Deutschland allenthalben um die Mitte des Jahrhunderts geltend machte, schaffte der modernen Glasmalerei genügend Beschäftigung und Verdienst, auch als mit der Zeit noch andere bedeutende Glasmalerei-Institute in deutschen und österreichischen Städten entstanden.

Privatleute dachten nicht daran, die neuerstandene Glasmalerei in ihren Wohnungen zu verwenden; es hatte sich ja auch in der Art des Wohnens in Deutschland eine große Veränderung vollzogen. Die Entwickelung der Industrie schaffte eine lebhaftere Bewegung der Bevölkerung, die alte Seßhaftigkeit hörte mehr und mehr auf. Das Wohnen in einem eigenen, alten, ererbten Hause, in dem man sich ganz nach Gefallen einrichten konnte und in dem man jede Einrichtung mindestens für Lebenszeit traf, kam ab, und das Miethshaus trat an die Stelle des eigenen dauernden Besitzes eines Häuschens. Die Miethshäuser entwickelten sich besonders in den Großstädten bald zu entsetzlich nüchternen Miethskasernen, an denen das traurige Prinzip, dem auch damals Kunst und Kunsthandwerk huldigten, dem selbst die Architektur dienstbar war, zur Geltung kam, das Prinzip: „Billig und schlecht“ oder: „Einfach, aber geschmacklos.“

Mit dem Wiedererwachen des Kunstgewerbes und dem Aufschwung der deutschen Industrie seit etwa fünfzehn Jahren vollzog sich auch ein günstiger Umschwung auf dem Gebiete des Wohnungsbaues. Auch die Hygiene der Wohnungen hatte inzwischen bedeutende Fortschritte gemacht, und bei den neueren Bauten hatten die Architekten nicht nur für schöne Fassaden, für prächtige Treppenhäuser und Vestibüle, sondern vor Allem auch für die zwei wichtigsten

Grundbedingungen alles Lebens zu ſorgen, nämlich für: Licht und Luft!

Faſt alle modernen Miethshäuſer beſſerer Art haben große und breite Fenſter, die ſehr oft ſchon in Kniehöhe über dem Boden anfangen und beinahe bis zur Decke hinaufreichen. Es dringen Fluthen von Licht in die modernen Wohnungen.

Frühling. Von Profeſſor W. Friedrich.

Dieſes volle Licht erwies ſich aber für die neuerſtandenen altdeutſchen Einrichtungen keineswegs als förderlich und angenehm, ſondern es nahm der Zimmerausſtattung die Wirkung, es machte ſie — wie der Kunſtausdruck lautet — „kalt“. Man begann nun, die Fenſter durch Portièren und Vorhänge zu verdunkeln, ging aber auch hier bald zu weit und erhielt dann Stuben, die ſo dunkel waren, daß man am hellen Tage kaum darin etwas erkennen konnte. In dieſer thörichten Verdunkelung der Zimmer wird heute noch in hochelegant eingerichteten Wohnungen Unglaubliches geleiſtet. Solche künſtlich verdunkelte Räumlichkeiten wirken nur bei Abendbeleuchtung und ſind tagsüber durch Licht und Luftmangel ein geradezu geſundheitsgefährlicher Aufenthalt. Verdunkelte Räume machen den Eindruck, mit Mobiliar überladen zu ſein, ſelbſt wenn dies durchaus nicht der Fall iſt.

Auch im Mittelalter hatte man in den Wohnungen

große Fenster, man denke nur an die riesigen Spitzbogenfenster der gothischen Architektur. Das Licht, das durch diese Fenster in die Wohnungen fiel, ward aber gemildert, und das gab den Ausstattungen der Zimmer die behagliche Wirkung. Die Leute jener Zeit dachten nicht daran, wie wir, ihre Wohnräume künstlich zu verdunkeln, denn sie hatten ja ohne eigenes Dazuthun sehr schönes, gleichmäßiges, gemildertes Licht durch die sogenannten „Butzenscheiben". Diese kleinen, runden Butzenscheiben, die durch künstliche Fassung in Blei zu größeren Fensterflächen zusammengesetzt wurden, waren nicht etwa eine Modesache, sondern eine Nothwendigkeit. Die Glasfabrikation kannte nämlich dazumal noch nicht die Herstellung des Tafelglases, sie goß nur runde Scheiben flachen Glases und kam dabei über einen gewissen Durchmesser (von ungefähr 15 Centimeter) nicht hinaus.

Sommer. Von Professor W. Friedrich.

Man führte daher auch in der Neuzeit in den modernen Häusern, besonders in den altdeutsch eingerichteten Restaurants vielfach die Butzenscheiben wieder ein, die ebenfalls in der ersten Zeit von vielen Leuten für eine Modenarrheit gehalten wurden, während sie in Wirklichkeit eine Nothwendigkeit waren, die durch die neue stylvolle Einrichtung bedingt war.

Die Butzenscheiben aber haben eine unangenehme Eigenschaft, sie sind undurchsichtig; will man durch ein solches Fenster auf die Straße sehen, so muß man es öffnen, was insbesondere im Winter nicht zu den Annehmlichkeiten gehört. Man brauchte also für die modernen Fenster eine Einrichtung, welche das Licht dämpfte und doch einen Durchblick gestattete, und nun war es für die moderne Glasmalerei Zeit, sich in den Dienst der Privatleute zu stellen, nachdem sie bisher nur für Kirchen und andere Monumentalbauten verwendet worden war.

Morgen. Von Professor W. Friedrich.

Die alte Glasmalerei schuf auch ziemlich undurchsichtige Fenster, und die moderne hatte ihr bisher nachgeahmt, sie mußte sich jetzt den Bedürfnissen entsprechend modifiziren. Die Glasmalerei in ihrer bisherigen Gestalt war aber auch sehr theuer, man weiß ja, daß ein großes Kirchenfenster auf 15,000 bis 20,000 Mark zu stehen kommt, und daß demgemäß ein großes Fenster in einer modernen Wohnung, selbst bei bescheidenen Ansprüchen an die Glasmalerei, doch immerhin mehrere hundert Mark kostet.

Die unablässig nach Fortschritt und Neuheit strebende Technik, die heute vor Allem darauf ausgeht, praktische Bedürfnisse zu befriedigen, ohne einen hohen künstlerischen Standpunkt zu verlassen, fand aber auch eine Modifikation für die modernen Fenster mit Glasmalerei, indem sie

gelblich-grünes Glas, das sehr lichtdämpfend ist, aber doch freien Durchblick gestattet, mit bunten Glasstücken zusammenfügte und nur in die Mitte der Fenster dekorative bunte Stücke in Malerei hineinsetzte. Ja, sie machte die Sache noch einfacher, sie lieferte nur die Mittelstücke in der Form der sogenannten „Diaphanien", die nur einen Theil der Fenster verdecken, aber doch, trotzdem sie den Durchblick an den unbedeckten Stellen gewähren, das Licht in wunderbarer Weise dämpfen.

Abend. Von Professor W. Friedrich.

Wer nur einmal ein gut eingerichtetes Zimmer erst mit gewöhnlichen Fenstern und dann mit richtig angebrachten Diaphanien an den gewöhnlichen Fenstern gesehen hat, dem prägt sich der Unterschied für Lebenszeit ein und macht es ihm klar, warum so oft kostbare, prunkvolle Zimmereinrichtungen so gar keinen Eindruck auf ihn machten: die Dämpfung der Beleuchtung fehlte, die sich mit ein paar Diaphanien so bequem und billig hätte erreichen lassen.

Das ist nämlich der Vorzug dieser modernsten Produkte der Glasmalerei, daß sie sehr billig sind, trotzdem sie eine Farbenpracht und eine künstlerische Vollendung besitzen, die man selbst bei den besten Glasmalereien des Mittelalters nicht vorfand. Dabei sind die Farben unvergänglich, die Fenster können in derselben Weise geputzt

und gewaſchen werden, wie alle anderen, und auch die Einwirkung der Sonne iſt für die Farben in keiner Weiſe ſchädlich. Die beſten Künſtler arbeiten heute für die Fabriken, in denen nach patentirten Verfahren die Diaphanie-Glasbilder hergeſtellt werden, und unter denen die Firma Grimme & Hempel in Leipzig unbeſtritten den erſten Rang einnimmt. Die Nachbildungen von verſchiedenen Diaphanien, die ſie als Hängebilder und Scheiben zum Einſetzen liefert, haben wir beigefügt, um dem Leſer eine Vorſtellung von der künſtle-

Sixtiniſche Madonna nach Raphael.
Bild mit Kante und Füllung von Kathedralglas.

rischen Art und Weise zu verschaffen. Wie man aus diesen Reproduktionen ersieht, werden die Diaphanien in den vielfältigsten und geschmackvollsten äußerlichen Formen, wie oval, viereckig oder oblong, hergestellt; ihre Befestigungsweise ist eine verschiedene, man kann sie aber auch ganz und gar als geschlossene Fenster verwenden, und nicht nur für Wohnhäuser, sondern auch für Monumentalbauten aller Art.

Die besten deutschen Maler haben die Entwürfe und Bilder dieser Diaphanien geliefert, Landschaften in blendend schöner Ausführung, Allegorien, Genrescenen, historische und biblische Darstellungen, Porträts berühmter Persönlichkeiten, Scenen aus dem häuslichen und dem Familienleben unserer Vorfahren, Sportstücke. Diese Sachen erhält man zum Preise von 6 Mark an, der allerdings bei besonders großen, ganz geschlossenen Fenstern bis auf 175 Mark steigt. Dafür hat man aber eine gediegene Ausführung, ein künstlerisch schönes, wirkungsvolles und dabei unverwüstliches Bild.

Sogar die Porträts von Verwandten und Bekannten kann man für billiges Geld auf diesen Diaphanien in Lebensgröße und außerordentlicher Naturtreue anbringen lassen, indeß möchten wir gerade diese Art der Diaphanie nicht mehr zu denjenigen zählen, die Anspruch auf einen künstlerisch schönen Eindruck machen können. Es gibt sehr wenig Gesichter, die ohne Weiteres ästhetisch oder künstlerisch befriedigen, und wenig charakteristische Gesichter an das Fenster zu hängen, selbst wenn sie lieben Anverwandten angehören, heißt doch die Pietät auf Kosten der Kunst zu weit treiben.

Mannigfaltiges.

Eine ſonderbare Parade. — Im Jahre 1833, kurze Zeit nach Antritt ſeiner Regierung, unternahm der König Ludwig Philipp eine Reiſe nach der Normandie, um ein aus der Nordſee wo es gemeinſam mit der engliſchen Flotte operirt hatte, zurückgekehrtes Geſchwader zu inſpiziren. Auf der Fahrt dahin wurde u. A. auch in Falaiſe, der Hauptſtadt des Arrondiſſements Calvados, Station gemacht, und eine Parade über die dort ſtehende Nationalgarde abgehalten. Da der König und ſein Gefolge ſehr einfach und ohne großes Gefolge reisten, ſo mußten die zu derartigen Gelegenheiten erforderlichen Pferde erſt durch den Hoffourier beſorgt werden, was in dem zu jener Zeit noch revolutionär aufgewühlten Lande mitunter ſeine Schwierigkeiten hatte. In der Nähe von Falaiſe aber hatte kürzlich die berühmte Meſſe von Gnibray ſtattgefunden und es befand ſich daher noch ein Cirkus im Orte, der während der Meſſe dort Vorſtellungen gegeben hatte. Die Pferde deſſelben wurden nun von dem Hoffourier mit Beſchlag belegt und für den König und ſein Gefolge, zu dem u. A. auch die Marſchälle Soult und Gérard gehörten, beſtimmt. Die Herren waren nicht unangenehm überraſcht, als ſie am nächſten Morgen bei der Parade ſtatt der gewohnten Klepper oder Gendarmenpferde eine ſtattliche Reihe ſchöner, prächtig aufgezäumter Schimmel vorfanden. Sie ſtiegen in den Sattel, und die Parade begann. Als der König ſich auf den rechten Flügel begab, fing die Muſik an zu ſpielen, und nun geſchah etwas, das kein Menſch erwartet hatte. Die ſtolzen Renner waren ohne Zweifel der Meinung, ſie befänden ſich in der Manége, und begannen daher jeder ſeine gewohnten Produktionen auszuführen. Der König, Soult und noch zwei Andere ritten Schulpferde, die

ſich ſofort zu einer Quadrille vereinigten. Die Reiter zogen die Zügel an, und nun fielen die Pferde in die verſchiedenen Gangarten der hohen Schule. Ein anderes Pferd machte Volten über Volten, kurz, es gab eine allgemeine Verwirrung zum großen Erſtaunen der Truppen ſowohl, wie der Zuſchauer, die natürlich von dem Zuſammenhange keine Ahnung hatten. Erſt als der Hoffourier, dem endlich über den Streich, den er angerichtet hatte, ein Licht aufging, die Muſik aufhören ließ, gaben die Pferde ſich endlich wieder zur Ruhe. Es dürfte jedenfalls das einzige Mal geweſen ſein, daß ein König mit glänzendem Gefolge öffentlich eine Vorſtellung in der höheren Reitkunſt gab, und die Geſchichte hat noch dazu den Vorzug, buchſtäblich wahr zu ſein, da der Sohn des Königs, der Prinz von Joinville, welcher der Parade ebenfalls beiwohnte, ſie ſelbſt in ſeinen Erinnerungen erzählt. A. S.

Peter der Große hörte eines Tages wieder von mehreren bedeutenden Diebſtählen, die vorgefallen waren. Mit großer Heftigkeit rief er aus: „Bei Gott, das ſoll ein Ende nehmen!" Er ließ darauf den Generalprokurator Paul Iwanowitſch Jaguſchinsky zu ſich kommen. „Schreib!" ſagte Peter, „ſchreib in meinem Namen, daß fortan ein Jeder, wer es auch ſein mag, ohne weitere Unterſuchung und Spruch gehängt wird, der auch nur ſo viel ſtiehlt, als ein Strick zum Hängen koſtet!"

Der Generalprokurator hatte bereits die Feder in der Hand, ſprach aber jetzt höchſt erſchrocken: „Väterchen, bedenk die Folgen eines ſolchen Ukas!"

„Schreib," ſchrie ihn der Zar an, „wie ich Dir geboten!"

Jaguſchinsky ſchrieb aber trotzdem nicht, ſondern entgegnete: „Aber, Väterchen Zar, willſt Du denn Herrſcher ſein ohne Diener und Unterthanen? Wir ſtehlen ja doch Alle, nur Einer offener, der Andere verſteckter!"

Peter kam aus dem Grimm in's Lachen, ſah ſich um und ſagte: „Nun freilich, Alle kann ich nicht hängen laſſen!" und wiederholte ſeinen Befehl nicht weiter. M. L-l.

Das Weinen der Thiere. — Die Thiere beſitzen alle Apparate zum Weinen, wie ſie auch die phyſiſchen Bedingungen zum Lachen beſitzen. Der Hund, das Pferd, der Elephant, der Bär, die Ratte,

der Esel, das Maulthier, verschiedene Hirsche, Affen, Rind, Kameel und Giraffe vergießen Thränen, wenn sie bekümmert sind. Affen weinen bei Kränkung und getäuschter Erwartung; der Hirsch, wenn er seinen Verfolgern nicht mehr entrinnen kann. Frau Burton erzählt, sie habe in der syrischen Wüste Thränen an den Wangen durstiger Kameele herabrollen sehen. Ein Maulthier, das durch einen zweizölligen Nagel an seinem Fuße lahm geworden, zeigte ein Gesicht, auf dem sich Schmerz und Verzweiflung malten, und Thränen entströmten seinen Augen. Livingstone erzählt von einem Sokoaffen, der, wenn er nicht gleich einem Kinde auf den Arm genommen wurde, sobald er es wünschte, in das bitterste menschenähnliche Weinen ausbrach. Dr. Boerlage schoß in Java eine Aeffin vom Baum. Ihr Junges im Arm haltend, fiel sie herunter und starb weinend. Eine von einem Büchsenschuß verwundete Giraffe fand man ebenfalls mit Thränen in ihren dunkeln Augen. Gordon Cumming spricht von großen Thränen, die den Augen eines sterbenden Elephanten entfielen.

—dn—

General Seidlitz. — In der Schlacht bei Zorndorf kommandirte der berühmte preußische General v. Seidlitz den linken Flügel der Kavallerie. Nach dem ersten Angriff blieb er stehen, um einen besseren Augenblick abzuwarten. Friedrich II., der sich auf dem rechten Flügel befand, ließ ihm einige Male befehlen, anzugreifen, und am Ende hinzufügen: daß er, wenn die Sache nicht gut ausfiele, mit seinem Kopfe dafür haften müsse. Der unerschrockene Seidlitz ließ ihm antworten: „Nach der Schlacht steht Seiner Majestät mein Kopf zu Befehl; aber während derselben brauche ich ihn höchst nothwendig." H. Th.

Ein Kolossalkreuz. — Das größte Denkmal in Form eines Kreuzes dürfte unstreitig der Golden Gate Park zu San Francisco in Kalifornien aufweisen. An dem Platze, wo es steht, wurde im Jahre 1597 der erste christliche Gottesdienst in jenem Theile der Neuen Welt abgehalten. Das Kreuz selbst ist 17½ Meter hoch und ruht auf einem viereckigen Unterbau der 2 Meter hoch ist und 5 Meter im Quadrat mißt. Seine vier Arme haben das respektable Gewicht von mehr als 1900 Centnern und bestehen aus einzelnen in der That riesenhaften Steinen. O. v. B.

Kurzer Prozeß. — Hafiz Ali, Paſcha von Piddir zur Zeit Selim's III., beſiegte mohammedaniſche Rebellen und ließ, nachdem dieſen die Köpfe abgeſchnitten waren, einige Säcke damit anfüllen, um ſie dem regierenden Sultan zu ſchicken. Aus Verſehen hatte ſein Geheimſchreiber in dem Bericht, welcher dieſes koſtbare Geſchenk begleiten ſollte, 628 Köpfe angegeben, während die Säcke nur 594 enthielten. Um nun den Bericht nicht ändern zu müſſen, beorderte Hafiz Ali eine Anzahl Soldaten auf die Straße, wo ſie 34 Chriſten (die ſich durch ihre Kleidung auszeichneten) aufzugreifen Befehl erhielten. Denſelben wurden dann ohne Weiteres die Köpfe abgeſchnitten und dieſe in die Säcke geſteckt, ſo daß nunmehr die richtige Anzahl Köpfe die Reiſe nach Stambul antrat.

M. L—l.

Sonderbare Lückenbüßer. — Als im Jahre 1712 in England die erſte Steuer auf Zeitungen gelegt wurde, verminderte ſich der Abſatz des „Spectator" um die Hälfte. Im Jahre 1750 ſtand es ſo ſchlimm mit den engliſchen Zeitſchriften, daß die Verleger, um die gehörige Seitenzahl mit billigem Material auszufüllen, zur Bibel griffen, und, mit dem erſten Buche Moſes anfangend, wöchentlich ein Kapitel erſcheinen ließen, bis ſie damit durch waren. E. K.

Aufklärung. — Auf dem Wege nach Monte Carlo reiſten einſt zwei Reiſende zuſammen; der Eine von ihnen war Rubinſtein, der jüngſt verſtorbene berühmte Komponiſt.

„Werden Sie ein bischen in Monte Carlo ſpielen," fragt der Zweite Herrn Rubinſtein.

„Ein bischen? Ich werde dort nichts thun als ſpielen, täglich zweimal," antwortete der Komponiſt und Klaviervirtuoſe.

„Um des Himmels willen! So oft?"

„Jawohl; es iſt mein Geſchäft."

„Was; Spielen iſt Ihre Profeſſion?"

„Gewiß; und ich gewinne ſtets."

„Ah, dann möchte ich Ihr Syſtem kennen lernen."

„Gewiß will ich Sie damit bekannt machen, wenn Sie ſich die Mühe nehmen, mich zu beſuchen. Ich bin nämlich Pianiſt — mein Name iſt Rubinſtein." —bn—

UNIV. OF MICHIGAN,

JUL 15 1912

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Unsern Knaben und Mädchen gewidmet!

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint jährlich in 52 Nummern (pro Quartal 2 M.) und in 16 Heften (pro Heft 50 Pf.).

Die erschienenen Jahrgänge in eleganten Einbänden kosten:

Jahrgang I 8 M., Jahrgang II, III, IV, V, VI, VII und VIII à 9 M.

Der Gute Kamerad darf sich als den erklärten Liebling der deutschen Knabenwelt ansehen. Seine unendliche Reichhaltigkeit, der helle, frische Ton, in dem er zu seinen Lesern spricht, verbunden mit sittlichem, erzieherischem Ernste, haben ihm die Sympathien der Eltern und Kinder erworben, deren er sich heute erfreut.

Illustrierte Mädchen-Zeitung.

Erscheint jährlich in 52 Nummern (pro Quartal 2 M.) und in 16 Heften (pro Heft 50 Pf.).

Die erschienenen Jahrgänge in eleganten Einbänden kosten:

Jahrgang I, II, III, IV, V und VI à 9 M.

„Das Kränzchen" ist für unsere Mädchenwelt während ihrer freien Zeit die beste Unterhaltung. Es bietet Erzählungen, Gedichte, Essays, bringt Anweisungen für Malerei-, Stickerei-, Häkel- und andere Arbeiten, gibt Rezepte für Haus, Küche und Keller u. s. w., kurzum das „Kränzchen" kennt und weiß die Bedürfnisse eines jungen Mädchens und trägt denselben in vollem Umfange Rechnung.

Abonnements in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Neuer Roman von Georg Hartwig:

Die

Sage von Imhoff.

2 Bände.

Preis broschiert M. 6.50.

Der namentlich durch seine „Goldene Gans" rasch in den weitesten Kreisen beliebt gewordene Autor bietet in seinem neuesten Roman ungemein fesselnde Bilder aus aristokratischen Kreisen an einem kleineren Hofe. Eine im höchsten Grade spannende Handlung, die sich in meisterhafter Steigerung entwickelt, hält das Interesse bis zum Schlusse gefangen.

Früher erschien:

Die Goldene Gans.

Roman von Georg Hartwig.

2 Bände. * Preis broschiert M. 6.50.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 0111

Unser Bismarck

von

E. W. Allers

Text von Hans Kraemer.

Etwa 280 Seiten Text mit über 200 teilweise ganzseitigen Textillustrationen und 42 Extra-Vollbildern.

In 14 Lieferungen à 2 Mark.

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Filmed by Preservation 1992

Durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen.